

OH, MANN!

Das starke Geschlecht sucht seine neue Rolle





„Wer seiner Berufung folgt, darf von seinem Finanzberater das Gleiche erwarten.“

Dr. h.c. Manfred Lautenschläger, MLP-Gründer

Wer das Leben von Akademikern kennt, kann sie besser beraten. Deshalb hat Manfred Lautenschläger vor mehr als 40 Jahren MLP gegründet. Die Finanzberatung von Akademikern für Akademiker. Mit Beratung auf Augenhöhe. Ein echter Partner bei der persönlichen Finanzplanung. www.mlp.de

Manfred Lautenschläger



Finanzberatung, so individuell wie Sie.

Vorsorge

Vermögen

Gesundheit

Versicherung

Finanzierung

Banking

Hausmitteilung

31. Dezember 2012

Betr.: Männer, Terrorismus, Syrien

Über kaum etwas reden die Deutschen so ungern mit Journalisten wie über Liebe und Geld; überrascht war daher das Autorenteam um die SPIEGEL-Redakteurinnen Kerstin Kullmann und Samiha Shafy, als es für die Titelgeschichte über die „Männerdämmerung“ Frauen suchte, die mehr verdienen als ihr Partner: Binnen weniger Tage meldeten sich zahlreiche Frauen, die über ihre Haushaltskasse ebenso Auskunft zu geben versprochen wie über die Frage, wie ihr Mann mit dem



SUSANA RAAB / DER SPIEGEL

Rosin, Shafy

Tausch der Geschlechterrollen zurechtkommt. In Washington besuchte Shafy die amerikanische Autorin Hanna Rosin, die in einem Buch das Ende des Mannes beschreibt. Während des Gesprächs wirkten Rosins drei Kinder, als wollten sie alle Klischees über Mädchen und Jungen erfüllen: Die zwölfjährige Tochter saß auf dem Sofa und las, der Neunjährige suchte Schuhe und Socken, der Vierjährige klopfte auf einem Schlagzeug herum. Nach wenigen Minuten legte die Tochter das Buch beiseite und half bei der Suche nach den Schuhen. „Meine Tochter ist so hilfsbereit und loyal“, sagte Rosin entschuldigend, „manchmal kommt es mir vor, als wäre sie als 45-Jährige zur Welt gekommen“ (Seite 98).

Der Krimi- und Drehbuchautor Willi Voss („Tatort“, „Großstadtrevier“) hat eine bewegte Vergangenheit: Er verkehrte in deutschen Neonazi-Kreisen, arbeitete für die PLO – und chauffierte Abu Daud durch Deutschland, den Drahtzieher des Anschlags auf israelische Sportler während der Olympischen Spiele 1972 in München. Als SPIEGEL-Redakteur Gunther Latsch den mittlerweile 68-Jährigen im Juni 2012 zum ersten Mal traf, konfrontierte er ihn mit einem Fernschreiben der Dortmunder Polizei aus dem Jahr 1972, in dem es um Voss' Kontakte zur palästinensischen Terrororganisation „Schwarzer September“ ging. Der Kontakt hielt, auch nachdem der SPIEGEL in zwei Geschichten über Voss' Verbindungen zu den Olympia-Attentätern berichtet hatte. Am Ende hatte Voss so viel Vertrauen gefasst, dass er Latsch die Geschichte seines Lebens als CIA-Agent erzählte. Mit den von Voss gelieferten Informationen begab sich SPIEGEL-Mitarbeiterin Karin Assmann in den USA auf die Suche nach den Führungsoffizieren des Deutschen – und wurde in Virginia fündig. Die beiden ehemaligen Geheimdienstler bestätigten Voss' Geschichte. Sein Deckname: „Ganymed“, Liebling des Göttervaters Zeus (Seite 34).

Achtmal ist SPIEGEL-Reporter Christoph Reuter seit Juni 2011 nach Syrien gereist, um über ein Land in Auflösung zu berichten; kein anderer deutscher Journalist ist seit Beginn des Aufstands so weit im Land herumgekommen. Bei seinen ersten Reisen traf Reuter Menschen, die sich nicht mehr wie Leibeigene behandeln lassen wollen – inzwischen fordern viele Syrer Rache für die Toten. Am 31. Januar wird Reuter von der Fachzeitschrift „medium magazin“ für seine Syrien-Berichterstattung als „Reporter des Jahres“ 2012 ausgezeichnet. Die Jury lobte „seine Berichterstattung über das Massaker in Hula, ohne Rücksicht auf eigene Gefährdung“. Sie habe „ein grelles Schlaglicht auf ein Verbrechen“ geworfen, „das ohne seine Berichte der internationalen Öffentlichkeit weitgehend verborgen geblieben wäre“ (Seite 76).



DER SPIEGEL

Fotograf Marcel Mettelsiefen, Reuter



Machen Sie den Fenster-Check!

Machen Sie Jagd auf teure Schwachstellen am Haus:

Mit unserem kostenlosen Test-Set können Sie Ihre Fenster jetzt schnell und einfach auf Wärmeverlust testen und selbst herausfinden, ob auch Ihr Haus zu viel Energie verbraucht.

Wenn auch Sie wissen wollen, was Sie gegen wachsende Energiekosten tun können, dann besuchen Sie uns im Internet unter www.fenster-check.de oder schreiben Sie uns.



In diesem Heft

Titel

Wie der gesellschaftliche Wandel die Männer zu Verlierern macht 98
 SPIEGEL-Gespräch mit der israelisch-amerikanischen Autorin Hanna Rosin über die Identitätskrise des starken Geschlechts 106

Deutschland

Panorama: Christian Lindner will nicht FDP-Vorsitzender werden / Neue Spuren bei Bonner Bombenlegern / Hamburger Elbphilharmonie noch teuer 10
Städte: Der Mietenschock wird zum Wahlkampfthema 14
Union: Ein ehemaliges Regierungsmitglied rechnet mit CSU-Parteichef Seehofer ab 20
Baden-Württemberg: Was sind das für Wähler, die die Grünen Winfried Kretschmann und Fritz Kuhn in ihr Amt gehievt haben? 24
Regierung: Wie Schwarz-Gelb Parteigänger versorgt 29
Wirtschaftspolitik: Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht sieht sich im SPIEGEL-Gespräch als wahre Erbin Ludwig Erhards 30
Demografie: Die Zahl der Hochbetagten wächst rasant 32
Karrieren: Vom Terrorhelfer zum CIA-Agenten – das bewegte Leben des Willi Voss 34

Gesellschaft

Szene: Bankenprotest in den USA / Drill für die Fitness 39
 Eine Meldung und ihre Geschichte – über ein Erdbeben, das durch Bauern ausgelöst wurde ... 40
Zukunft: Welche Menschen uns 2013 überraschen werden 42
Ortstermin: Der New Yorker Theatermacher Tuvia Tenenbom wollte sein umstrittenes Buch „Allein unter Deutschen“ vorstellen 55

Wirtschaft

Trends: Opel rechnet mit weiter sinkenden Verkaufszahlen / Viele Deutsche fliehen zwischen den Jahren ins Ausland / Schäuble-Arbeitsgruppe plant konkrete Sparmaßnahmen 56
Konjunktur: Wie sich hiesige Unternehmenschefs auf eine ungewisse Zukunft vorbereiten 58
Globalisierung: Die US-Kaffeehauskette Starbucks will Indien erobern 61
Finanzkrise: Warum der Schulden-Weltmeister Japan weiterhin Geld ausgibt 62
Manager: SPIEGEL-Gespräch mit Goldman-Sachs-Banker Alexander Dibelius über das miese Image und die Fehler seiner Branche 64

Medien

Trends: Die Tops und Flops im globalen Filmgeschäft / Das ZDF leistet sich einen teuren „heute-journal“-Pendler 69
Buchmarkt: Ein nicht ganz ernstgemeinter Ausblick auf die größten Bestseller des neuen Jahres 70
Fernsehen: Die Macher der preisgekrönten Mini-Serie „Der Tatortreiniger“ hadern mit ihrem Sender NDR 72

Ausland

Panorama: Kinderträume im Elend 74
Syrien: Acht Reisen durch die Hölle des Bürgerkriegs 76
Russland: Waisen als Druckmittel 84



MIKE SCHROEDER / ARGUS

Das Mieten-Versprechen

Seite 14

Während die Wohnungspreise vielerorts rasant steigen, rüsten die Politiker zum Mietenwahlkampf. Einige wollen Sanierungen verbieten, andere den sozialen Wohnungsbau beleben. Was taten die Pläne der Parteien?

Beförderung nach Parteibuch

Seite 29

Da sage noch einer, die Regierung bekomme nichts hin: Vor der Bundestagswahl versorgen Union und FDP ihre Parteifreunde mit gutdotierten Beamtenjobs. Als besonders ungeniert erweist sich Wirtschaftsminister Rösler.

Warum der Südwesten so grün ist

Seite 24

Kretschmann im Land, Kuhn in Stuttgart – wer sind die Wähler, die in Baden-Württemberg, dem Hort konservativen Bürgertums, die Grünen in ihr Amt gehievt haben? Die Suche mündet oft bei Abtrünnigen der CDU.



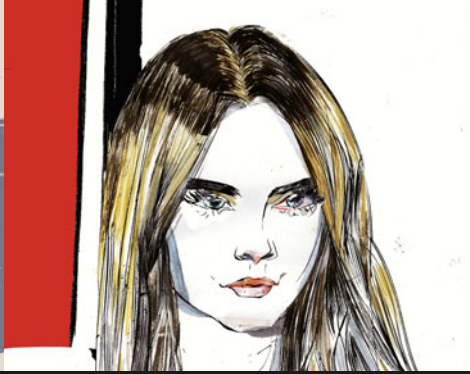
Wagenknecht

WERNER SCHÜERING / DER SPIEGEL

Erhards wahre Erbin?

Seite 30

Nach der Wende führte sie die Kommunistische Plattform und verteidigte das ökonomische System der DDR, nun lobt sie die Gründungsväter der sozialen Marktwirtschaft. Im SPIEGEL-Gespräch erklärt die Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht, warum sie glaubt, dass Ludwig Erhard heute in ihrer Partei am besten aufgehoben wäre.



Die Jahresvorschau 2013

Seite 42

Sie forschen, sie tüfteln, sie denken, sie filmen, sie regieren, sie erfinden. Im neuen Jahr werden 20 Menschen von sich reden machen, die unser Denken verändern und unser Leben – vielleicht sogar die Welt.

Reisen ins Inferno

Seite 76

Das hochgerüstete Assad-Regime steht vor der militärischen Niederlage gegen schlechtbewaffnete Rebellen. Wie das? SPIEGEL-Reporter Christoph Reuter über seine acht Reisen ins Innere des syrischen Infernos.

Der unheimliche Konzern

Seite 112

Das chinesische Unternehmen Huawei produziert die Schlüsseltechnik für den Mobilfunk, jetzt will es mit eigenen Handys den Weltmarkt erobern. Der öffentlichkeitsscheue Firmengründer war Offizier der Volksbefreiungsarmee.

Fest-Spiele der Fürstin

Seite 126

Sie ist eine der berühmtesten Gastgeberinnen der Welt, ihre zwanglosen Einladungen während der Salzburger Festspiele sind legendär. Im SPIEGEL-Gespräch offenbart Marianne Fürstin zu Sayn-Wittgenstein-Sayn das Geheimnis eines gelungenen Festes: „Man muss Menschen, die glauben, wichtig zu sein, ihre Wichtigkeit nehmen.“



Wittgenstein

DIETER MAYR / DER SPIEGEL

Australien: Die mörderischen Atomtests der Briten	85
USA: Der Bankrott der McDonald's-Stadt	88
Global Village: Bei den Assange-Fans in London	90

Sport

Szene: Der spanische Torjäger Michu ist die Entdeckung der Premier League / Deutscher Box-Oldie plant mit 50 Jahren WM-Kampf	91
Handball: SPIEGEL-Gespräch mit Nationaltorwart Silvio Heinevetter über die Chancen der Deutschen bei der WM und seine Beziehung mit Simone Thomalla	92
Vereine: Das schwindende Interesse am Ehrenamt bedroht viele Clubs in ihrer Existenz	95

Wissenschaft · Technik

Prisma: Fitness-Fibel für Computerfreaks / Roboter als Jongleur	96
Naturschutz: Wie Aktivisten die ältesten Bäume der Welt retten wollen	109
Forensik: Mit Hilfe der virtuellen Autopsie lösen Gerichtsmediziner ungeklärte Mordfälle	110
Internet: Angriff der Chinesen – der geheimnisvolle Huawei-Konzern	112

Kultur

Szene: Hans Barlach über seinen Streit mit Ulla Unseld-Berkéwicz / „Paradies: Liebe“ – ein Spielfilm über sexhungrige Touristinnen in Kenia	114
Zeitgeschichte: Wer ist Anne Frank heute? Neue Bücher und ein Film versuchen eine Antwort	116
Jahresbestseller	121
Essay: Was wird in 100 Jahren von 2012 geblieben sein?	122
Theater: Das neue Stück des Dokumentarfilmers Andres Veiel	124
Geselligkeit: SPIEGEL-Gespräch mit Marianne Fürstin zu Sayn-Wittgenstein-Sayn über die Kunst, Feste zu feiern	126
Filmkritik: Die Psycho-Komödie „Silver Linings“ von David O. Russell	130

Briefe	6
Impressum	132
Leserservice	132
Register	134
Personalien	136
Hohlspiegel / Rückspiegel	138

Titelbild: Illustration Marco Ventura für den SPIEGEL. Umhefter: Foto Agentur Focus

Jetzt schlägt's 13!

Wird uns das Jahr 2013 Unglück bringen? Der KulturSPIEGEL widmet sich ganz dem Fluch der Zahl 13, dem Nutzen vom Aberglauben und dem Wahrheitsgehalt von Sprichwörtern.





SPIEGEL-Titel 52/2012

„Wie schön und beruhigend ist es doch, dass nicht einmal der SPIEGEL die Nichtexistenz Gottes beweisen kann.“

FRED ENGLERT, ERLBACH (BAYERN)

Es ist lachhaft, dass Erdbewohner auf ihrem Staubkorn des Universums sich anmaßen, das Geheimnis der Schöpfung zu begreifen. Alle Götter sind erfundene Stellvertreter für das, was dem unbedeutenden Gehirnschmalz unserer Spezies immer Geheimnis bleiben wird.

ERICH STEGER, SCHWAIG (BAYERN)

Nr. 51/2012, SPIEGEL-Gespräch mit Doris Schröder-Köpf über ihre späte Karriere und das Leben mit dem Ex-Kanzler

Machohaft Züge

Doris Schröder-Köpf geht in die Politik, doch anstatt wirklich mal zu klären, was auf ihrer Agenda steht, fragt der SPIEGEL sie nach Alice Schwarzer. Und Hillary Clinton. Und ob ihr Mann nicht ein großer Macho sei. Warum stellen Sie im Interview mit weiblichen Politikerinnen keine anderen Fragen als: „Na, wie klappt das zu Hause, wenn Sie sich jetzt nicht mehr drum kümmern?“ Guten Morgen an alle, die noch nichts von Gerhard Schröders machohaften Zügen mitbekommen haben.

SABINE WORSTER, MAINZ

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Landtagskandidatur von Frau Schröder-Köpf eine profilneurotische Reaktion auf eine Zeit ist, in der sie an dem bundeskanzlerischen Glamour ihres Mannes teilhaben konnte. Wenn sie beklagt, dass sie sich erst kurz vor Ende des Interviews zu Inhalten ihrer Landtagskandidatur äußern konnte, darf dabei nicht übersehen werden, dass sie selbst dem Interview inhaltlich ihren Stempel aufgedrückt hat. Es war wohl gut, dass diesem Thema so wenig Platz galt, denn viel hatte sie dazu nicht zu sagen.

PROF. DR. KARL-FRIEDRICH SEWING, HANNOVER

Man muss ja froh sein, nicht in Niedersachsen zu wohnen. Sonst wäre man noch damit konfrontiert, jemanden wählen zu sollen, der es nicht schafft, sich auf vier Seiten der Umklammerung gänzlich unnützer Fragen zu entziehen, um etwas über die eigene politische Botschaft zu berichten. Meine Stimme hätte sie – nicht.

THOMAS GRIGUTSCH-HOLZ, HATTINGEN (NRW)

Nr. 52/2012, Warum glaubt der Mensch ... und warum zweifelt er?

Ein Haufen Watte

Wenn der Mensch mit seinem Latein am Ende ist, wird ein Gott geboren. Und immer finden sich Mitmenschen, die aus transzendenter Sehnsucht oder eigen-nützigen Interessen die dazu notwendige Story erfinden und die „Durchführungsbestimmungen“ als ultimative Gottesoffenbarungen verkünden. So kommen und gehen die Götter und Religionen, weil der Mensch in seiner zeitlich begrenzten Erkenntnis einen vermeintlich sicheren Halt sucht, wenn es ernst wird.

DIETER MORITZ, WUTHA-FARNRODA (THÜR.)

Die These, dass der Sozialstaat die Religion langfristig ersetzen könnte, lässt einen Aspekt völlig außer Acht: Religion war stets mehr als irgendein soziales Bindemittel. Alle großen Religionen waren auch immer Mutter einer Hochkultur. Religion und Kultur schufen im Zusammenspiel einen nachhaltigen sozialen Wertekanon, der Erfolg und Aufstieg ermöglichte. Ohne Religion erodiert auch unsere angeblich so aufgeklärte Kultur. Wie anders sind Egoismus, Gewalt, Rassismus, Menschenhandel und Ausbeutung in unserer Gesellschaft zu erklären?

HERMANN GEUSENDAM-WODE, MÜNSTER

Es fällt schwer, an die prosoziale Wirkung der Religion zu glauben, wenn man sich vor Augen führt, welche Verbrechen seit Jahrtausenden im Namen des Glaubens verübt werden.

FRANK SCHULZE, BAD SCHWARTAU (SCHL.-HOLST.)

Die Verwechslung von Ursache und Wirkung – schließlich erschuf der Mensch Gott und nicht umgekehrt – gehört zum Grundkonzept jeder Religion. Trotzdem gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass die Menschheit irgendwann in der Lage sein wird, die Stützräder der Religion zu entfernen, und man allein aus Vernunft ständig miteinander umgehen wird.

HANS REINHARDT, BALJE (NIEDERS.)



Gläubige in der Jerusalemer Grabeskirche

„Alle Jahre wieder“ kommt nicht nur das Christkind, sondern auch der SPIEGEL zum Weihnachtsfest mit einer Anti-Glaubens-Story. Allerdings bleibt es – Gott sei Dank – trotzdem dabei, dass am Heiligen Abend die Kirchen beider christlichen Konfessionen überfüllt sind.

PROF. DR. VOLKER NOLLAU, DRESDEN

Vielleicht ohne es zu wollen, transportieren Sie zwei einschneidende Erkenntnisse: Naivität fördert die Glaubensbereitschaft. Und Religion und Totalitarismus sind Geschwister.

ROLF LEUE, DORTMUND

Der Artikel hat durchaus einen Mehrwert produziert: einen Haufen Watte für die „Wohlfühlbank“ (Martin Walser) der Atheisten, die sicher ihre Freude daran haben. Weniger Anlass zur Freude gibt dagegen die Beleidigung der religiösen Leser, die in diesem Beitrag steckt.

MARKUS MEYER, INGOLSTADT

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

- **Titel** Was für Männer braucht das Land?
- **Engagement** Warum finden Sportvereine keine ehrenamtlichen Helfer mehr?
- **Wohnen** Was kann die Regierung gegen steigende Mieten tun?





DiBa Du

ist, wenn du einfach
mehr bekommst.

1,75%
Zinsen



20 €
Gutschrift

Über 7 Mio. Kunden
sind bereits überzeugt!

Jetzt mehr aus Ihrem Geld machen – mit dem Extra-Konto:

- 1,75% Zinsen p. a. für das erste Extra-Konto
- Garantiert für 6 Monate ab Kontoeröffnung und Guthaben bis 500.000 €. Anschließend und für höheres Guthaben gilt der jeweils aktuelle Extra-Konto Zins.
- Kostenloses Tagesgeldkonto
- Bis 28.03.2013: 20 € Gutschrift ab 5.000 € Starteinlage

www.ing-diba.de
069/50 60 30 40



ING  **DiBa**
Die Bank und Du

Nr. 50/2012, Vier Jahre nach dem Amoklauf von Winnenden kämpft ein Polizist mit den psychischen Folgen des Einsatzes

Beruf voller Risiken

Schon lange sind Kollegen dafür sensibilisiert, dass nach belastenden Ereignissen das Erlebte gemeinsam aufgearbeitet wird. Gleichwohl zeigt dieser tragische Fall, dass der Beruf des Polizeibeamten voller Risiken steckt, die weit über die bekannte Gefahr „Gewalt gegen Polizeibeamte“ hinausgehen. Hier gibt es De-



Polizist Kappel vor der Albertville-Schule

fizite, zum Beispiel die Anerkennung der Dienstunfähigkeit oder Versorgungslücken, die offen angesprochen und gelöst werden müssen.

ARMIN BOHNERT, FREIBURG IM BREISGAU

Ich bin erstaunt, dass die Polizei ihren traumatisierten Mitarbeitern noch immer mit so wenig Verständnis begegnet, zumal Traumatherapeuten vor Ort waren.

GERHARD WOLFRUM, MÜNCHEN

Richtig, zu den Opfern kommt – hoffentlich – der Weiße Ring, mit dem ich seit Jahren als sogenannter Opferanwalt zusammenarbeite. In ungezählten Plädoyers als Vertreter der Nebenklage habe ich versucht, den Prozessbeteiligten vor Augen zu führen, dass Opfer nicht nur die Getöteten, Verletzten und Missbrauchten sind. Opfer sind auch: Angehörige und Freunde (auch der Täter!), Rettungskräfte, Polizeibeamte, Seelsorger und viele mehr. Dass der SPIEGEL einen Teil hiervon einer großen Öffentlichkeit bewusst macht, verdient Anerkennung, ebenso wie Herr Kappel. So viele Plädoyers kann ich gar nicht halten.

DR. OLIVER SCHREIBER, MÜNCHEN

Nr. 50/2012, SPIEGEL-Gespräch mit dem Befreiungstheologen Leonardo Boff

Licht, wo bisher keines war

Das Gespräch ist für die katholische Kirche und den Papst eine unangenehme Konfrontation mit der Ursprünglichkeit und Klarheit christlichen Denkens. Papst

Benedikt XVI., gefangen im jahrtausendealten Turm der Theologie und unfähig, etwa einen Neuanfang der Kirche mit christlichen Inhalten zu wagen, führt die Katholiken schon lange nicht mehr.

KLAUS REISDORF, WOLFSBURG

Die katholische Kirche ist nicht reformierbar.

HELMER SCHINOWSKY, GROSSBEEREN (BRANDENB.)

Wenn man das Gespräch liest, wünscht man sich, Boff wäre Papst und Ratzinger an seiner Stelle in der brasilianischen Provinz. Dort könnte Benedikt eine Menge über die Lage der Unterprivilegierten lernen, um deren Wohl es der katholischen Kirche eigentlich gehen sollte.

RALF OSTERMANN, HERZEBROCK-CLARHOLZ (NRW)

Das Interview ist befreiend, weil es Licht schafft, wo bisher keines war und immer welches vermisst wurde. Hochinteressant ist der Satz: „Ich weiß nicht, ob Ratzinger wirklich ein Reformator war oder sich aus eher taktischen Gründen auf diese Seite schlug.“ Zum ersten Mal findet sich ein überzeugender Erklärungsversuch für die Umkehr eines Theologieprofessors vom Reformator zum Bewahrer auf dem Weg zum Papst.

DR. DIETER EHRLHARDT, ZELL A. M. (BAYERN)

Nr. 51/2012, Das Schulmassaker von Newtown

Im Krieg mit sich selbst

Die größte Gefahr für die Sicherheit in Amerika geht nicht von Terrororganisationen wie al-Qaida aus, sondern von der amerikanischen Waffenlobby, tatkräftig unterstützt von den Republikanern. Einer von denen entblödete sich nicht zu behaupten, Massaker wie das von Newtown könnten durch eine Bewaffnung der Schulleiter mit Sturmgewehren verhindert werden.

DR. WALTER ECKER, TWISTRINGEN (NIEDERS.)

Ein makabrer Höhepunkt eines endlosen Krieges, den die USA dank eines freien Waffenrechts mit sich selbst führen. Jährlich sind viele tausend Opfer zu beklagen.

DIETER WURZEL, ERLANGEN



Überlebende des Massakers in Newtown

Die Überschrift passt: grauenhaft, diese Morde an unschuldigen Kindern in Newtown. Selbst der amerikanische Präsident musste weinen! Einfach grauenhaft finde ich jedoch auch die verlogene Zurschaustellung von Trauer der verantwortlichen Politiker. Warum weint der Präsident einer Weltmacht nicht täglich ganze Sturzbäche angesichts der vielen erschossenen Kinder weltweit, angesichts der von Minen zerrissenen Kinderkörper, angesichts der von Drohnen ausradierten unschuldigen Familien?

RUDI GEISLER, BREMEN

Nr. 51/2012, Das Imperium des verhafteten deutschen Sex-Königs Fabian Thylmann

Endlich wieder nackte Haut

Ach ja, erst viele Seiten lange Ergüsse über ein schwedisches Möbelhaus, dem eigentlich nichts Wichtiges nachzuweisen ist, danach ebenso raumfüllende Nachforschungen in der Pornoszene. Letzteres, um endlich mal wieder viel nackte Haut zeigen zu können – selbstverständlich keine männliche. Dagegen halten dann viertelseitige Kurzberichte über den Sy-



Webcam-Girl Love in Hamburg

rien-Konflikt oder Kinderarbeit auf den Philippinen. Angesichts solcher Relationen fragt man sich, ob es neben einem Sommerloch nicht auch ein Herbst-, Winter- und Frühjahrsloch gibt.

XENIA TUTASS, LAUFENBURG (BAD.-WÜRTT.)

Die Fotos zum Beitrag sind übelkeitserregend: überflüssig, sexistisch und ausbeuterisch.

CHRISTOPHER ZIMMERMAN, BAD KLOSTERLAUSNITZ (THÜR.)

Es ist sehr schade, dass der SPIEGEL die Opfer dieser Industrie unerwähnt lässt, Darstellerinnen und Darsteller, die oft früh an physischen und psychischen Erkrankungen sterben, zerrüttete Familienverbände und abhängige Konsumenten.

HANS ULRICH THIELE, BIELEFELD

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de

EIN REBELL, DER DIE WELT NICHT ÄNDERN WILL.

PRODUKTION AUSSCHLIESSLICH MIT ERNEUERBAREN ENERGIEN. FÜR UNS DER NÄCHSTE SCHRITT.

Cleve Beaufort ist einer von über 100.000 Mitarbeitern beim nachhaltigsten Automobilhersteller der Welt.* Erfahren Sie, wie es ihm und seinem Team in Spartanburg gelungen ist, mithilfe einer Mülldeponie über 50 Prozent des Energiebedarfs des Werks zu decken und so jährlich 92.000 Tonnen CO₂ einzusparen:



Jetzt Film ansehen.

www.bmwgroup.com/whatsnext





Rösler, Lindner, Brüderle

HENNING SCHACHT / ACTION PRESS

FDP

Lindner sagt ab

Der nordrhein-westfälische FDP-Vorsitzende Christian Lindner will nicht Parteichef Philipp Rösler nachfolgen, falls dieser sein Amt nach der Landtagswahl in Niedersachsen niederlegen muss. In einem vertraulichen Gespräch mit Fraktionschef Rainer Brüderle sagte Lindner, es sei in der gegenwärtigen Situation nicht sinnvoll, die Bundespartei von Nordrhein-Westfalen aus zu führen. Damit hat sich die Hoffnung

führender Liberaler zerschlagen, ein Tandem aus Brüderle als Spitzenkandidat und Lindner als Parteichef könne die FDP in den Bundestagswahlkampf führen. Brüderle hatte stets gesagt, er wolle nicht FDP-Vorsitzender werden. Er wird aber nach allgemeiner Einschätzung das Amt übernehmen, falls ihn die Parteispitze darum bittet. Das Schicksal Röslers entscheidet sich bei der niedersächsischen Landtagswahl am 20. Januar. Bei vertraulichen Gesprächen gaben FDP-Landesvorsitzende und -Präsidiumsmitglieder in den vergangenen Tagen die Devise aus, die Partei müsse bei der Wahl mindestens sieben Prozent der Stimmen holen, sonst sei eine Diskussion um Rösler nicht zu stoppen. Derzeit liegen die Liberalen in den Umfragen deutlich unter fünf Prozent.

TERRORISMUS

Diverse Spuren

Bei den Ermittlungen gegen die Bombenleger von Bonn gehen die Fahnder mehreren neuen Spuren nach. Ein Zeuge will auf dem Bahnsteig in der Nähe eines Infopoints einen Mann mit einer blauen Sporttasche gesehen haben. Zudem ist ein weiteres Video mit einem Verdächtigen aufgetaucht. Der Film wurde in der Nähe des Tatorts im Bonner Hauptbahnhof aufgenommen und zeigt einen bärtigen Mann, der eine blaue Tasche trägt. In einer solchen Tasche wurde am 10. Dezember ein Sprengsatz gefunden, der aus mehreren Kartuschen Butangas sowie Ammoniumnitrat bestand. Der Zünder war ausgelöst worden, hatte jedoch versagt. Ähnliche Auf-

nahmen einer Kamera einer McDonald's-Filiale veröffentlichten die Ermittler bereits. Noch ist die Identität des Mannes allerdings unklar. Derzeit überprüfen die Fahnder die Filme von rund 300 Kameras in Bonn und Umgebung, mehrere Terabyte Daten werden ausgewertet. Bislang richten sich die Ermittlungen gegen zwei bekannte Islamisten aus Bonn.



Bombenbestandteile (Rekonstruktion der Polizei)

OLIVER BERG / DPA

CSU

Lücken im Netz

Der Handel mit rechtswidrig erlangten Daten im Internet – etwa Kreditkartennummern und E-Mail-Passwörtern – soll künftig strafbar sein. Darauf dringt die CSU-Landesgruppe in einem Positionspapier, das die Bundestagsabgeordneten kommende Woche in Wildbad Kreuth beschließen wollen. Angesichts der Zunahme von kriminellen Machenschaften im Internet will die Partei das Strafgesetzbuch verschärfen. „Hierbei müssen Strafbarkeitslücken wie beispielsweise bei der Datenhehlerei geschlossen und bisher fehlende Versuchsstrafbarkeiten ergänzt werden“, heißt es in dem Papier. Mit einem neuen IT-Sicherheitsgesetz sollen auch Mindeststandards für den Schutz sensibler Daten geschaffen werden. Zudem will die Partei gesetzliche Grundlagen für die Nutzung und Bereitstellung von offenen WLAN-Netzwerken schaffen.

RECHTSEXTREMISMUS

Vorbild Breivik

Die Bundesregierung sieht in der sogenannten Reichsbürgerbewegung eine Gefahr für die innere Sicherheit. Es bestehe das „Risiko, dass radikalisierte Einzeltäter ähnliche Straftaten“ beginnen wie der norwegische Massenmörder Anders Breivik oder die rechts-extreme Terrorgruppe Nationalsozialistischer Untergrund, heißt es in einer Antwort des Innenministeriums auf eine Anfrage der Linken-Bundestagsabgeordneten Ulla Jelpke. Die in etliche Kleinstgruppen zersplitterten „Reichsbürger“ erkennen die Bundesrepublik nicht an und gehen davon aus, dass das Deutsche Reich in den Grenzen von 1937 existiert.

2012 machte vor allem die „Reichsbewegung – Neue Gemeinschaft von Philosophen“ von sich reden. Sie verschickte Drohbriefe an jüdische sowie islamische Gemeinden, forderte „raum-, wesens- und kulturfremde Ausländer“ zur Ausreise auf und drohte diesen mit der Erschießung. Die Bundesregierung stuft eine niedrige dreistellige Zahl der Anhänger als Extremisten ein.

REICHE

Bluffen für die Restmillionen

Die Klage der Quelle-Erbin Madeleine Schickedanz, die seit Mitte Dezember vor dem Kölner Landgericht verhandelt wird, ist offenbar ein Bluff. 1,3 Milliarden Euro Schadensersatz verlangt die Ex-Milliardärin von früheren Gesellschaftern des Bankhauses Sal. Oppenheim und dem Troisdorfer Investor Josef Esch – weil die sie falsch beraten und in riskante Kredite getrieben hätten. Ein mit „Persönlich/Vertraulich“ überschriebener Brief des Schickedanz-Anwalts Andreas Ringstmeier legt jedoch den Verdacht nahe, dass Ringstmeier selbst nicht an einen durchschlagenden Erfolg der von ihm eingereichten Klage glaubt. In dem Schreiben geht es um eine „Vergütungsvereinbarung“, die Ringstmeier am 15. Juli 2009 unterschrieb. Darin bietet der Jurist die Dienste seiner Kölner Kanzlei für „einen moderaten Stundensatz“ von 350 bis 450 Euro an, „der als Anreiz durch ein erfolgsorientiertes Bo-

nussystem ergänzt wird“. Weiter heißt es: „Ein honorarwürdiger Erfolg wäre es, wenn Ihnen durch einen Vergleich mit den wesentlichen Gläubigern Sicherheit dahingehend gewährt würde, dass Sie Ihr Elternhaus und ein gesichertes Auskommen behalten könnten.“ 500 000 Euro Bonus sollen dem-

nach fällig werden, wenn Schickedanz am Ende des Streits mindestens 10 Millionen Euro Vermögen bleiben. Ab 30 Millionen Restvermögen wünscht sich der Anwalt eine Prämie von einer Million Euro. Ringstmeier erklärte auf Anfrage, die dem SPIEGEL „vorliegende Honorarvereinbarung“ sei „zu Beginn unseres Mandats geschlossen“ worden, „nicht die aktuelle Version“ und

habe „mit dem Klageverfahren nichts zu tun“. Zudem habe sich „der Gegenstand des Mandats“ verändert. Die Frage zu standesrechtlichen Bedenken gegen Art und Höhe des Erfolgshonorars ließ er unbeantwortet.



DOMINIK BECKMANN / BRAUERPHOTOS

Schickedanz

HAUPTSTADTFLUGHAFEN

Heiße Rechner



KLAUS-DIETMAR GABBERT / DAPD

Der geplante Eröffnungstermin für den neuen Berliner Großflughafen Ende Oktober 2013 ist nicht nur wegen anhaltender Probleme beim Brandschutz gefährdet. Auch die Kühlung der zentralen Computeranlage bekommen die Techniker bislang nicht in den Griff. Die Kälteaggregate sind offenbar falsch dimensioniert, wie aus dem jüngsten Controllingbericht der Flughafengesellschaft hervorgeht. Es drohen die Überhitzung und Notabschaltung der Kältemaschinen, heißt es in dem Bericht. Die „Anlagenstruktur“

erfülle „nicht die erforderlichen Versorgungsbedingungen“. Die Nachrüstung der Kühlttechnik für das Rechenzentrum soll neu ausgeschrieben werden. Probleme bereite zudem die hochkomplexe Tankanlage unter dem Rollfeld. Der Sicherheitsnachweis für das kilometerlange Pipeline-System liege noch nicht vor. Seit Wochen versuchen externe Experten, Fehler bei der „Unterflurbetankungsanlage“ zu beheben. Sie sollen auf Schlampereien gestoßen sein; Rohrverbindungsstücke hätten nicht exakt gepasst.

SPD

Ökos verlieren

Im Streit um die zukünftige Energiepolitik haben sich in der SPD die Wirtschafts- und Sozialpolitiker gegen die Umweltpolitiker durchgesetzt. Das geht aus einem Papier der zuständigen Arbeitsgruppe hervor, das Anfang 2013 Partei und Fraktion vorgelegt werden soll. In dem Papier „Die Energiewende erfolgreich gestalten“ betonen die Autoren Hubertus Heil, Rolf Hempelmann und Ulrich Kelber die finanziellen und sozialen Aspekte der Energiewende. So sollen Hartz-IV-Sätze an Energiepreissteigerungen gekoppelt und energetische Gebäudesanierungen „für Mieter bezahlbar“ gestaltet werden; zudem sollen Unternehmen, die im internationalen Wettbewerb stehen, weiterhin von der Umlage nach dem Erneuerbare-Energien-Gesetz befreit werden können. Nicht berücksichtigt wurden Forderungen der Umweltpolitiker nach einem allgemeinen Tempolimit und nach Veränderungen bei der Entfernungspauschale und der Besteuerung von Dienstwagen.

AIR BERLIN

Schleudernde Teile

Die Notlandung eines Airbus A330 der Fluglinie Air Berlin im thailändischen Phuket verlief weitaus dramatischer als bislang bekannt. Bei dem Triebwerkschaden, der kurz vor Weihnachten den Unfall auslöste, handelte es sich nach Berichten von Flugsicherheitsexperten um einen „uncontained engine failure“. Im Triebwerk lösen sich Teile und werden aus dem Aggregat geschleudert, Ursache können ein Feuer oder eine Explosion sein. Dies hatte laut den Berichten zur Folge, dass in der Maschine mit 249 Passagieren an Bord zwei der drei Hydraulikkreisläufe beschädigt wurden. Das austretende Hydrauliköl soll sich entzündet haben.



Notgelandeter Airbus A330 in Phuket

Der Flugcomputer schaltete daraufhin automatisch in einen Modus, in dem der Pilot den Airbus ohne Computerhilfe steuern muss. Bei der Landung funktionierte aufgrund der zerstörten Hydrauliksysteme das Anti-Blockiersystem nicht. Drei Reifen platzten, brannten und mussten nach Informationen der Flugsicherheits-Website avherald.com von der Flughafenfeuerwehr gelöscht werden, bevor die Passagiere aussteigen durften. Ein Triebwerkschaden dieser Art ist

äußerst selten, er kommt nur etwa einmal alle zehn Millionen Flüge vor. In Internetforen bezeichnen Piloten die Leistung ihrer Air-Berlin-Kollegen als „herausragend“ und „meisterlich“. Entgegen internationalen Gepflogenheiten ermittelt die Bundesstelle für Flugunfalluntersuchung in diesem Fall nicht. Air Berlin bestreitet einen Triebwerkbrand; das Unternehmen will sich wegen der laufenden Untersuchung nicht detailliert zum Unfallgeschehen äußern.

Joachim Gauck

Angela Merkel

Hannelore Kraft

Wolfgang Schäuble

Frank-Walter Steinmeier

Ursula von der Leyen

Peer Steinbrück

Thomas de Maizière

Jürgen Trittin

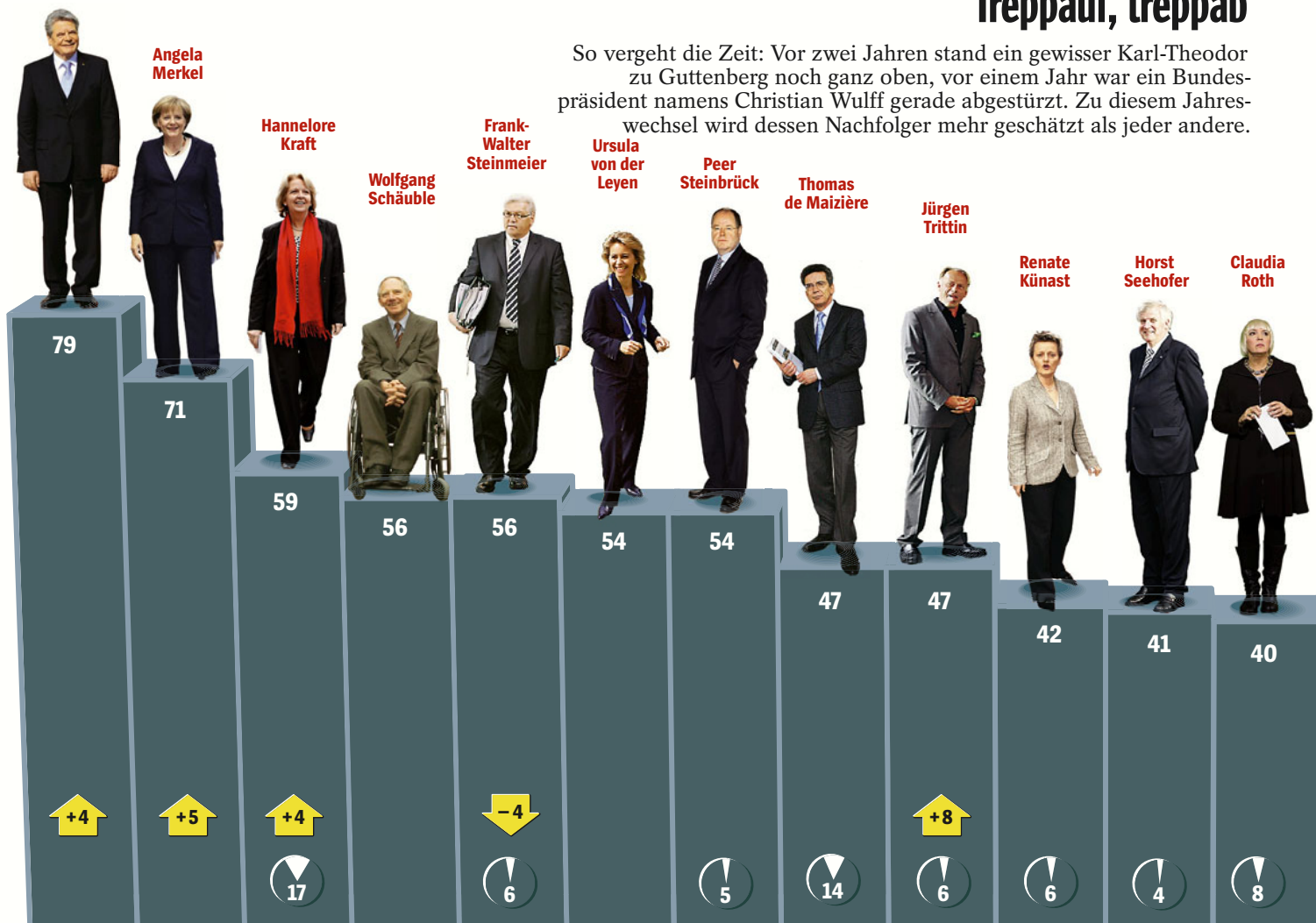
Renate Künast

Horst Seehofer

Claudia Roth

Treppauf, treppab

So vergeht die Zeit: Vor zwei Jahren stand ein gewisser Karl-Theodor zu Guttenberg noch ganz oben, vor einem Jahr war ein Bundespräsident namens Christian Wulff gerade abgestürzt. Zu diesem Jahreswechsel wird dessen Nachfolger mehr geschätzt als jeder andere.



Veränderungen von bis zu drei Prozentpunkten liegen im Zufallsbereich, sie werden deshalb nicht ausgewiesen.

STUDENTEN

Braune Burschen

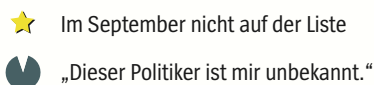
In der Deutschen Burschenschaft (DB) geben künftig offenbar Rechtsextremisten den Ton an. Im Mittelpunkt steht die Wiener akademische Burschenschaft Teutonia, die den DB-Vorsitz übernimmt. Auf Flugblättern der Teutonia werden die Friedensverträge von 1919 als „Schandverträge“ gescholten, eine Forderung lautet: „Gebietsabtretungen revidieren!“ Der Bundesbruder Jan Ackermeier, Mitarbeiter eines Abgeordneten der Freiheitlichen Partei Österreichs, engagierte sich laut internem Protokoll zudem



Gedenkschild in Wien

bei der „Jungen Landsmannschaft Ostdeutschland“, einem rechtsextremen Verein, der vom Verfassungsschutz beobachtet wird und zu den Veranstaltern des jährlichen Neonazi-Aufmarschs in Dresden gehört; Ackermeier bestreitet, für den Verein aktiv gewesen zu sein. Er und ein anderer einflussreicher Teutone arbeiten auch für die deutschnationale Wochenzeitung „Zur Zeit“. Schon beim letzten Burschentag im November hatte sich abgezeichnet, dass der Dachverband weiter nach rechts rückt.

TNS Forschung nannte die Namen von Politikern.



Angaben in Prozent



TNS Forschung für den SPIEGEL am 18. und 19. Dezember; 1000 Befragte ab 18 Jahren



Elbphilharmonie in Hamburg

KULTUR

Noch teurer

Der vom Hamburger Senat genannte „Pauschalpreis“ für die Fertigstellung der Elbphilharmonie umfasst nicht alle Kosten: Die 575 Millionen Euro, auf die sich der Senat und der Baukonzern verständigten, bezeichnen den Nettopreis – hinzu kommt die Umsatzsteuer von nominal 19 Prozent. Ein Sprecher der Hamburger Kulturbehörde räumte dies ein, zu erwarten seien aber nur Mehrkosten „im einstelligen Millionenbereich“. Genaues könne er nicht sagen, die steuerliche Lage sei „sehr kompliziert“, auch weil es sich bei der Betreibergesellschaft um eine gemeinnützige GmbH handle; zudem sei die Einstufung der zusätzlichen Kosten durch das Finanzamt noch unklar.

Diese Argumentation vermag allerdings Erstaunen hervorzurufen. Als der Senat im Dezember 2008 die Mehrkosten für Bauleistungen und Generalplaner mit 157 Millionen Euro berechnete, kalkulierte er zusätzliche Umsatzsteuerzahlungen von 22 Millionen Euro ein, wie es in einer Bürgerschaftsdrucksache heißt. „Für die jetzt in der Festpreis-Vereinbarung genannten 198 Millionen Mehrkosten müssten bei gleichem Rechenmodus rund 27 Millionen veranschlagt werden“, sagt Norbert Hackbusch, Haushaltsexperte der Linken-Bürgerschaftsfraktion. Die Elbphilharmonie wäre dann – das zumindest ist leicht zu rechnen – mehr als 600 Millionen Euro teuer.

STÄDTE

Ein Herz für Mieter

Die Wohnungsnot wird Wahlkampfthema. Regierung und Opposition wetteifern um Vorschläge, wie die Preisexplosion bei Immobilien zu stoppen ist. Dabei hat vor allem die Politik den Kostenschub verursacht.

Wenn die Kunden des Immobilienhändlers Jacopo Mingazzini in Berlin aus dem Flieger steigen, verbinden sie gern das Angenehme mit dem Nützlichen: Erst kutschieren Mingazzinis Mitarbeiter die Gäste aus Mailand oder Florenz zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Dann führen sie die Italiener in ein Wohnviertel, das nicht besonders schick, aber dafür zentral gelegen ist: den Wedding.

Die Touren sind straff organisiert. Fünf Wohnungen präsentieren Mingazzinis Mitarbeiter den kaufwilligen Besuchern manchmal an einem Tag. Verhandelt wird auf Italienisch, die Nachfrage ist groß. 150 der rund 1200 Wohnungen, die der Händler in diesem Jahr verkauft hat, haben Italiener erworben, die ihr Erspartes krisensicher in deutschen Immobilien anlegen wollen. „Sie wissen genau, dass sie für eine Wohnung, die heute für fünf Euro pro Quadratmeter vermietet ist, bei Neuvermietung wesentlich mehr verlangen können“, sagt Mingazzini.

Womit sich italienische Lehrer oder Anwälte vor der Euro-Krise schützen wollen, sorgt in der Hauptstadt für Unruhe. Der Berliner Wohnungsmarkt spielt verrückt, die Mieten explodieren, plus 20 Prozent bei Neuvermietungen im Westen seit 2007 – und so sieht es in diesen Tagen in vielen Ballungszentren aus. Selbst durchschnittliche Citylagen sind für Normalverdiener kaum noch zu bezahlen. Wer in Hamburg, München, Berlin, Frankfurt am Main, Düsseldorf oder Köln

heute eine neue Wohnung sucht, sollte bereit sein, bei gleicher Größe und vergleichbarem Standard mindestens ein Viertel mehr zu bezahlen, als er bislang gewohnt war.

Pech für alle, die wegen Job oder Studium in eine andere Stadt umziehen wollen. Mobilität? Muss man sich leisten können. Kinderwunsch? Das wird eng. Der Deutsche Mieterbund geht davon aus, dass bundesweit etwa 250 000 Wohnungen fehlen. „In einer zunehmenden Zahl von Städten und Regionen zeichnen sich Engpässe ab“, heißt es im jüngsten Wohnungswirtschaftsbericht der Regierung.

Der Kampf gegen den „Miet-Schock“ („Bild“) drängt mit Macht auf die politische Tagesordnung. Keine Partei will sich im Bundestagswahljahr nachsagen lassen, sie nehme die Sorgen der Wohnungssuchenden nicht ernst. Etwa jeder zweite Wähler wohnt zur Miete. Und auch jene, die glücklich im Eigenheim leben, kennen die Geschichten über explodierende Nebenkosten, dreiste Makler und überbeuerte Bruchbuden zur Genüge aus dem Familien- und Freundeskreis.

Regierung und Opposition wetteifern längst um Lösungsvorschläge. Bauminister Peter Ramsauer (CSU) spricht davon, in den Universitätsstädten Hotelschiffe vor Anker gehen zu lassen – als Ersatz für die Studentenwohnheime, die zu bauen in den vergangenen Jahren versäumt wurde. SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück kündigt einen „Nationalen Aktionsplan für Wohnen und Stadtentwick-



Demonstration gegen Wohnungsnot in Hamburg:

lung“ an und plädiert für eine „Wiederbelebung des Sozialen Wohnungsbaus“. Die Grünen verlangen, dass Maklergebühren nicht mehr vom Mieter, sondern vom Vermieter bezahlt werden müssen. Und selbst die eher grundbesitzerfreundliche FDP stimmte vor der Weihnachtspause im Bundestag für ein Gesetz, das überzogene Mieterhöhungen verhindern soll.

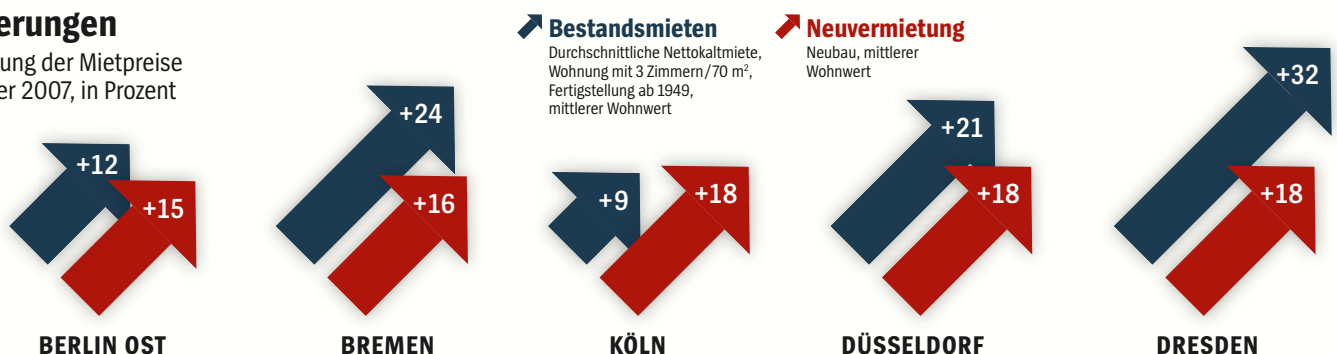
Gefahr erkannt, Gefahr gebannt, wollen die Parteien ihren Wählern signalisieren. In Wahrheit ist viel Heuchelei im Spiel, wenn die Politiker plötzlich ihr Herz für die Mieter entdecken; schließlich sind sie für die Preisexplosion auf dem Immobilienmarkt in beträchtlichem Um-

Wucherungen

Veränderung der Mietpreise gegenüber 2007, in Prozent

Quelle: IVD

DER SPIEGEL





ANGELIKA WARMUTH / DPA

Der Kampf gegen den Mietschock drängt mit Macht auf die politische Tagesordnung

fang verantwortlich. Hauptkostentreiber auf dem Mietmarkt ist der Staat, und zwar auf allen Ebenen:

Weil Europas Zentralbank die Zinsen auf einen historischen Tiefstand gedrückt hat, ist Baugeld billig wie nie, zugleich strömt südeuropäisches Fluchtgeld nach Deutschland. Das treibt die Immobilienpreise und lässt deutsche Mieter mit der bitteren Erkenntnis zurück, dass sie zu einem beträchtlichen Teil den Preis für die Euro-Krise zahlen.

Viele Kommunen verteuern Grundstückspreise und Erschließungskosten durch ein allzu knappes Angebot und eine träge Baubürokratie. Fast alle Bundesländer haben den sozialen Wohnungs-

bau zurückgefahren und schrauben an der Grunderwerbsteuer; in Baden-Württemberg und in Nordrhein-Westfalen beispielsweise sind statt 3,5 Prozent neuerdings 5 Prozent fällig.

Vor allem aber treibt die Energiewende der Bundesregierung den Preis fürs Wohnen in die Höhe. Um Heizkosten zu sparen, fördert der Bund den Einbau von Wärmepumpen, Geothermie-Anlagen und dreifach verglasten Isolierfenstern. Eine gute Idee, die allerdings den Nachteil hat, dass sie zu Lasten der Mieter geht. Normalerweise haben Immobilien-eigentümer keinen großen Spielraum für Mieterhöhungen. Den Preis dürfen sie nur frei festlegen, wenn sie eine Wohnung

neu vermieten. Ist die Immobilie bewohnt, dürfen sie die Kaltmiete höchstens um 20 Prozent in drei Jahren steigern.

Ganz anders sieht es aus, wenn sie ihre Immobilie „energetisch ertüchtigen“, wie es im Bürokratensprech heißt. Hier setzt der Staat dem Vermieter weniger enge Grenzen. Die Sanierung, so die Begründung, diene ja einem guten Zweck.

Bis zu elf Prozent der Sanierungskosten darf ein Eigentümer pro Jahr auf den Mieter abwälzen: Wird beispielsweise eine Wohnung für 20 000 Euro gedämmt, verteuert sich die Miete um bis zu 183 Euro im Monat. Die Entlastung bei der Heizkostenabrechnung fällt dagegen vergleichsweise klein aus. Und selbst monatelangen Baulärm muss sich der Mieter klaglos gefallen lassen, wenn die Arbeiten im Namen des Klimaschutzes geschehen, so hat es die Bundesregierung in ihrer jüngsten Mietrechtsnovelle noch einmal klargestellt.

Die Folgen sind dramatisch, niemand weiß das besser als die Stuttgarter Rentnerin Ursula Falk. Seit 30 Jahren wohnt sie in einem achtgeschossigen Betonwürfel auf dem Hallschlag. Ihre Kinder und Enkel sind hier aufgewachsen. Frau Falk hängt an der Nachbarschaft, auch wenn es in Stuttgart schönere Viertel gibt.

Seit neuestem haben die Häuser in der Siedlung renovierte Fassaden mit Vollwärmeschutz; die Kunststoffenster entsprechen dem jüngsten Energiestandard. Und genau das macht den Bewohnern Sorgen. Denn der Vermieter, die Stuttgarter Wohnungs- und Städtebaugesellschaft, will die Sanierungskosten bei der Miete aufschlagen.

Wie alle 120 Mietparteien bekam Falk vor einiger Zeit einen Brief vom Eigentümer: Ihre Kaltmiete werde nach der Modernisierung um über 60 Prozent steigen – von 475 auf 770 Euro.

Inzwischen zeigt sich die Wohnungsgesellschaft zwar zu Nachlässen bereit. Doch auch eine Erhöhung um 40 Prozent könne sie aus eigener Kraft nicht stemmen, sagt Ursula Falk. Entweder die Enkel helfen, oder sie zieht aus und sucht sich eine Wohnung, die sie sich noch leisten kann.

Doch auch das dürfte schwierig werden. In Stuttgart sind die Neuvermie-





Minister Ramsauer, Kanzlerkandidat Steinbrück: Viel Heuchelei ist im Spiel, wenn Politiker über steigende Mieten klagen

tungspreise in den vergangenen fünf Jahren um rund 20 Prozent gestiegen.

Und das ist erst der Anfang, wenn es nach den Umweltpolitikern geht. Altbauten auf den neuesten Stand der Energietechnik zu bringen erweist sich in nicht wenigen Fällen als Kostenfalle nach dem Muster öffentlicher Bauirrtümer wie des Berliner Flughafens oder der Elbphilharmonie – eine Erfahrung, die zuletzt ausgerechnet das Umweltbundesamt machen musste. Die Behörde residiert in Dessau in einem ökologischen Vorzeigebau, der nach strengsten Umwelt- und Energie-sparstandards errichtet wurde. Ein Erdwärmetauscher ersetzt die herkömmliche Heizung. Statt einer Klimaanlage soll eine solarbetriebene Kältemaschine im Sommer für Kühle sorgen.

Doch dann stellte sich heraus: Die Technik war teurer als geplant, und ihre Wartung sprengte alle Kalkulationen. Entsprechend lagen die Betriebskosten rund 50 Prozent höher als bei anderen Behördenbauten, monierte jüngst der Bundesrechnungshof.

Zum Glück für die Behörde sprang der Steuerzahler ein; normale Mieter dagegen sind Opfer eines „Zielkonflikts“, wie es in der Politik gern genannt wird. Je schneller die Regierung die Energiewende vorantreibt, desto rasanter steigen die Unterkunfts-kosten.

Es sind nicht nur neue Umweltvorschriften, die das Wohnen verteuern. Die grün-rote Landesregierung von Baden-Württemberg etwa stellte Anfang Dezember ihre Pläne für eine Novelle der Landesbauordnung vor. Danach ist bei Neubauten darauf zu achten, dass künftig mehr Stellfläche für Fahrräder freigehalten wird, und zwar auch bei jenen Grund-

stücken, in denen bislang kein gesteigerter Bedarf nachweisbar war.

Der Umfang der Bauvorschriften wächst, dafür fahren die Länder ihre eigenen Investitionen zurück. Seit 2006 sind sie gemeinsam mit den Kommunen für den sozialen Wohnungsbau zuständig. Der Bund überweist ihnen einen Zuschuss von einer halben Milliarde Euro im Jahr, darf aber keine Vorschriften machen, so regelt es die Föderalismusreform.

Doch die Kommunen haben seit Jahren kaum noch in Sozialwohnungen investiert, sondern das Geld des Bundes lieber für andere Zwecke ausgegeben. Berlin zum Beispiel kassierte jedes Jahr rund 32 Millionen Euro, stotterte damit aber vor allem alte Kredite ab, anstatt den Neubau preiswerter Wohnungen zu finanzieren.

Entsprechend ist die Zahl der Sozialwohnungen in Deutschland in den letzten zehn Jahren von etwa 2,6 Millionen auf 1,6 Millionen geschrumpft. Gleichzeitig sind die kommunalen Wohnungsbaugesellschaften ganz vorn dabei, wenn es darum geht, ihren Mietern eine Ökosanierung mit der entsprechenden Mieterhöhung aufzunötigen.

Die Regierenden haben allzu lange geglaubt, Wohnungsnot sei ein bewältigtes Problem aus vergangener Zeit. Das Land vergeist, die Bevölkerung wächst nicht mehr; warum, so hieß es in der Politik, solle man sich da über einen Mangel an Wohnraum Gedanken machen? Eher schien es nötig zu sein, den Rückbau leerstehender Plattenbauten und verlassener Dörfer zu organisieren. Und tatsächlich stiegen die Mieten mit Ausnahme weniger Boom-Regionen lange Zeit langsamer als die sonstigen Lebenshaltungskosten.

Doch inzwischen hat sich die Lage fundamental geändert. Zwar stagniert die Bevölkerungszahl bundesweit, in den Metropolen aber drängen sich mehr Menschen denn je. Die Zahl der Haushalte steigt bundesweit sogar an, weil die Menschen zunehmend allein leben. Berufspendler brauchen mitunter gleich zwei Wohnungen, und bei jedem Umzug soll die neue Bleibe tunlichst ein Stück größer ausfallen als die vorherige. Der Durchschnittsbürger beansprucht heute 43 Quadratmeter Wohnfläche, acht Quadratmeter mehr als vor 20 Jahren.

Doch die Kommunen reagierten allzu träge auf die Entwicklung. Der frühere Abteilungsleiter im Bauministerium, Ulrich Pfeiffer, Aufsichtsratschef des auf Immobilien spezialisierten Beratungsinstituts Empirica, wirft den Stadtoberen vor, Bauland zu horten und nur zu überhöhten Preisen an Investoren abzugeben. Tatsächlich ist die Zahl der Baugenehmigungen für Wohnungen in den vergangenen Jahren stark gesunken, von 639 000 im Jahr 1995 auf zuletzt 228 000 im Jahr 2011. Und dazu, so Pfeiffer, würden die Kommunen die Bauherren mit unnötigen, aber kostentreibenden Auflagen befrachten: „Am Ende schlägt das alles auf die Mieten durch.“

Doch was kann die Politik tun? Die Vorstöße des zuständigen Bundesministers Ramsauer für Übernachtungsschiffe und Studentenkasernen sind eher Ausweis von Hilflosigkeit, das Problem lässt sich so nicht beheben. Ernster sind da schon die Vorschläge von Kommunalpolitikern und Mietervertretern zu nehmen, den Kostenanstieg von Staats wegen zu begrenzen.

Dass eine solche Radikalkur wirken kann, ist unter Experten unumstritten,

Human medizinisch

Humanmedizin ist erst dann human, wenn sie alle Menschen erreicht. Die Kleinen und die Großen. Die Jungen und die Alten. Die Armen und die Reichen. Gesundheit will verstanden werden. Und muss daher auch verständlich sein. Dabei hilft das Gespräch in der Apotheke. Und die Apotheken Umschau: mit ihrer Stärke, Kompliziertes einfach wiederzugeben. Immer für alle da zu sein.

Lesen was gesund macht.

Weitere Themen:

- ▶ **Laktose-Unverträglichkeit:**
Wie Sie Ihre Ernährung umstellen
- ▶ **Weißfleckenkrankheit:**
Was bei der Pigmentstörung wirklich hilft
- ▶ **Ärzte-Ranking:**
Warum viele Patienten nicht davon profitieren
- ▶ **App „Apotheke vor Ort“:**
Wie Sie Rat und Hilfe für Ihre Gesundheit immer griffbereit haben
- ▶ **Chronische Wunden:**
Welche Therapien für Heilung sorgen

Alle 14 Tage **NEU**
in Ihrer Apotheke.





Luxuswohnungen in Frankfurt am Main: Die Regierenden glaubten lange, Wohnungsnot sei ein bewältigtes Problem vergangener Zeiten

die Frage ist nur, ob die Risiken und Nebenwirkungen neuer Markteingriffe den Patienten nicht noch kränker machen.

So hat der Deutsche Mieterbund vorgeschlagen, dass die Preise bei Neuvermietungen höchstens zehn Prozent über den örtlichen Vergleichsmieten liegen dürfen. Dagegen ist zunächst wenig zu sagen. In Zeiten, in denen die Wohnungsnachfrage durch billiges Geld und südeuropäisches Fluchtkapital künstlich aufgebläht ist, muss der Staat nach Wegen suchen, das Entstehen von Immobilienblasen zu verhindern.

Fragt sich nur, wie das Konzept konkret ausgestaltet wird. Legt der Staat eine bundesweite Grenze für die Preissteigerungen fest, wie sie der Mieterbund fordert, würden Investoren gerade in Regionen abgeschreckt, in denen echter Mangel herrscht. Soll der Deckel dagegen nur in Boommärkten gelten, müssten die Behörden entscheiden, in welchen Städten die Preisentwicklung überzogen und in welchen sie noch hinnehmbar ist. Bei solchen Urteilen, das lehrt die Erfahrung, liegen staatliche Stellen selten richtig.

Nicht weniger fragwürdig ist der Plan der Bezirksregierung von Berlin-Pankow, sogenannte Luxusmodernisierungen zu verbieten. Ab Januar ist es in weiten Teilen des Viertels untersagt, ein zweites Bad oder eine Fußbodenheizung einzubauen. So will die Behörde verhindern, dass die Wohnungspreise nach Sanierungen stark steigen.

Die Initiative ist gut gemeint, doch Experten zweifeln, ob sie auch das gewünschte Ergebnis bringt. Eine Familie mit mehreren Kindern wird ein zweites Bad nicht unbedingt als Luxus empfinden, dafür könnten Spekulan-ten auf die Idee

kommen, ihre Immobilie lieber durch den Einbau platinbeschichteter Armaturen aufzuwerten. Als weitgehend wirkungslos gelten solche Programme deshalb nicht nur bei Funktionären von Grundbesitzerverbänden.

Auch der Forderung von SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück, den sozialen Wohnungsbau der sechziger und siebziger Jahre wiederzubeleben, können Stadtentwickler nur wenig abgewinnen. Allzu gut ist ihnen noch in Erinnerung, wie die staatlich geförderten Trabantsiedlungen jener Zeit oft zu Ghettos für Transferempfänger verkamen.

Bemerkenswert ist, dass der soziale Wohnungsbau alter Schule in den Wahlkampfprogrammen der Sozialdemokraten keine Rolle mehr spielt. Der jüngste Plan stammt vom früheren Bau- und Verkehrsstaatssekretär Achim Großmann. Er hat ihn mit einer kleinen Gruppe Experten im Auftrag von Parteichef Sigmar Gabriel entwickelt. Das Papier sieht eine stärkere soziale Durchmischung großstädtischer Sanierungsgebiete sowie eine gezielte Förderung von Genossenschaften vor. „Wir werden diese Alternative durch eine einkommensbezogene Förderung des Erwerbs von zusätzlichen Anteilen an Wohnungsbaugenossenschaften stärken“, heißt es in dem Papier.

Außerdem denkt die SPD darüber nach, die Immobilienförderung nach dem „Wohn-Riester“ zu vereinfachen, den Verkauf öffentlicher Wohnungsunternehmen zu stoppen und das Umwandeln von Wohnraum in Ferienappartements oder Büros massiv einzuschränken.

Tatsächlich sind solche Maßnahmen geeignet, die eine oder andere zusätzliche Wohnung zu schaffen. Eine echte Trend-

wende auf dem Immobilienmarkt aber werden sie nicht erzwingen. Dafür wären grundlegende Reformen in jenen Politikfeldern notwendig, die den Notstand verursacht haben. Soll der Mietanstieg begrenzt werden, müssten Länder und Kommunen wieder mehr Geld in die Errichtung von Wohnungen investieren, ihre Bauvorschriften vereinfachen und mehr Wohnflächen ausweisen. Oder wie es der Hamburger Regierungschef Olaf Scholz sagt: „Die Menge bleibt der entscheidende Faktor; an andere Allheilmittel zu glauben wäre eine Illusion.“ Hilfreich wäre zudem, die Ziele der Energiewende den finanziellen Möglichkeiten anzupassen. Anstatt auf Komplettsanierungen zu setzen, die sich für kaum einen Bauherrn oder Mieter rechnen, wäre der Umwelt besser gedient, wenn wenigstens Fenster und Türen gedämmt würden.

Vor allem aber müsste die Immobilienpekulation bekämpft werden, die nach Einschätzung vieler Experten inzwischen einen nicht unerheblichen Teil der deutschen Metropolen erfasst hat. Das freilich ist die schwierigste Aufgabe für die Politik, setzt sie doch nichts weniger voraus, als dass die Euro-Krise ihr Ende findet.

Bis dahin werden die Mieten weiter steigen, zur Freude der Berliner Makler und ihrer Kunden aus Südeuropa. Das Interesse der italienischen Kleinanleger sei ungebrochen, sagt Immobilienhändler Mingazzini. Ganz Berlin sei gefragt, der Ruf eines Stadtteils sei nicht so wichtig. Ob Tiergarten, Wedding oder Moabit: „wenn die Wohnung nur ein paar U-Bahn-Stationen von der Friedrichstraße entfernt ist: perfekt“.

HORAND KNAUP, ALEXANDER NEUBACHER,
ANN-KATHRIN NEZIK



Jetzt wechseln und von Top-Leistungen profitieren

Wer bis zum 28. Februar 2013 bei seiner alten Krankenkasse kündigt und zur TK wechselt, kann sich 80 Euro TK-Dividende sichern. Eine von vielen Leistungen der TK, die weit über den gesetzlichen Standard hinausgehen.



www.tk-dividende.de

Tel. 0800 - 422 55 85

(gebührenfrei innerhalb Deutschlands, 24 Stunden an 365 Tagen im Jahr)

Jetzt zu mehr Leistung wechseln und **80 Euro TK-Dividende** für 2013 sichern!

Wer viel leistet, hat auch viel Leistung verdient!



Besuchen Sie uns auch auf:





CSU-Chef Seehofer

„Das Leben belohnt nur Leistung“

fers Erfolg beruhe nicht auf Inhalten, sondern darauf, „dass man Politik so plakativ betreibt, dass einen am Ende jedes Kind kennt“. Die Kapitel seines Buchs tragen Titel wie „Leere Köpfe“, „Leere Versprechen“, „Leere Worte“.

Die Kritik fällt in der CSU auf fruchtbaren Boden. Zu Beginn des Wahljahrs wächst die Sorge vor der Selbstherrlichkeit des Parteichefs. Sicherlich, Seehofer ist derzeit fast allein Garant für steigende Umfragewerte. Und wenn die CSU in der Regierung in Berlin einmal etwas durchsetzt wie zuletzt das Betreuungsgeld, dann verdankt sie es in erster Linie Seehofers Einsatz. Doch immer weniger Christsoziale sind bereit, allein wegen dieser Erfolge die Allüren ihres Parteichefs zu ertragen.

In der CSU herrschte schon früher ein rauer Ton, doch mittlerweile sind selbst veritable Minister vor den Frotzeleien ihres Chefs nicht mehr sicher. Wer den Unwillen des Vorsitzenden hervorruft, wird abgekanzelt wie jüngst Markus Söder. Bei einer Weihnachtsfeier Anfang Dezember hatte Seehofer seinen Finanzminister in aller Öffentlichkeit als karrieregeilen Ichling charakterisiert, der sich mit „Schmutzeleien“ den Weg nach oben bahne. Jetzt fürchten viele in der Partei die nächste irrwitzige Volte ihres Chefs.

Kurz vor Weihnachten sitzt Seehofer im Empfangszimmer seiner Staatskanzlei und erklärt das, was Leute wie Weiß kritisieren, zur Strategie. „Das Leben belohnt nur Leistung“, sagt Seehofer. Der Satz beschreibt den Darwinismus in der neuen CSU recht gut. Wer für gute Umfragewerte sorgt, ist in Seehofers Welt ein guter Minister; Inhalte, die Stimmen kosten könnten, landen im Müllschlucker der politischen Ideen. In der Seehofer-Doktrin ist die Popularität beim Volk der einzige Maßstab, auch deshalb ist Seehofer ein Fan von Plebisziten.

„Wenn sich viele beteiligen, dann wird das Ergebnis schon irgendwie richtig sein, so die einfache Rechnung“, kritisiert Buchautor Weiß. Demokratie 2.0 oder Mitmachpartei heißt das im Diktum der CSU. Die Wahrheit sei eine andere, so Weiß: Eine verunsicherte CSU versuche über ständige Stimmungstests jenes Vertrauen zurückzugewinnen, das sie durch eigene Wankelmütigkeit verspielt habe.

Manchmal sind es bloß kleine Zufälle, die in der Seehofer-CSU über das Schicksal politischer Vorhaben entscheiden. Christine Haderthauer hat das leidvoll erfahren. Die Sozialministerin ist keine Novizin, sie weiß, wie man sich am Kabinettsstisch durchsetzt. Per amtlicher Verfügung wollte sie den Verkauf von Alkohol an Tankstellen einschränken. Jugendschutz, dachte sich Haderthauer,

UNION

Die Chaosdiktatur

Die Bayern lieben anarchische Herrscher, doch an Horst Seehofers Alleingängen verzweifelt sogar die CSU. Vor der Klausur in Wildbad Kreuth packt ein Ex-Kabinettsmitglied aus.

Lange Zeit verlief die Karriere von Bernd Weiß so, wie es in der CSU seit je für Anwärtler auf Spitzenposten vorgesehen ist. Mit Mitte dreißig zog der Notar aus Unterfranken in den Landtag ein, 2008 lockte ihn Horst Seehofer mit einem Posten in sein Kabinett. Weiß wurde Staatssekretär im Innenministerium, da war er gerade mal 40.

Dem frühen Karrieresprung folgte Ernüchterung. In der Regierung erlebte Weiß einen Ministerpräsidenten, der Um-

fragen folgte, nicht Prinzipien; und der Mobbing zum Führungsprinzip erhob. Ausgerechnet zur traditionellen Klausurtagung der CSU-Landesgruppe, die kommenden Montag in Wildbad Kreuth beginnt, gelangen jetzt Auszüge des Buchs an die Öffentlichkeit, das der ehemalige Staatssekretär Weiß verfasst hat.

Die Innenansichten der Partei sind wenig schmeichelhaft für Seehofer: „Eigene Gedanken und Ideen sind weder gefragt noch erwünscht“, schreibt Weiß. Seeho-

**BESONDERES RAUMGEFÜHL? JA.
BESTE AUSSTATTUNG? JA.
OFFENE WÜNSCHE? NEIN.**



**JETZT BIS ZU
3.400 €¹
PREISVORTEIL**

Das Leben kann so schön sein. Der neue Golf Plus LIFE.²

Es gibt Momente, da bleiben keine Wünsche offen. Beim neuen Golf Plus LIFE ist das nicht anders. Schließlich stimmt bei ihm mit u. a. ParkPilot oder Winterpaket nicht nur das Fahrgefühl, sondern dank erhöhten Komfortsitzen und großzügigem Platzangebot auch das für den Raum. Sogar sein Preis macht rundum zufrieden. Dafür sorgt ein Preisvorteil von bis zu 3.400 €¹ in Verbindung mit dem optionalen „LIFE Plus Paket“. Mehr Informationen bei Ihrem Volkswagen Partner und unter www.volkswagen-life.de



facebook.com/VolkswagenDE



Das Auto.

¹Maximaler Preisvorteil von bis zu 3.400 € am Beispiel des LIFE Sondermodells Golf Plus in Verbindung mit dem optionalen „LIFE Plus Paket“ gegenüber der unverbindlichen Preisempfehlung des Herstellers für einen vergleichbar ausgestatteten Golf Plus Trendline. ²Kraftstoffverbrauch des neuen Golf Plus LIFE in l/100 km: kombiniert 6,6–4,3, CO₂-Emissionen in g/km: kombiniert 154–114. Abbildung zeigt Sonderausstattung gegen Mehrpreis.

das ist doch eigentlich ein wichtiges Thema.

Doch dann rief Seehofer seine Ministerin zur Ordnung, sie musste ihren Vorstoß erst einmal kassieren. Ganz München rätselte über den Grund für Seehofers Intervention. Es war, wie so oft bei ihm, ganz simpel: In seiner Zeit als Parlamentarier und Minister in Berlin hatte Seehofer schon mal selbst spät an einer Tankstelle neben seiner Wohnung im Bezirk Tiergarten eingekauft.

Die Partei macht diese Sprunghaftigkeit irre. So hatte sich die CSU beim Donau-Ausbau, einem der großen Infrastrukturprojekte des Freistaats, längst klar positioniert. Die Partei bevorzugt die wirtschaftsfreundliche Ausbauvariante

waltiger Gegner des Donau-Ausbaus, teilt inzwischen diese Meinung.

Denn was Seehofer nicht schätzt, ist Widerspruch. Das schreibt auch Weiß. Ende 2009 warf er hin, offiziell ging es um den Streit bei der Einführung des Digitalfunks für die bayerische Polizei. In Wahrheit hatte er von Seehofer die Nase voll. Ende Januar erscheint jetzt Weiß' Buch mit dem bezeichnenden Titel „Frage, was dein Land für dich tun kann – Warum inhaltsleere Politik eine leichte Beute für Piraten aller Art ist“.

Die Bayern wollen eine Anarchie mit einem starken Anarchen an der Spitze, hat CSU-Urgestein Peter Gauweiler einmal festgestellt. Diese Beschreibung trifft die Zustände in der Seehofer-CSU. Oben

Seehofers Ausraster gegen Parteifreunde sind aus einem anderen Grund schwer erklärbar. Der CSU-Chef ist seit 32 Jahren in der Politik, er weiß, dass es der Partei schadet, wenn der Vorsitzende seine Leute schlechtredet. Eigentlich ordnet Seehofer alles dem Sieg bei der Landtagswahl im Herbst unter. Doch vor öffentlichen Demütigungen schreckt er nicht zurück. In seiner Allmacht blitzt ein selbstzerstörerischer Zug auf.

Die Bayern hatten schon immer ein großes Herz für spleenige Herrscher. Bis heute vergöttern sie den verschrobenen Schlösserbauer Ludwig II., und Franz Josef Strauß war im Umgang mit Parteifreunden ebenfalls nicht zimperlich.

Doch Seehofers Härte folgt oft keinem politischen Kalkül, bei ihm schwingt häufig auch Persönliches mit. Jahrelang war er ein Einzelkämpfer in der CSU. Das hat sich bis heute nicht geändert. Doch jetzt hat er die Macht, seine Widersacher von einst zu piesacken. Und er nutzt sie.

Vor einigen Jahren hat er selbst erlebt, wie seine Affäre mit einer Bundestagsmitarbeiterin im Machtkampf um die Nachfolge Edmund Stoibers gegen ihn benutzt wurde. Das hat ihn geprägt.

Als ihm vor Weihnachten zugetragen wurde, dass Söder in Hintergrundgesprächen allerlei Gerüchte über seine unverheiratete Rivalin Ilse Aigner in die Welt setze, habe es dem Parteichef gereicht. So jedenfalls wird die Geschichte in München von verschiedenen Seiten erzählt. Seehofer sagt dazu nichts, Söder lässt den Vorgang dementieren.

Ganz unwahrscheinlich ist er dennoch nicht. Seehofer hatte die populäre Bundesagrarinisterin überredet, für die Landtagswahl nach München zu wechseln. Wenn eine CSU-Größe derzeit unter seinem Schutz steht, dann ist es Aigner. Das bekam Söder zu spüren; und Seehofer war es egal, dass er damit die ganze Partei in Aufruhr versetzte.

Die Partei respektiert Horst Seehofers Erfolg, aber sie liebt ihren Vorsitzenden nicht. Die Folgen dieser Distanz wird er bald spüren. Denn spätestens ab dem Wahltag im September 2013 stellt sich die Frage, wer ihn beerbt, als Ministerpräsident und Parteichef. Zwar hat er klargemacht, dass er bis 2018 im Amt bleiben will, doch wenn sich die Partei auf einen Nachfolger einigt, wäre er ein Regierungschef auf Abruf.

Er setzt jedoch darauf, dass es so läuft wie immer in der CSU: dass sich Altbayern und Franken, Männer und Frauen, Katholiken und Protestanten einen zähen Kleinkrieg um seine Nachfolge liefern.

Die Zerstrittenheit der Lager sichert im Moment noch Seehofers Macht. Gegen ihn, so sagt er am Ende des Gesprächs in der Staatskanzlei, werde die Sache jedenfalls nicht entschieden.

PETER MÜLLER, CONNY NEUMANN



ADAM BERRY / DAPD

Christsoziale, Kanzlerin Merkel*: Der Kampf jeder gegen jeden bestimmt den Alltag

mit Staustufe und viel Beton, so hatte es ein Parteitag im Jahr 2009 beschlossen.

Doch seit Seehofer Anfang Dezember 2012 mit Schiff und großem Gefolge eine paar Stunden über den Fluss kreuzte und Hans-Jürgen Buchner von der Band Haindling stimmungsvoll die Schönheit der Landschaft zwischen Straubing und Vilshofen beschwor, ist der Beschluss nur noch Papier. Seehofer denkt gar nicht daran, die Donau gegen den Willen der Anwohner zuzubetonieren.

„Für mich ist der Donau-Ausbau nicht erst dann gelungen, wenn an jedem Tag des Jahres ein Schiff über den Fluss fahren kann“, sagt Seehofer. Umweltminister Marcel Huber, ursprünglich kein wortge-

thront ein einsamer Herrscher, darunter bestimmt der Kampf jeder gegen jeden den politischen Alltag. Und je nach Tageslaune vergibt der Chef Haltungsnoten.

Buchautor Weiß hält nicht viel von dieser Politik. „Wenn man sich Führungspersonal sucht und dieses Führungspersonal dann öffentlich kleinmacht, der Öffentlichkeit den Eindruck vermittelt, dass alle nur von einem Fingerschnippen oder Daumensinken des Chefs abhängen, dann sorgt das nicht dafür, dass der Chef stärker wirkt. Es sorgt nur dafür, dass das Führungspersonal schwächer aussieht.“

Dabei ist Seehofers Kritik am Spitzenpersonal nicht immer unberechtigt. Auch wohlmeinende Beobachter würden kaum behaupten, dass CSU-Bundesminister wie Peter Ramsauer, den Seehofer kürzlich als „Zar Peter“ verspottete, der Partei in Berlin zu Glanz verhelfen.

* Mitte September 2012 in der bayerischen Landesvertretung in Berlin, mit Bayerns FDP-Wirtschaftsminister Martin Zeil (3. v. r.).

SPIEGEL-Leser wissen mehr.



ALINA BUXMANN
 Laurentinews
 Laurentius-Siemer-Gymnasium
 Saterland
 Preisträgerin 2012

Starte durch!

Bewirb dich beim SPIEGEL-Schülerzeitungspreis 2013.
 Mach mit unter www.spiegel.de/schuelerzeitungen
 Aufgepasst: Einsendeschluss ist der 31. März 2013.

 **Das Telefonbuch**
 Alles in einem

 **SOS
KINDERDÖRFER
WELTWEIT**





Ministerpräsident Kretschmann, designierter Stuttgarter Oberbürgermeister Kuhn*: Etwas ist ins Rutschen geraten

DPA

BADEN-WÜRTTEMBERG

Im grünen Winkel

Erst Kretschmann, jetzt Kuhn: Am 7. Januar startet Stuttgarts neues Oberhaupt ins Amt. Wer aber sind diese Wähler, die den Südwesten zum Grünland machen? Von Konservativen, die auszogen, das Fürchten zu verlernen. *Von Jürgen Dahlkamp und Simone Kaiser*

Vier Wähler der Grünen. Vier Farben Grün. Die erste: Matthias Filbinger, 56 Jahre. Hemd: Ralph Lauren. Uhr: Rolex. Auto: Mercedes. Zu Hause auf dem Tisch liegt: die „FAZ“. Und als was arbeitet so einer? Na klar, Unternehmensberater. Also das soll jetzt ein Grüner sein? In Baden-Württemberg schon. Übrigens, eines noch: der Vater. War der Ministerpräsident von 1966 bis 1978, natürlich CDU.

Die zweite Farbe Grün: Thea Kummer, 58 Jahre. Wohnort: auf dem Land. Beruf: Hausfrau. Lieblingssender: SWR 4. Lieblingsmann: immer noch der erste. Zu Hause auf der Kommode steht: eine Madonna mit Jesuskind und Rosenkranz. Schon wieder eine Grüne? Ja, in Baden-Württem-

berg. Übrigens, eines noch: will im kommenden Herbst auf jeden Fall wieder Angela Merkel wählen.

Drittens: Ingo Dreher, 43 Jahre. Berufsstatus: Selfmade-Unternehmer. Angestellte: zwölf. Produkt: Präzisionsdrehteile. In der Vitrine liegen: Werkstücke aus eigener Herstellung. Auch er ein Grüner, hier in Baden-Württemberg. Übrigens, eines noch: CDU-Mitglied, seit 16 Jahren.

Die vierte Farbe Grün: Dieter Salomon, 52. Beruf: Oberbürgermeister von Freiburg. Hat kein zweites Parteibuch von der CDU, will auch nicht Merkel wählen. Endlich. Ein typischer Grüner in BaWü.

* Am Wahlabend, 21. Oktober, im Stuttgarter Rathaus.

Oder? Eines noch: Auf seinem Türschild steht „Oberbürgermeister Dieter Salomon“ in altdeutscher Frakturschrift. Wieso? „Weil das alle im Rathaus so haben, sonst müsste man es überall ändern.“

Vier Farben Grün, nach der politischen Farbenlehre eher Fehlfarben, aber zusammen sind sie jetzt die bestimmende Farbe in Baden-Württemberg. Nicht klassisch grün, nur irgendwie grün. Aber so grün, dass es zur Macht für die Grünen reicht. Nicht nur als Juniorpartner.

Es war einmal ein Land, so wie im Märchen, die Menschen hatten Arbeit, ein Auskommen und überall schöne Mehrzweckhallen. Die Natur war lieblich, das

Wetter besser als andernorts, und über allem wachte der gute König, der von der CDU kam. Er blieb meist zehn Jahre oder gar länger, bevor der Kronprinz übernahm, wieder von der CDU, um seine Landeskinde vor allem Übel zu bewahren. Den Sozis, den Fundis, all den anderen Verdächtigen.

Und nun ist dieses Märchen vorbei, nach fast 60 Jahren. Erst gewann Winfried Kretschmann die Landtagswahl und wurde Regierungschef, der erste grüne in Deutschland, dann Fritz Kuhn die Wahl zum Oberbürgermeister in Stuttgart, der erste grüne in einer Landeshauptstadt. Jetzt, am 7. Januar, tritt er sein Amt an.

Etwas ist ins Rutschen geraten, die Grünen sind im Südwesten mehrheitsfähig geworden. Sie sind es nicht in NRW, obwohl die Luft dort schlechter ist, nicht in Berlin und Hamburg, obwohl die Kieze dort bunter sind, nicht in Bayern, obwohl es dort mehr Atomkraftwerke gibt. Dafür ausgerechnet hier, in einem Land, in dem die Menschen so potentief konservativ sind, dass ihnen Joschka Fischer im Wahlkampf mal zurief: „Ihr seid sooo schwarz.“

Wie also konnte das passieren? Wer die Menschen sucht, die darauf eine Antwort geben können, findet sie nicht in den grünen Biotopen, an den Universitäten, in den Szenekneipen, in Dritte-Welt-Gruppen. Ein konservatives Milieu ist im Südwesten verrutscht, rübergerutscht zu den Grünen, die Sorte Bravbürger, die sich noch vor fünf Jahren niemals hätten vorstellen können, die Grünen zu wählen. Die sich vermutlich geschämt hätten, vor sich selbst, ihren Eltern, ihren Freunden, und sich nun nicht mehr schämen, schon weil von denen auch einige die Öko-Partei ankreuzen. Die Grünen haben Wähler gewonnen, die eine Heimat – die CDU – erst verloren und dann verlassen haben.

Ein Streifzug durchs Grüne in Baden-Württemberg wird so zu einer Wande-



„Früher ist mein Vater durchs ganze Haus gegangen und hat die Lampen ausgeknipst. Das mache ich genauso.“ Matthias Filbinger

rung zu Menschen, die oft noch an ihrer Heimat hängen, nur dass sie ihr Glück dort nicht mehr finden konnten und gegangen sind. Manche für immer, andere nur so lange, wie es dem neuen, weisen König im Amt vergönnt sein mag. Winfried Kretschmann.

Matthias Filbinger weiß noch, dass ihn sein Vater damals geschlagen hat. Nicht, dass es besonders schlimm gewesen wäre, außerdem haben Millionen Väter damals ihre Kinder geschlagen, warum also nicht auch der Landesvater, wenn er zu Hause der Familienvater von fünf Kindern war? Dass sich Filbinger an diesen Schlag noch erinnern kann, hat also einen anderen Grund.

Es war im Sommer, sie machten Wanderurlaub, jedes Jahr Wandern in der Schweiz. Matthias Filbinger, damals elf, steckte sich einen Riegel Schokolade in den Mund, nahm das Stanniolpapier, warf es weg. Und da gab es was „an die Backe“, von Hans, dem Vater. Damit der kleine Matthias den Satz, der dann kam, nie vergaß: „Das lässt du in Zukunft.“

Das ist die eine Geschichte, die Matthias Filbinger heute erzählt, wenn er erklären soll, warum in Baden-Württemberg aus Schwarz Grün werden konnte. Sie handelt von einem frühen Natur- und Umweltbewusstsein, das selbst einen Konservativen wie seinen Vater Hans, den Ministerpräsidenten aus der CDU, durchdrungen hatte.

Die andere erzählt von der urschwäbischsten Form der „Ressourcen-Schonung“. Von der Sparsamkeit, die hier so verbreitet ist, weil große Landstriche früher hungerarm waren. Noch als Innenminister warf sein Vater ein Hemd nicht weg, wenn es an den Manschetten aufgescheuert war. Stattdessen gab er es zum

Schneider, ließ aus dem Rücken ein Stück heraustrennen und daraus neue Manschetten machen. Hinten setzte der Schneider ein Stück Bettlaken ein; mit einer Weste darüber merkte das keiner.

Natürlich war sein Vater ein CDU-Mann durch und durch. Entweder Schwarz oder Rot, Gut oder Böse, der Russe stand immer kurz vor dem Einmarsch und alles links von der CDU auf der falschen Seite. Als sich Mitte der Siebziger der Protest gegen das geplante Atomkraftwerk in Wyhl am Rhein hochschaukelte, waren die Gegner in den Augen des Vaters nicht Naturschützer, sondern Linke, Radikalinskas. „Kannst du dir vorstellen, dass die jemals in Baden-Württemberg an die Macht kommen?“, fragte er den jungen Matthias, als die Grünen 1980 zum ersten Mal in den Landtag eingezogen waren. Und gab sich die Antwort gleich selbst: unvorstellbar. „Die sind nur eine Zeiterscheinung.“

Damals auch für Matthias Filbinger. Im Maschinenbaustudium fuhr er mit einem Aufkleber auf seinem Käfer herum, „Atomkraft? Na klar!“. „Eine andere Meinung zu haben hätte nicht ins Familienbild gepasst. Ich habe nicht aufbegehrt.“

Aber Hans Filbinger starb vor fünf Jahren, und so wie er ist eine ganze Generation weggestorben, die nie Grün gewählt hätte, unter keinen Umständen. Ihre Kinder dagegen sind eine Generation, die nur dachte, sie würde nie Grün wählen.

Dabei war es doch das grüne Erbe, das einem Matthias Filbinger erhalten blieb. Nicht die Angst vor dem Russen, sondern die schwäbische Sparsamkeit. Die Liebe zur Natur. Die Pflicht, die Schöpfung zu bewahren, sich an Gottes Werk nicht zu versündigen. Die konservative Gründlichkeit, mit der hier nicht nur der Bürgersteig gekehrt, sondern auch der Müll ge-

Farbwechsel

Grüne Oberbürgermeister ●
und Bürgermeister ○
in Baden-Württemberg





„Die Grünen bekämen heute sogar noch ein paar Prozentpunkte mehr, weil die Angst vor ihnen jetzt weg ist.“ Ingo Dreher

„Mein Ziel ist nicht die Weltrevolution, und die Leute nicht vor den Kopf zu

trennt wird, mit dem Fanatismus der Gerechten. „Früher ist mein Vater vor dem Abendessen durchs ganze Haus gegangen und hat die Lampen ausgeknipst. Das mache ich heute genauso“, sagt Matthias Filbinger. Nur dass er, anders als sein Vater, nicht allein an die Stromrechnung denke, sondern auch an CO₂.

Matthias Filbinger hat lange als Vorstand eine IT-Firma geführt, bis zum Umfallen. Nach dem Herzinfarkt ist er ausgestiegen, hat sich selbstständig gemacht, als Berater für Start-up- und Krisenfirmen. Auf den ersten Blick ein Leben wie fürs schwäbische Klischee, immer fleißig schaffen und solide anschaffen: das eigene Haus, der Mercedes 280 CDI.

Doch dann ist da eben auch noch die Infrarotkamera, die hinten auf dem Rasen steht. Damit beobachtet Filbinger nachts die Igel; wenn einer zum Futternapf kommt, löst der Bewegungsmelder aus, und sofort hat Filbinger sechs Fotos auf seinem iPhone. Oder unten im Werkkeller der LötKolben: schon 42 Jahre alt, aber der lötet immer noch – wie er sich darüber freut.

Bewahren und behalten, schützen und schonen, damit hätte er schon immer genauso gut bei den Grünen sein können wie bei der CDU, aber eingetreten ist er bei der Union, so gehörte es sich für einen Filbinger. Er ließ sich in den Bezirksbeirat von Stuttgart-Vaihingen wählen, die Tische standen dort in einem U, auf der anderen Seite die Grünen. Schon damals dachte Filbinger manchmal, dass er von denen gegenüber nicht so weit weg war wie von denen neben ihm. Was die Art anging, Politik zu machen.

„Bei uns hieß es, unser Oberbürgermeister will das so, also war's beschlossen.“ Als dann mit dem Bahnprojekt Stuttgart 21 der Busbahnhof nach Vaihingen

kommen sollte, mehr Verkehr, mehr Lärm, wollte er nicht mehr mitnicken. Nicht für den Oberbürgermeister, die Partei, nicht für die Familientradition.

Filbinger ging damals durch Parteisitzungen, die ihm wie Tribunale vorkamen, hinter Erklärungen versteckten sich Ermahnungen, hinter Ermahnungen versteckten sich Erpressungen. Er verstand, dass er kuschen musste, wenn er in der Partei noch was werden wollte. Und dann kam der Tag, an dem er in die Stuttgarter CDU-Geschäftsstelle zitiert wurde, aber niemand erwartete ihn. Noch beim Pförtner schrieb er seine Austrittserklärung.

Ein Jahr später fragten ihn die Grünen, ob er nicht zu ihnen kommen wolle. Filbinger sagte: „Langsam, lasst mich erst mal zu mir kommen.“ Doch so, wie die Grünen waren – Bewahren und Erhalten –, musste er gar nicht mehr weit gehen, um zu den Grünen und trotzdem zu sich selbst zu kommen. Also trat er ein. Ein Verrat? „Ich glaube schon, das haben in der CDU einige so gesehen, mit diesem Namen.“ Aber sein Vater, hofft er, hätte sich am Ende seines Lebens nicht mehr verraten gefühlt.

Spät, drei Jahre vor seinem Tod, machte Hans Filbinger mit seinem Sohn eine Wanderung, es ging auf den Schauinsland bei Freiburg. Sein Vater habe nach Nordwesten, Richtung Wyhl gezeigt, und dann habe er gesagt, die Kernkraft zu forcieren, die Wasserwerfer aufzufahren, das sei damals wohl doch ein Fehler gewesen.

Ja, es geht ihm gut. Hinten in der Halle surren zehn Drehmaschinen in drei Schichten, am Anfang hat Ingo Dreher hier noch Miete gezahlt, aber vor zwei Jahren hat er alles gekauft. Die Halle, die Büros, und wenn die Genehmigung schneller gekommen wäre, hätte er schon

mit dem Anbau begonnen. Noch mal 360 Quadratmeter, blühender Mittelstand.

Und wer hat regiert, die meiste Zeit? Die CDU war's. Da muss ein Ingo Dreher diese Partei doch wählen; wer, wenn nicht er? Ein Unternehmer vom Land, aus Balgheim, Kreis Tuttlingen, sonst stets erste Stimme CDU, zweite FDP, um für Schwarz-Gelb alles rauszuholen. Sogar CDU-Mitglied, seit 1996. So einer muss doch müssen.

Nein, musste er nicht. „Sicher, die CDU hat das Land gut regiert. Aber nur weil's Wetter vier Wochen gut war, heißt das ja nicht, dass es die nächsten vier Wochen gut bleibt.“ Also hat er bei der Landtagswahl 2011 die Grünen gewählt.

Filbinger und Dreher kennen sich, und solche wie ihn kennt der Unternehmensberater Filbinger nun eine ganze Reihe. Es sind Mittelständler, die sich nicht darauf verlassen wollen, dass es immer so weitergeht mit dem blühenden Geschäft. Sie haben erlebt, wie ganze Branchen kaputtgingen, die Uhrenindustrie, die Phonoiindustrie. Ihr Überlebensinstinkt in Baden-Württemberg – mehr als anderswo – ist der Erfindergeist, getrieben von der Frage, was morgen ein Geschäft sein könnte. Und eine Antwort, eine ziemlich gute sogar, heißt nun „Umwelttechnik“. „Der technische Fortschritt liegt den Unternehmern hier im Naturell“, sagt Filbinger, „deshalb ist hier auch die Bereitschaft für grüne Technik viel größer.“

Wer aber mit grüner Technik Geld verdienen will, für den sind auch die Grünen nicht von vornherein Spinner, sondern Politiker mit einer Vision, die Aussichten eröffnen, Geschäftschancen. Das macht sie auch für Ingo Dreher interessant. Früher, da waren für ihn die Grünen das, was die Sozialdemokraten heute noch für ihn sind: Ideologen, Phantasten. Wollen alles



FOTOS: MARTIN STORZ / DER SPIEGEL



„mein Ziel ist gute Verwaltung – stoßen.“ Dieter Salomon

„Der Kretschmann, der ist auch katholisch, wenn der ein Grüner sein kann, schaff ich das auch.“ Thea Kummer

umverteilen, haben aber keine Ahnung, woher das Geld dafür kommen soll. Jetzt erkennt er bei den Grünen statt einer Ideologie eine Idee, die für die Wirtschaft aufgehen könnte. Jenes „Grün“, das auch im Wort „Gründergeist“ steckt.

Dagegen die CDU: „Die hat den Bogen zwischen Ökologie und Ökonomie nicht geschafft und wollte das auch nicht“, sagt Dreher, „solange die CDU nicht versteht, dass das kein Gegensatz ist, geht’s mit der CDU und mir nicht mehr.“ Trotz Mitgliedsausweis.

Was er bei der CDU sah, war keine Vision. Er sah einen Ministerpräsidenten Stefan Mappus, kaum älter als er, der sich aber wie ein Patron vom alten Schlag auführte. Nicht zuhörte, einsame Entscheidungen traf. Eben so, wie man heute auch keine Firma mehr führt. „Ich will ja als Unternehmer Leute, die mitdenken, Vorschläge machen, mich auf mögliche Fehler hinweisen“, sagt Dreher.

Deshalb gruselte er sich mehr vor Mappus als vor dem, was der Wirtschaft von den Grünen und ihrem Spitzenmann Winfried Kretschmann drohen könnte. Und heute gruselt sich Dreher sowieso nicht mehr: „Jetzt haben wir Kretschmann eineinhalb Jahre, und gar nichts hat sich für mich verändert.“

Es werden immer noch Straßen gebaut, es gibt immer noch Strom, der die Maschinen am Laufen hält, sogar Atomstrom, und deshalb werden auch immer noch Firmen gegründet, Fabrikhallen errichtet. Und was ist mit dem Kostenschub, weil die Grünen auf Ökostrom setzen? Das muss doch Unternehmern Angst machen. Klar, sagt Dreher, und dass die Energiepreise auch für ihn ein wichtiges Thema sind. Aber Gas, Öl, die Entsorgung von Atommüll, das werde doch in Zukunft auch alles teurer, was wäre dann

besser, was schlechter? Und überhaupt: Wie viel Einfluss hat da schon eine Landesregierung, ob grün oder schwarz?

Soweit bekannt, hat kein einziger Unternehmer die Einladung der CSU nach der Landtagswahl angenommen, sich mit der Firma nach Bayern in Sicherheit zu bringen. „Ich vermute, die Grünen bekämen heute sogar noch ein paar Prozentpunkte mehr, weil die Angst vor ihnen jetzt weg ist“, glaubt Dreher.

Wer hat Angst vor Dieter Salomon? Keiner. Weil Freiburg nicht untergegangen ist. Oder ausgestorben. Freiburg wächst, rund 20 000 Einwohner mehr in zehn Jahren. So lange sitzt Salomon schon im Freiburger Rathaus. Der erste grüne Oberbürgermeister einer Großstadt, der gezeigt hat, dass Grüne nicht zu grün sind für diese Art von Spitzenämtern. Oder zu verbohrt. Oder einfach nur zu schlecht angezogen.

Salomon trägt einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und auch ansonsten keinerlei An- oder Abzeichen, die auf Restwerte von Rebellentum hindeuten würden. Ein bürgerlicher Oberbürgermeister, was auch sonst, „von der Sozialstruktur waren die Grünen immer bürgerlich“, sagt Salomon, „sie kommen weder aus der Arbeiterschaft noch aus dem Adel“.

In Baden-Württemberg hat der Großteil der Grünen schon vor Jahrzehnten aufgehört, diese Herkunft zu verleugnen. Sie wollten nicht mehr den Staat stürmen, die Demokratie demontieren, „wir haben begriffen, dass die Gesellschaft Regeln braucht und Politik nachvollziehbar sein muss“, sagt Salomon. Das hat er mit Boris Palmer gemeinsam, dem grünen OB von Tübingen, oder Horst Frank, der 16 Jahre lang das Rathaus von Konstanz führte. „Mein Ziel ist nicht die Weltrevolution,

mein Ziel ist gute Verwaltung – und die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen.“

Das ist die eine Seite einer Annäherung zwischen dem konservativen Milieu und den Grünen im Ländle: dass Badener und Württemberger erlebt haben, wie Städte grün wurden, aber trotzdem nicht kaputtgingen. Aber es gibt auch eine Annäherung von der anderen Seite, und die hat für Salomon etwas mit dem Menschen-schlag im Südwesten zu tun. So grundbodenständig der sein mag, er hat auch einen Hang zum Widerstand und dann eine Härte im Widerstand, wie sie Salomon aus seiner Heimat Bayern nicht kennt.

Salomon kommt aus dem Allgäu, also zitiert er den Satz von Herbert Achternbusch, dass 60 Prozent der Bayern Anarchisten sind, die trotzdem alle die CSU wählen. Baden-Württemberg, sagt Salomon, sei anders. Fähig nicht nur zum Widerstand, sondern auch zum Aufstand. Helmut Palmer zum Beispiel, der Vater von Tübingens Stadtoberhaupt Boris Palmer, war so einer, der gegen alles aufstand. Landesweit bekannt als der Remstalrebell, bis zum Tod vor acht Jahren ein personifiziertes Nein gegen die Obrigkeit.

Aber während er anderswo als Querulant geächtet worden wäre, von dem man sich besser fernhält, war Palmer in Baden-Württemberg ein Volksheld. Trat bei etwa 300 Wahlen an, als Einzelkandidat, kassierte wegen seiner aufbrausenden Art 33 Verurteilungen, saß insgesamt 423 Tage im Gefängnis. Wurde aber von Stuttgarts langjährigem Oberbürgermeister Manfred Rommel trotzdem als „ehrlicher Mensch“ und „Kämpfer für die Demokratie“ gewürdigt.

Es ist diese Bockigkeit, in letzter Instanz, mit letzter Konsequenz, die einen Matthias Filbinger gegen die eigene Partei aufstehen lässt. Die Stuttgarter Wutbürger gegen das Bahnprojekt Stuttgart 21. Und

den Unternehmer Ingo Dreher gegen die Selbstverständlichkeit, mit der die CDU-Spitze vor ein paar Jahren einen neuen Landtagskandidaten für den Wahlkreis Tuttlingen inthronisierte. „Vor allem die Württemberger sind da Überzeugungstäter“, sagt Salomon. Mit dieser Überzeugung waren ihre Wege zu den Grünen dann doch nicht mehr so weit.

Trotzdem, dass ausgerechnet sie mal so weit gehen würde, hätte Thea Kummer ja selbst nie gedacht. Eine Frau vom Land, hier geboren, hier geblieben, ein Leben mit Ehemann, Eckbank, Einbauküche; sie war doch die klassische Hausfrauenstimme für die CDU, nie etwas gesagt, immer nur angekreuzt. Schon der Vater hatte 20 Jahre für die CDU im Gemeinderat gesessen, „für uns gab es nichts anderes als die CDU“, und als sie mit 20

Es lief wie bei so vielen, die von der CDU abgefallen sind: Jahrzehntlang hat die Union alles richtig gemacht, mit Männern, die so waren wie ihr Volk oder wenigstens so wirkten. Erwin Teufel etwa, auf den Thea Kummer noch große Stücke hält. Aber dann kam der Falsche, Mappus. Bei ihm hatte Thea Kummer das Gefühl, dass der nicht mehr einer von ihnen war, nur einer, der „die Backen aufblies“. Und dann kam irgendwann der Punkt, an dem sich für sie herausstellte, dass man es doch gleich geahnt hatte.

Anfang 2010 hörten die Zepfenhaner, dass die Stadt Rottweil dem Land einen neuen Standort für ein Gefängnis angeboten hatte. Ihr Zepfenhan. Dafür sollte ein Wald abgeholzt werden, „25 000 Bäume, seitdem kämpfen wir wie die Geistesgestörten“, sagt Thea Kummer.

Und dann, einen Monat vor der Wahl, kam Kretschmann, nicht nach Balingen, nicht nach Rottweil, nach Zepfenhan, in ihren Wald. Seine Gefolgsleute im Rottweiler Gemeinderat waren auch für das Gefängnis, Kretschmann versprach also nicht, dass er es verhindern werde. Aber einen neuen Suchlauf, wenn er mitregieren sollte, das schon. Es klang zum ersten Mal nach mehr als nichts, wenigstens fair. Sollte Thea Kummer, statt nicht zu wählen, also Kretschmann wählen? Sie hat, sagt sie, gezögert, sie spürte ihren Rucksack, was man tut, was sich gehört, sie dachte daran, was der Vater und der liebe Gott davon halten würden. „Aber dann habe ich mir gesagt, der Kretschmann, der ist auch katholisch, der ist Kommunionhelfer und Lektor, wenn der ein Grüner sein kann, schaff ich das auch.“



> Das kostenlose Girokonto mit Zufriedenheitsgarantie¹.

- Kostenlose Kontoführung
- Kostenlose Visa-Karte
- Kostenlos Bargeld weltweit²

Deutschlands Beste Bank
Gesamtsieger 2012
Ausgabe 5/2012
€uro
53 Geldinstitute im Vergleich

04106-70 88
www.comdirect.de .comdirect

¹Details unter www.comdirect.de/zufriedenheitsgarantie.
²Im Ausland an Geldautomaten mit der Visa-Karte, im Inland mit der girocard an rund 9.000 Automaten der Commerzbank, Deutschen Bank, HypoVereinsbank und Postbank.

zu Hause auszog, „war da mein Mann, der hatte die gleiche Meinung“.

Auf der Eckbank steht der heilige Wolfgang, daneben eine Kerze mit der Aufschrift „Gott schickt manchmal einen Engel, wenn er deine Sorgen spürt“. Schwarzer Kerzendocht. Thea Kummer gehört noch zu denen, die für ihren Glauben brennen und nicht nur Kerzen in die Ecke stellen, damit es so aussieht, ohne sie je anzustechen. 25 Jahre hat sie im katholischen Gemeinderat von St. Nikolaus in Rottweil-Zepfenhan gesessen, ihr Mann Ernst teilt immer noch die Kommunion aus. Natürlich hat sie auch deshalb CDU gewählt. Die Christlichen. Wie im Himmel, so auch auf Erden.

Und daher ist sie sich sicher, dass es ihren toten Vater die ewige Ruhe kosten würde, wenn er wüsste, dass sie jetzt die Grünen wählt. Aber der kannte ja auch Winfried Kretschmann nicht.

2011 erschien Mappus in Rottweil zum Neujahrsempfang der CDU. Die Zepfenhaner standen mit ihren Plakaten auf dem Bürgersteig. Auf dem Bürgersteig, nicht auf der Straße, das ist Thea Kummer heute noch wichtig, „wir kannten das ja gar nicht, zivilen Ungehorsam, wir waren ja noch nie demonstrieren“. Mappus ging zu ihnen, um zu reden, und als einer von den Zepfenhanern „Lügner“ schrie, wurde er von Polizisten aus der Menge gezogen. „Das war für uns ein Schock“, erinnert sich Kummer.

Beim nächsten Mal, Wahlkampfauftritt von Mappus in Balingen, standen sie wieder auf dem Bürgersteig vor einer Halle, diesmal nahm der Kandidat gleich den Hintereingang. „Bis dahin dachte ich nur, die CDU in Rottweil wähl ich nicht, von da an, dass ich die im Land auch nicht mehr wählen kann.“

Aus Schwarz wurde Grün, es gibt viele Gründe für diesen Wandel, aber einen haben die neuen Grünen gemeinsam: Kretschmann. Das Landesväterliche an ihm, Ehrlichkeit statt Eitelkeit, das Geschick, niemanden abzuschrecken – all das hat in dem konservativen Land dieses Grün sprießen lassen. Doch was passiert, wenn der Gärtner geht, wissen seine schwarzen Wähler meist auch noch nicht. Matthias Filbinger wird bei den Grünen bleiben, aber Ingo Dreher, der Unternehmer, sagt, dass er noch nicht fertig sei mit der Partei, dass er Mitglied bleibe, weil er sie noch nicht aufgegeben habe. Ob „grünlackierte Schwarze oder schwarzlackierte Grüne“, das ist ihm doch eigentlich egal. Und Thea Kummer? Wird demnächst auch wieder CDU wählen, bei der Bundestagswahl. In Berlin, da heißt ihr Kretschmann weiterhin Merkel.

Nach oben gefallen

Union und FDP starten mit der Aktion Abendsonne ins Wahljahr: Ungeniert wie selten versorgen Minister ihre politischen Freunde.

Nach außen wahrt der anonyme Brief die Form: Er ist an „Herrn Minister Philipp Rösler“ gerichtet und schließt mit der Grußformel „Hochachtungsvoll“. Was die Mitarbeiter des Bundesministeriums für Wirtschaft allerdings auf zwei eng bedruckten Seiten auflisten, kommt einer Abrechnung mit dem Chef gleich. Die Berufung von Externen mit geringer Qualifikation wird beklagt, es geht um Beamte, die ihren Aufstieg nur dem Parteibuch zu verdanken hätten.

Folgt man dem Schreiben, dann verlangt Rösler von seinen Leuten sogar „Zuarbeiten für Partei- und Wahlveranstaltungen“. Die Unterzeichner, die nicht namentlich genannt werden möchten, weil sie sonst „weitere Karriere Nachteile“ befürchten müssten, wollen das nicht länger hinnehmen. Das Ministerium bestreitet die Vorwürfe.

Neun Monate vor der Bundestagswahl befördern Unions- und FDP-Minister ungeniert wie selten ihre politischen Gewährsleute auf sichere und gutdotierte Pöstchen. So zerstritten die Koalitionäre bei inhaltlichen Fragen sind, bei der Aktion Abendsonne herrscht parteiübergreifende Eintracht: Verkehrsminister Peter Ramsauer etwa hat sein Haus zu einer Hochburg der CSU ausgebaut. Auch Minister wie CDU-Mann Wolfgang Schäuble (Finanzen) und Parteikollege Peter Altmaier (Umwelt), die nach außen gern das Prinzip „Inhalte vor Personen“ proklamieren, protegieren in ihren Häusern ohne Skrupel verdiente Parteifreunde.

Dass sich das Personalkarussell im Wirtschaftsministerium mit am schnellsten dreht, ist kein Zufall. Am 20. Januar wählt Niedersachsen, und fliegt die FDP dort aus dem Landtag, dürften auch die Tage von Minister Rösler gezählt sein.

Deswegen müssen noch schnell enge Weggefährten versorgt werden. So kümmert sich Röslers frühere Büroleiterin Melanie Werner seit kurzem als Referatsleiterin um die Außenwirtschaftsbeziehungen zu Lateinamerika. Anfang 2013 soll sie zudem befördert werden. Das Ministerium bestreitet einen Zusammenhang.

In ihrem Schreiben mahnen die Kritiker Röslers, bei einer Versetzung sollten Qualifikation und Anforderungen über-



MARC STEFFEN UNGER



SEAN GALLUP / GETTY IMAGES



MARC STEFFEN UNGER

Minister Rösler, Schäuble, Altmaier
Seltene Eintracht

einstimmen. „Davon kann bei dieser Entscheidung nicht im Ansatz ausgegangen werden.“

Einen hübschen Karrieresprung bescherte Rösler auch dem bisherigen Leiter der Geschäftsstelle des Beauftragten für Tourismus: Werner Loscheider – bislang nicht eben im Herzen des Ministeriums tätig – verantwortet künftig die „Politische Koordinierung“. Das Referat im mit fast 80 Mitarbeitern aufgeblähten Leitungsstab der Behörde dient Rösler als eine Art Vizekanzleramt. Angenehmer Nebeneffekt des Wechsels: Röslers neuer Chefstrategie war bislang nur Angestellter des Öffentlichen Dienstes, künftig ist er Beamter auf Lebenszeit.

Die Beförderungswelle im Wirtschaftsministerium ist nicht die erste seit der Bundestagswahl 2009. Bereits Röslers Vorgänger Rainer Brüderle machte mehrere Vertraute zu Unterabteilungsleitern. Der Job ist mit fast 9000 Euro brutto monatlich dotiert. Auch Rösler versorgte nach seinem Amtsantritt im Mai 2011 mehrere Vertraute mit Jobs, auf die Beamte des Ministeriums gehofft hatten.

Zum Teil trug die Personalpolitik eher zur Verschärfung als zur Behebung des Fachkräftemangels bei: So gilt der Leiter

der Abteilung Technologiepolitik, Sven Halldorn – zuvor Geschäftsführer des umstrittenen Bundesverbandes mittelständische Wirtschaft des bizarr-illustren Präsidenten Mario Ohoven –, bei vielen Mitarbeitern als „Totalausfall“.

Auch bei Peter Altmaier kommen Parteifreunde nicht zu kurz. Nach seiner Amtsübernahme begann der Ressortchef im Sommer sogleich mit dem Umbau des Umweltministeriums. Viele Beamte wunderten sich: Warum konzentriert sich Altmaier nicht voll auf wichtige Fragen, die Energiewende oder die Suche nach einem Atommüllendlager?

Nun steht das neue Organigramm des Hauses, und vielen Ministerialen dämmert, dass es in Wahrheit vor allem um Personalpolitik ging. Es stehe eine Aktion Abendsonne bevor, die „nicht hinnehmbar“ sei, warnte in einer internen E-Mail jüngst der Personalrat.

Sieben hochrangige Jobs sind neu zu besetzen, und Indizien deuten darauf hin, dass vier davon für die persönlichen Referenten der Staatssekretäre und des Ministers reserviert sind. Für eine weitere Leitungsstelle ist ein Umweltreferent der FDP-Bundestagsfraktion im Gespräch.

Damit würden „mindestens fünf freie Stellen parteipolitisch besetzt“, ärgert sich ein hochrangiger Beamter. „So viel Klientelismus gab es im Ministerium noch nie.“ Die zuständige Dienststelle bestreitet das. Als Antwort auf den Personalratsbrief hieß es: „Es wird eine diskriminierungsfreie Bestenauslese stattfinden.“

Über eine verspätete, aber nicht minder schöne Bescherung können auch Getreue von Finanzminister Schäuble hoffen – vor allem solche mit CDU-Parteibuch. Ganz oben auf der Liste stehen zwei Referatsleiter aus seinem Leitungsbereich, die er in eine höhere Besoldungsgruppe stufen will, darunter sein persönlicher Referent. Die beiden Mitarbeiter zögen damit an vielen Kollegen vorbei, die schon länger auf eine Beförderung warten. Sie haben allerdings einen Makel: Ihnen fehlt das richtige Parteibuch.

Auch bei seinem neuen Redenschreiber achtete Schäuble sorgsam auf die Regeln der parteipolitischen Farbenlehre. Ohne offizielle Ausschreibung berief er einen CDU-Mann, der zuvor dem bereits 2010 abgewählten NRW-Ministerpräsidenten Jürgen Rüttgers gedient hatte.

Überhaupt, so erzählt man sich im Ministerium, honoriere Schäuble auffällig stark politische Zuverlässigkeit. Staatssekretär Hans Bernhard Beus, der dem Ressortchef schon im Innenministerium erfolgreich als CDU-Aufpasser diente, soll Ministerialen laut Flurfunk sogar erklärt haben, wie Karriere im Hause Schäuble funktioniert: Sie sollten mal darüber nachdenken, in die CDU einzutreten.

SVEN BÖLL, CHRISTIAN REIERMANN,
JÖRG SCHINDLER

„Wir brauchen Märkte“

Sahra Wagenknecht, 43, stellvertretende Fraktionschefin der Linken, lobt die Gründungsväter der sozialen Marktwirtschaft und erklärt, warum Ludwig Erhard heute in ihrer Partei am besten aufgehoben wäre.



Sozialistin Wagenknecht

SPIEGEL: Frau Wagenknecht, bislang gaben Sie sich als politische Enkelin Rosa Luxemburgs aus; neuerdings berufen Sie sich unentwegt auf den CDU-Politiker Ludwig Erhard, den ersten Wirtschaftsminister der Bundesrepublik. Wie kommen Sie dazu?

Wagenknecht: Das große Versprechen Ludwig Erhards und der sozialen Marktwirtschaft war: Wohlstand für alle. Dieses Versprechen ist gebrochen worden. Agenda 2010, Leiharbeit, Befristungen, Niedriglöhne, Zerschlagung der gesetzlichen Rente bedeuten weniger Wohlstand für die Mehrheit.

SPIEGEL: Erhards Ansichten sind von denen Rosa Luxemburgs aber ungefähr so weit entfernt wie der Nord- vom Südpol. Wie kommen Sie darauf, ausgerechnet einen der glühendsten Verfechter des Neoliberalismus für Ihre Thesen einzuspannen?

Wagenknecht: Der damalige Neoliberalismus war das Gegenteil des stumpfsinnigen Glaubens an den Segen deregulierter Märkte, den man heute mit diesem Begriff verknüpft. Ökonomen wie Wilhelm Röpke, Walter Eucken und Alfred Müller-Armack waren überzeugt, dass der Markt nicht alles richten kann, der Staat muss die Regeln und den Ordnungsrahmen setzen.

SPIEGEL: Wenn Erhard so links dachte, wie Sie behaupten: Warum durfte er dann in der DDR weder gelesen noch gelehrt werden?

Wagenknecht: In der DDR wurde leider vieles nicht gelesen und gelehrt, was wichtig war. Die Ordoliberalen waren der heutigen Mainstream-Ökonomie in vieler Hinsicht voraus. Ihre zentrale These war: Wirtschaftliche Macht kann man nicht kontrollieren, man muss verhindern, dass sie entstehen kann. Denn ist sie erst einmal da, kauft sie sich die Politik, und dann ist es vorbei mit Demokratie und Marktwirtschaft.

SPIEGEL: Und jetzt soll ausgerechnet die CDU der fünfziger Jahre das ideologische Leitbild der heutigen Linkspartei abgeben. Hat der moderne Sozialismus keine eigenen Vordenker?

Wagenknecht: In der CDU der fünfziger Jahre lebte noch das Ahlener Programm, das den Kapitalismus grundsätzlich in Frage stellte. Natürlich haben wir von Marx bis Gramsci auch andere Traditionen. Woran wir uns aber auch heute noch orientieren sollten, ist der Anspruch der damaligen Politik. Die Linke will „Wohlstand für alle“ und steht damit im heutigen Parteienspektrum ziemlich allein.

SPIEGEL: Haben Sie das Buch, das Erhard unter diesem Titel veröffentlicht hat, überhaupt gelesen?

Wagenknecht: Das sollten Sie lieber mal Frau Merkel oder Herrn Rösler fragen.

SPIEGEL: Wir fragen aber Sie, weil das, was Erhard schreibt, in nahezu allen Punkten

den Positionen der Linkspartei diametral entgegensteht. Sie drehen Erhard das Wort im Munde herum.

Wagenknecht: Diesen Vorwurf sollten Sie lieber den Bankenrettern und Lohndrückern in der heutigen CDU machen, von der FDP ganz zu schweigen.

SPIEGEL: Dann verraten Sie uns bitte, worauf Sie Ihre Argumentation stützen. Gibt es eine Lieblingsstelle in Erhards Buch, die Ihnen besonders wichtig ist, oder ein Zitat, das Sie besonders treffend finden?

Wagenknecht: Sehr schön ist die klare Aussage von Erhard, dass wir nur dort von sozialer Marktwirtschaft reden können, wo die Löhne im Gleichklang mit der Produktivität steigen. Wäre das eingelöst worden, müsste das deutsche Lohnniveau heute um mindestens zwölf Prozent höher sein. Überzeugend finde ich auch seine Polemik gegen den Nachtwächterstaat und seine Forderung, eine soziale Struktur zu überwinden, bei der eine schmale, extrem reiche Oberschicht einer breiten Unterschicht gegenübersteht.

SPIEGEL: Uns sind in dem Buch ganz andere Stellen aufgefallen. Ludwig Erhard schreibt zum Beispiel: „Es ist leichter, jedem einzelnen aus einem größer werden den Kuchen ein größeres Stück zu gewähren, als einen Gewinn aus einer Auseinandersetzung um die Verteilung eines kleinen Kuchens ziehen zu wollen.“ Wie passt das zu Ihrer Forderung, den gesellschaftlichen Reichtum in Deutschland anders zu verteilen und die Steuern drastisch zu erhöhen?

Wagenknecht: Je ungleicher die Verteilung, desto langsamer wächst der Kuchen. Weil wir sinkende Renten und immer mehr miese Arbeitsverhältnisse haben, können sich die Leute viele Dinge nicht mehr leisten. Deshalb ist Deutschland so abhängig vom Export. Steigen die Einkommen der Mehrheit, wird der Binnenmarkt gestärkt, und dann verbessern sich auch die Chancen, dass der Kuchen wieder größer wird.

SPIEGEL: Erhard hat den Zusammenhang von Wachstum und Verteilung aber genau entgegengesetzt gesehen. Er schreibt: „Diejenigen, die ihre Aufmerksamkeit den Verteilungsproblemen widmen, werden immer wieder zu dem Fehler verleitet, mehr verteilen zu wollen, als die Volkswirtschaft nach Maßgabe der Produktivität herzugeben in der Lage ist.“

Wagenknecht: Natürlich kann man nicht mehr verteilen, als zu verteilen ist. Das ist eine Banalität.

SPIEGEL: Gut, dass Sie das mal so deutlich sagen.

Wagenknecht: Zu Erhards Zeit lag der Spitzensteuersatz bei weit über 50 Prozent, die Unternehmensteuern waren hoch und Verbrauchsteuern kaum vorhanden. Die Banken waren streng reguliert, und große Teile der Daseinsvorsorge befanden sich in kommunaler Hand.

SPIEGEL: Zu Erhards Zeiten wurden die vorher regulierten Preise freigegeben, und der Staatsanteil an der Wirtschaft lag viel niedriger als heute. Erhard war überzeugt, dass die Marktwirtschaft jeder Form von Zwangswirtschaft überlegen ist.

Wagenknecht: Wer will eine „Zwangswirtschaft“? Natürlich braucht eine moderne Gesellschaft Märkte, aber bitte nur da, wo sie funktionieren. Nehmen Sie die Energiewende. Was hat es mit Marktwirtschaft zu tun, wenn die Regierung den Netzbetreibern neun Prozent Rendite garantiert und die Verbraucher sogar noch zwingt, deren Versagen beim Netzausbau

Versorger viel sinnvoller als renditeorientierte Unternehmen.

SPIEGEL: Was würden Sie von einem Autor halten, der über die Sozialpolitik schreibt: „Versorgungsstaat – der moderne Wahn“?

Wagenknecht: Ist das auch von Ludwig Erhard?

SPIEGEL: In der Tat, aus seinem Buch „Wohlstand für alle“, Seite 245.

Wagenknecht: Die Frage ist, was man unter einem „Versorgungsstaat“ versteht. Ihnen ist offenbar jedes Zitat recht, um Erhard zum Apologeten eines tumben Neoliberalismus zu machen. Das widerspricht aber schlicht seiner Politik.



Ordoliberaler Erhard 1965: „Damals glaubten die Menschen, es werde ihnen bessergehen“

zu bezahlen? Was wir heute haben, ist kein Energiemarkt, sondern die unverschämte Abzocke durch ein privates Kartell.

SPIEGEL: Da würde Ihnen Erhard wahrscheinlich recht geben, aber er würde ganz andere Schlüsse daraus ziehen. Er würde dem Strommarkt mehr privaten Wettbewerb verordnen und die politische Lenkung zurückfahren.

Wagenknecht: Der Ordoliberale Müller-Armack hat sich klar für öffentliche Unternehmen überall dort eingesetzt, wo natürliche Monopole existieren. In der Strombranche zum Beispiel gibt es keinen vernünftigen Wettbewerb, so wenig wie bei der Bahn, der Wasserversorgung oder im Gesundheitswesen. Da sind öffentliche

SPIEGEL: Er hat aber so gedacht. Würde der Sozialstaat zu sehr ausgebaut, so hat er geschrieben, könne man von den „Menschen nicht verlangen“, dass sie das nötige Maß „an Kraft, Leistung, Initiative entfalten“.

Wagenknecht: Kein Staat kann dem Menschen volle Sicherheit geben. Der Staat kann nicht verhindern, dass ich krank werde. Er kann allerdings dafür sorgen, dass ich eine bestmögliche Behandlung erhalte, und zwar unabhängig von meinem Einkommen.

SPIEGEL: Erhard war aber der Auffassung, dass der Sozialstaat bei steigendem Wohlstand zurückgefahren werden kann. Er schreibt: „Tatsächlich sind umso weniger sozialpolitische Eingriffe notwendig, je

erfolgreicher die Wirtschaftspolitik gestaltet werden kann.“

Wagenknecht: Klar, wenn die Wirtschaft floriert, sinken die Ausgaben für Arbeitslose. Ohne Niedriglöhne könnten wir uns auch die perversen Hartz-IV-Aufstockerleistungen sparen.

SPIEGEL: Der zentrale Unterschied zwischen Ihnen und Erhard ist: Sie trauen dem Staat sehr viel zu, Erhard nicht. Bei ihm heißt es: „Konsumfreiheit und die Freiheit der wirtschaftlichen Betätigung müssen in dem Bewusstsein jedes Staatsbürgers als unantastbare Grundrechte empfunden werden.“ Wie verträgt sich das mit Ihrer Forderung, eine „neue Eigentumsordnung“ zu schaffen?

Wagenknecht: Schon der österreichische Nationalökonom Joseph Schumpeter unterschied zwischen Unternehmern und Kapitalisten. Der Unternehmer ist jemand, der eine gute Idee hat, etwas Neues aufbaut und so den Wohlstand steigert. Für den Kapitalisten dagegen ist der Betrieb nichts als ein Anlageobjekt, das eine möglichst hohe Rendite abwerfen soll. Das Schlimme am heutigen Wirtschafts-

von den Banken enteignet. Das will ich ändern, indem die Banken endlich wieder auf ihre Aufgabe als Finanzier der Realwirtschaft verpflichtet werden. Die Ablehnung großer Erbschaften ist eine alte liberale Tradition.

SPIEGEL: Viele Unternehmer bauen ihren Betrieb auch deshalb auf, weil sie ihn vererben wollen. Sie dagegen wollen sie stückweise enteignen.

Wagenknecht: Je größer das Unternehmen, desto mehr lebt es auch von der Leistung und Kreativität seiner Beschäftigten. Sie zu beteiligen hat nichts mit Enteignung zu tun. Enteignung – nämlich der Beschäftigten! – ist eher, wenn Erben das Unternehmen an einen Private-Equity-Hai verknopfen oder nach Rumänien verlagern.

SPIEGEL: Warum verstecken Sie sich hinter Erhard, anstatt geradeheraus zu sagen, dass Sie in Deutschland eine neue Form von Planwirtschaft einführen wollen?

Wagenknecht: Sie sollten Ihre Klischees nicht immer mit der Realität verwechseln. Mein Ziel ist nicht die Planwirtschaft, sondern der kreative Sozialismus.

SPIEGEL: Kreativ erscheint uns vor allem, dass Sie für Ihren Sozialismus ausgerechnet Ludwig Erhard in Anspruch nehmen.

Wagenknecht: Wer heute Wohlstand für alle will, muss den Kapitalismus in Frage stellen.

SPIEGEL: Das entsprechende Kapitel Ihres Buchs heißt „Erhard reloaded“.

Wagenknecht: Es geht um den Gründungsanspruch der Bundesrepublik. Damals glaubten die Menschen, dass es ihren Kindern einmal bessergehen werde. Dem heutigen Kapitalismus traut das niemand mehr zu. Ich will eine Gesellschaft, wo die Menschen wieder mit Zuversicht in die Zukunft gucken können.

SPIEGEL: Sie meinen, wenn Erhard heute leben würde, wäre er in der Linkspartei?

Wagenknecht: Na ja, er wäre bei uns mit seinen Ansprüchen jedenfalls am besten aufgehoben.

SPIEGEL: Mit Sozialismus hatte er nichts im Sinn. Er schrieb: „Demokratie und freie Wirtschaft gehören logisch ebenso zusammen wie Diktatur und Staatswirtschaft.“

Wagenknecht: Erhard war gegen das sowjetische Modell der Nachkriegszeit. Dieses Modell ist Geschichte.

SPIEGEL: Und heute?

Wagenknecht: Heute brauchen wir eine neue Wirtschaftsordnung, wenn wir „Wohlstand für alle“ einlösen wollen.

SPIEGEL: Frau Wagenknecht, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

DEMOGRAFIE

Hochburg der Greise

Die Zahl der Hochbetagten wächst, überdurchschnittlich viele stammen aus dem Nordwesten der Republik. Gibt es ein Geheimnis des ultralangen Lebens?

Wer ins hohe Alter kommt, muss eine nüchterne Sicht auf das Leben haben. Niemand weiß das besser als Elisabeth Schneider, die mit 111 Jahren vermutlich älteste Bürgerin des Landes. Die Frau aus dem niedersächsischen Varel pflegt über den Umstand, dass sie alle, aber auch alle Menschen ihrer Generation überlebt hat, zu sagen: „Die anderen haben wohl aufgehört, nach Luft zu schnappen.“

Elisabeth Schneider, geborene Reuter, Tochter eines königlich-preussischen Obergärtners, zählt zu der am schnellsten wachsenden Bevölkerungsgruppe Deutschlands. Die Zahl der Hochaltrigen verdoppelt sich gegenwärtig alle zehn Jahre, in allen anderen Altersklassen fällt das Wachstum viel geringer aus.

Die gebürtige Bad Oeynhauserin hatte besonders gute Voraussetzungen, alt zu werden. Sie stammt aus dem Regierungsbezirk Detmold, wo laut Statistik überdurchschnittlich viele 105-Jährige herkommen. Die Region im Nordwesten der Republik zählt mit dem Regierungsbezirk Hannover, dem Bundesland Schleswig-Holstein und den Städten Berlin und Hamburg zu den Orten, wo die meisten Methusalems des Landes wohnen.

Ermittelt hat dies Rembrandt Scholz vom Max-Planck-Institut für Demografische Forschung in Rostock, der wohl führenden wissenschaftlichen Einrichtung dieser Disziplin in Deutschland. „Es ist erstaunlich“, sagt der Demograf, „aber besonders viele Menschen über 105 Jahre leben im Nordwesten des Landes.“

Erstaunlich ist das vor allem deshalb, weil die höchste Lebenserwartung derzeit ganz woanders gemessen wird. Im Südwesten des Landes werden die Menschen derzeit im Durchschnitt gut 80 Jahre alt, in Heidelberg liegt die Lebenserwartung sogar noch höher.

Genauso verblüffend ist das Tempo der Entwicklung. Eine Frau des Geburtsjahrgangs 1911 hatte laut deutscher Sterbetafel eine Chance von 0,9 Prozent, dass sie den 100. Geburtstag erlebt. Mädchen ab dem Geburtsjahr 2001 haben bereits eine 50-prozentige Chance, dieses biblische Alter zu erreichen.



WERNER SCHÜRMING / DER SPIEGEL

Wagenknecht beim SPIEGEL-Gespräch*

„Es geht um den Gründungsanspruch der Republik“

system ist, dass es die Kapitalisten fördert und den Unternehmern das Leben schwermacht.

SPIEGEL: Das wollen Sie ändern: Alle Unternehmer, deren Firma mehr als eine Million Euro wert ist, sollen jährlich fünf Prozent ihres Vermögens an die Belegschaft abführen. Und wenn sie sterben, wird der Betrieb nicht vererbt, sondern größtenteils den Beschäftigten übergeben. Glauben Sie wirklich, dass Erhard einen solchen Vorschlag unterstützt hätte?

Wagenknecht: Heute werden kleine und mittlere Unternehmen oft genug durch Kreditverweigerung oder Wucherzinsen

* Mit den Redakteuren Alexander Neubacher und Michael Sauga im Berliner Reichstag.



Turnerin Johanna Quaas

PAUL MICHAEL HUGHES / PICTURE ALLIANCE / DPA

Feierten im Jahr 2000 nur 146 Personen ihren 105. Geburtstag, waren es 2010 schon 245. „Längst resultiert der Zuwachs in der Lebenserwartung der Deutschen aus einer deutlich zurückgehenden Sterblichkeit im hohen Alter“, erklärt der Hundertjährigen-Forscher Christoph Rott von der Universität Heidelberg. Früher alterte die Bevölkerung, weil nach der Geburt weniger Kinder starben.

Die Folgen bekamen nicht zuletzt die Beamten im Bundespräsidialamt zu spüren. Ab dem 100. Lebensjahr bekam bis 1994 jeder Bürger eine Karte, persönlich unterschrieben und mit geprägtem Bundesadler versehen. Irgendwann wuchs den Beamten die Arbeit mit den Glückwunschkarten über den Kopf.

Damals entschieden sie, nicht mehr in jedem Jahr einen neuen Gruß zu verschicken. Den nächsten Glückwunsch sollte es erst zum 105. Geburtstag geben. Aus diesem Datensatz hat sich Demograf Scholz für seine Regional-Analyse bedient, und zwar konkret mit den Geburtsjahrgängen 1884 bis 1897. „Die Menschen in meiner Statistik sind längst verstorben, der Datensatz endet im Jahre 2003“, erklärt Scholz.

Die Daten aufzubereiten war ein schwieriges Geschäft. Scholz musste Hunderte Ämter anschreiben, um zu klären, wo die Personen geboren wurden und wo sie starben. „Bei den meisten lagen zwischen Geburts- und Todesort kaum mehr als 25 Kilometer“, sagt der Forscher.

Dass vor allem die Sesshaften alt werden, erstaunt in einem Land, über das im vergangenen Jahrhundert zwei Weltkriege und große Flüchtlingsströme gezogen sind. „Vermutlich ist diese Ortstreue eine Erklärung für die extreme Langlebigkeit“, sagt Scholz. „Diese Menschen konnten auf ein stabiles soziales Netz zurückgreifen, mit guter Ernährung, Pflege und Versorgung.“

In der Fachliteratur sind regionale Altershäufungen bekannt. Auf Sardinien gibt es Nuoro, die Provinz der Hundertjährigen. Auch die japanische Insel Oki-

nawa rühmt sich eines optimalen Vergreisungsklimas. Bislang hat die Wissenschaft diese gerontologischen Cluster für statistische Zufälle gehalten. „Die Ergebnisse der Studie sind allerdings so signifikant, dass man dieses Phänomen ernst nehmen und die Ursachen untersuchen sollte“, sagt Altenforscher Rott.

Warum es Hochburgen von Hochbetagten gibt, ist unklar. Sind es genetische Ursachen oder günstige Lebensumstände? Demograf Scholz analysiert derzeit das Geburtsgewicht der Kinder und auch die Körpergröße der Neugeborenen und ihrer Mütter. Dass der Norden den Süden bei all diesen Vergleichszahlen übertrifft, könnte das Resultat einer besseren genetischen Verfassung, aber auch Folge besserer Ernährung sein.

Wenig überrascht hat Scholz, dass Hochbetagte vor allem in Großstädten leben. Der Zugang zu bester medizinischer Versorgung ist dort am einfachsten. „Die schnelle Notfallversorgung bei schweren Krankheiten wie Herzinfarkten sichert dort, dass mehr Menschen ins extrem hohe Alter vorstoßen“, sagt Altersforscher Rott. Er nennt gern das Beispiel eines 95-jährigen Schlaganfallpatienten, der trotz Lähmung der rechten Körperhälfte mit dem Fahrrad ins Heidelberger Klinikum gefahren kam.

Der Psychologe ist einer der wenigen, die sich intensiv um die Erforschung der Ältesten kümmern. In den kommenden Monaten wird er die zweite Hundertjährigen-Studie vorlegen. Eine der Erkenntnisse wird sein, dass die Mehrzahl der Ultrahochbetagten bis ins Alter von 95 Jahren den meisten ihrer Aktivitäten noch nachgehen konnte.

Rott warnt jedoch vor dem Klischee, dass die Superalten von jenem unverwüst-

lichen Typ sind, der nie ernsthaft krank und auch im Ruhestand noch fit ist. „In keinem Lebensbereich unterscheidet sich der Gesundheitszustand so fulminant“, berichtet er. Da gebe es den Gesunden, der noch auf dem Rad zum Einkaufen fahre, genauso wie den Multimorbiden, der im Bett vegetiere.

Die wohl besten Daten stammen aus einer dänischen Studie: Demnach leidet der Hundertjährige im Durchschnitt an 4,3 Krankheiten, vor allem des Herz-Kreislauf-Systems. Drei Viertel aller dänischen Hundertjährigen waren schon wegen Lungenentzündung, Herzinfarkt, Schlaganfall oder bösartiger Neubildungen und Brüchen im Hüftbereich in Behandlung. Einfach, so liest sich die Untersuchung, ist es nicht, an einen Glückwunschbrief des Bundespräsidenten zu kommen.

Einfach klingt es nur in der Lokalpresse, wenn die Jubilare ihr Lebensrezept

preisgeben. Gertrud Henze etwa, die vor kurzem in Göttingen ihren 111. Geburtstag gefeiert hat, war Bibliothekarin und glaubt daran, dass es am Bücherstaub lag. „Der hat mich konserviert.“ Ansonsten raucht sie gern nach dem Frühstück eine Zigarette und trinkt auch mal ein Glas Rotwein.

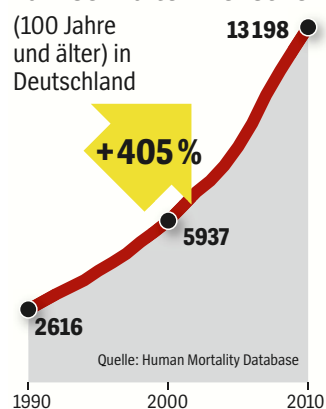
Mediziner jedoch tun sich schwer, Empfehlungen zu geben, wie man ein ganzes Jahrhundert überleben kann. Gerontologe Rott zitiert gern den üblichen Dreiklang aus ausreichend Sport, gesunder Ernährung und wenig Nikotin.

Aber er hat während seiner Studien noch etwas anderes entdeckt, was den Menschen jung hält: „Die Hochaltrigen haben in den meisten Fällen Dinge gemacht, die ihrem Leben Sinn gegeben haben.“

GERALD TRAUFFETTER

Zahl sehr alter Menschen

(100 Jahre und älter) in Deutschland





KARRIEREN

Ein Mann, drei Leben

Erst Komplize von Terroristen, dann CIA-Agent: Willi Voss mischte auf beiden Seiten mit. Nun berichtet er von seiner Arbeit für die PLO und den US-Geheimdienst.

Die Alternativen, die Willi Voss im Sommer 1975 blieben, waren überschaubar: Gefängnis, Selbstmord, Verrat. Er entschied sich für den Verrat. Schließlich war er selbst verraten worden, von den beiden Männern, denen er vertraut, für deren Kampf er seine bürgerliche Existenz geopfert hatte.

Es waren die engsten Vertrauten des Palästinenserführers Jassir Arafat, die ihn benutzt und in Lebensgefahr gebracht hatten: Abu Daud, Drahtzieher des Terroranschlags auf israelische Sportler bei den Olympischen Spielen in München 1972, und Abu Ijad, Chef des PLO-Geheimdienstes Rasd.

Willi Voss, der Kleinkriminelle aus dem Ruhrgebiet, und die Anführer der Palästinenser, gefürchtet in der ganzen Welt? Es hatte einige Zufälle und Wechselfälle in Voss' Leben gebraucht, damit sie zusammenfanden, aber nun war er im Auftrag der Palästinenser unterwegs: in einem Mercedes-Benz, von Beirut nach Belgrad, zusammen mit seiner Freundin Ellen, damit alles nach Urlaub aussah.

Er sollte den Wagen überführen, hatten Abu Ijad und Abu Daud gesagt. Verschwiegen hatten sie: die Schnellfeuerwaffen, ein Scharfschützengewehr, den Sprengstoff, eingeschweißt in einem Hohlraum, mehrere Pakete, jedes 20 Ki-

logramm schwer, mit fertig montierten Zündern. Quecksilber, sehr sensibel. Ein Auffahrunfall oder ein tiefes Schlagloch – und Voss wäre mitsamt Wagen und Lebensgefährtin in die Luft geflogen.

All dies erfuhr Voss erst, nachdem rumänische Zöllner den Wagen auseinandergenommen hatten. Nur die Tatsache, dass die PLO beste Beziehungen zum rumänischen Regime pflegte, rettete den damals 31-Jährigen und seine Begleiterin. Die Grenzer setzten die beiden Deutschen ins Auto eines Rentnerpaares aus dem Rheinland, das auf der Rückreise aus dem Urlaub war. Voss und Freundin stiegen in Belgrad aus. Für sie war hier End-

Ex-CIA-Agent Voss

„Zustände der absoluten Ohnmacht“

Ende zu machen. Aber sie entschieden sich auch gegen diese Option.

Also Verrat: Voss ging zur amerikanischen Botschaft, verlangte einen Diplomaten zu sprechen und sprach die Sätze, die seinem wechselvollen Leben eine erneute Wende geben sollten: „Ich bin Offizier der Fatah. Das ist meine Frau. Ich bin in der Lage, ihrem Nachrichtendienst ein interessantes Angebot zu machen.“

Willi Voss wurde ein Überläufer, er wurde vom Komplizen palästinensischer Terroristen zum Mitarbeiter des US-amerikanischen Geheimdienstes, vom Terrorhelfer zum CIA-Spion. Als wäre sein erstes Leben nicht schon ereignisreich genug gewesen, ließ Voss ein zweites, anderes Leben folgen: als CIA-Spion mit dem Decknamen „Ganymed“, benannt nach dem Liebling des Göttervaters Zeus in der griechischen Mythologie.

Die Agentenkarriere führte ihn über Mailand und Madrid zurück nach Beirut, in die Zentrale des PLO-Geheimdienstes. „Ganymed“ lieferte Informationen und Dokumente, die Anschläge im Nahen Osten und Europa verhindern halfen. Duane Clarridge, der ebenso legendäre wie berühmte Gründer der CIA-Anti-Terror-Abteilung, setzte ihn sogar auf „Carlos“ an, den Schakal, den Top-Terroristen.

Mal schneidend ironisch, mal schüchtern, mal depressiv – es fällt schwer, den Mann mit den grauen Haaren und der schwarzen Lederjacke, der in einem Berliner Café über sein Leben erzählt, mit jenem Hasardeur in Einklang zu bringen, der diesen Wahnsinn durchlebt hat.

Voss, der Pohl hieß, bis er den Namen seiner ersten Frau annahm, sagt oft: „Genauso war es, aber das glaubt mir ja sowieso kein Mensch“ – als habe er selbst Mühe, all die losen Enden seines Lebens zu einer schlüssigen Biografie zusammenzubinden. 68 Jahre ist er alt, und eines ist ihm wichtig: Ein Neonazi sei er nie gewesen. „Ich war ein verlorener Hund. Einer, der so oft getreten worden war, dass er zurückbeißen wollte, egal wie“, sagt Voss. „Hätte ich damals Andreas Bader getroffen, wäre ich vermutlich bei der Roten Armee Fraktion gelandet.“

Ein Satz, der erst plausibel wird, wenn man von den anderen Umständen erfährt, die sein Leben bestimmten. Seine Kindheit sei von Gewalt, sexuellem Missbrauch und anderen Demütigungen geprägt gewesen. „Ich habe als Kind immer wieder Zustände der absoluten Ohnmacht kennengelernt. Etwas, das blanke Mordlust in mir ausgelöst hat, tiefste Scham und ein Gefühl, als sei ich das Wertloseste, das es auf dieser Welt gibt“, sagt Voss beschwörend.

Als Jugendlicher versuchte er dieser Welt in einer Halbstarke-Clique zu ent-

kommen, zu deren Mutproben der Diebstahl von Mopeds für Spritztouren gehörte. Das Ergebnis: ein Jahr Jugendstrafe ohne Bewährung.

Daraus hätte eine kleinere, vielleicht auch größere Karriere als Krimineller im Ruhrgebiet werden können. Doch dann lernte Voss 1960 im Knast Udo Albrecht kennen, später eine Galionsfigur der deutschen Neonazi-Szene. Albrecht faszinierte seinen Mitgefangenen mit Träumereien über Mini-U-Boote, in denen sie Diamanten von den Stränden Südwafrikas abtransportieren wollten.

Ja, er habe diesen Unsinn damals tatsächlich geglaubt, sagt Voss. Von Politik sei erst die Rede gewesen, als sich die beiden Knastbrüder 1968 in einer anderen Justizvollzugsanstalt wiedertrafen, Voss saß diesmal wegen Einbruch. „Albrecht gerierte sich jetzt unverhohlen als Nationalsozialist“, sagt Voss. Seiner Sympathie für den selbsternannten Anführer der „Volksbefreiungsfront Deutschland“ tat dies keinen Abbruch.

Erst einmal half Voss, seinen Kumpel Albrecht aus dem Gefängnis zu schleusen, in einem Container. Der Neonazi setzte sich nach Jordanien ab, schloss sich den Palästinensern an. Als ihn Abu Daud fragte, ob er einen verlässlichen Mann in Deutschland kenne, empfahl Al-

„Ich war ein verlorener Hund, einer, der so oft getreten worden war, dass er zurückbeißen wollte.“

brecht seinen Knastkumpen aus dem Ruhrgebiet.

Voss machte sich nützlich. In Dortmund kaufte er für Abu Daud mehrere Mercedes-Limousinen, außerdem stellte er den Kontakt zu einem Passfälscher in seinem Bekanntenkreis her. Voss glaubt heute, dass er sogar in die Vorbereitungen des Attentats eingebunden war. Er habe den Führungsmann des „Schwarzen September“ wochenlang „quer durch die Bundesrepublik chauffiert, wo er sich in verschiedenen Städten mit Palästinensern getroffen hat“.

Auch für andere Aufgaben hatten die Palästinenser Voss auf dem Zettel: „Ich sollte in Wien eine Pressekonferenz abhalten, eine Aktion erläutern, von der ich erst erfahren sollte, wenn sie erfolgreich abgeschlossen war“, so habe es ihm der PLO-Geheimdienstchef Abu Ijad aufgetragen. Bei der Aktion handelte es sich um das Attentat auf die Olympischen Spiele, wie Voss klarwurde, als er die Bilder im Fernsehen sah. Am Ende stand nicht die Freilassung Hunderter inhaftierter Palästinenser, wie die Attentäter gefordert hatten, sondern ein Blutbad: Neun

station – und der Tag der Entscheidung gekommen, wie sich Voss heute erinnert: Gefängnis, Selbstmord, Verrat?

Gefängnis: In Deutschland lag gegen Voss ein Haftbefehl vor, weil er wenige Jahre zuvor in München im Haus eines ehemaligen Waffen-SS-Mannes, der mit Neonazis paktierte, festgenommen worden war; man hatte bei ihm Kriegswaffen und Sprengstoff aus PLO-Beständen sowie Skizzen für Terroranschläge und Geiselnahmen in Köln und Wien gefunden.

Selbstmord: Drei Tage und Nächte lang hielten es Voss und seine Begleiterin in dem schmuddeligen Hotel in Belgrad aus, immer wieder diskutierten sie, allem ein

MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Geiseln, fünf Terroristen und ein Polizist starben.

Sechs Wochen später wurde er in Deutschland festgenommen, er hatte Maschinenpistolen und Handgranaten dabei, die aus der gleichen Quelle stammten wie die Waffen der Olympia-Attentäter. Es begannen irrwitzige Verhandlungen, angestoßen von Voss' Rechtsanwalt Wilhelm Schöttler, der „streng vertraulich“ dem Bundesminister für besondere Aufgaben, Egon Bahr (SPD), per Brief ein Angebot machte.

Die Offerte war schlicht: Lasst Voss frei, um Verhandlungen mit der Terrororganisation „Schwarzer September“ zu ermöglichen. Das Ziel: keine Anschläge mehr auf deutschem Boden. Tatsächlich empfangen hochrangige Beamte des Auswärtigen Amts den Anwalt, der als rechtsradikal galt, und notierten immer weiter gehende Forderungen, bis im März 1974 der damalige Innenminister Hans-Dietrich Genscher die Verhandlungen für beendet erklärte.

Sechs Tage später verurteilte das Amtsgericht München Voss wegen Verstoßes gegen das Kriegswaffenkontrollgesetz zu einer vergleichsweise milden Freiheitsstrafe von 26 Monaten.

Im Dezember 1974 erhielt Voss Haftverschonung, obwohl gegen ihn noch immer wegen des Verdachts der Mitgliedschaft in der kriminellen Vereinigung „Schwarzer September“ ermittelt wurde. Er setzte sich im Februar 1975 erneut nach Beirut ab und diente bald darauf wieder der palästinensischen Sache – bis zu der Wende in seinem Leben, bis zu jener Autofahrt an die rumänische Grenze im Sommer 1975.

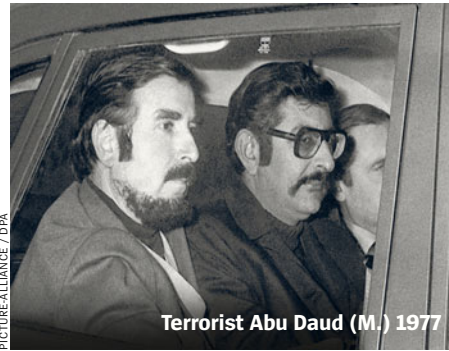
Der Respekt, den die CIA-Veteranen vor ihrem Agenten hatten, ist bis heute spürbar. „Ich habe mich immer gefragt, was aus ihm geworden ist“, sagt Terrence Douglas. „Und das, obwohl wir trainiert sind, keine emotionalen Bindungen zu unseren Agenten aufzubauen und nach Abschluss einer Operation alles zu verdrängen.“

Douglas war Voss' Führungsoffizier bei der CIA, sein Deckname lautete „Gordon“. Von seinem Mitarbeiter „Ganymed“ hält er viel: „Willi war cool, kreativ, ein wenig verrückt – wir hatten eine sehr, sehr intensive Zeit.“

Mit einer Kamera im Hauptquartier des PLO-Geheimdienstes Dokumente zu fotografieren, das muss man sich erst einmal trauen. „Ganymed“ verhinderte Anschläge in Schweden und Israel, identifizierte Terrorzellen in verschiedenen Ländern und lieferte Informationen über die Zusammenarbeit des Neonazis Albrecht und dessen Komplizen mit Arafats Fatah. Und als sei all dies noch nicht genug, wohnte der Kerl auch noch Tür an Tür mit dem Top-Terroristen Abu Nidal.



PLO-Chef Arafat 1974



Terrorist Abu Daud (M.) 1977



Ex-CIA-Agent Douglas

Dabei waren die CIA-Residenten in Belgrad und Zagreb, die Voss als Erste trafen, nur mäßig begeistert von dem jungen Deutschen. „Er war ihnen zu langweilig“, sagt Douglas und lacht. „Aber die hatten auch keine Ahnung. Sie kannten nicht die Liste derer, die der ‚Schwarze September‘ mit der Geiselnahme in der saudi-arabischen Botschaft, März 1973 im Sudan, freipressen wollte.“

Mitglieder der Terrororganisation wollten bei der Aktion im Sudan auch einen Deutschen befreien: Willi Voss. „Das war sein Empfehlungsschreiben“, sagt Douglas. „Das war es, was ihn für uns so aufregend machte.“

Die CIA sorgte dafür, dass Voss nicht länger mit einer Verhaftung in Deutschland rechnen musste. „Ihm war klar, dass er mit seinem bisherigen Lebensstil nicht weiterkommen würde“, sagt Douglas. „Er wollte überleben und sich irgendwann in Deutschland wieder ungestört niederlassen können. Schließlich hatte er eine Frau, und die hatte ein zehnjähriges Kind. Da habe ich mich gekümmert, um alle drei.“

Wie? „Wie immer in solchen Fällen“, sagt Agentenführer Clarridge. „Wir haben das CIA-Büro in Bonn informiert,

und die haben mit dem BND oder dem BKA, je nach Lage, alles arrangiert.“ Nur wenige Wochen nach dem ersten Treffen war der deutsche Haftbefehl außer Kraft.

Eine Tatsache, über die deutsche Behörden aber bis heute nicht die Wahrheit sagen. Nach Enthüllungen im vergangenen Juni (SPIEGEL 25/2012) über das Olympia-Attentat wollten die bayerischen Landtagsabgeordneten Susanna Tausendfreund und Sepp Dürr (Grüne) von der Regierung des Freistaats wissen, „welche Unterlagen welcher damals zuständigen bayerischen Behörden ... über Willi Voss“ vorliegen.

Ende August antwortete das Innenministerium und hatte eine Überraschung parat. Voss habe im Oktober 1975 ein Gnadengesuch eingereicht, das positiv beschieden worden sei. „Der Inhalt dieses Gnadengesuchs“ sei jedoch „vertraulich“. Das ist nachweislich falsch. Voss hat nie ein Gnadengesuch gestellt.

Für die Amerikaner jedenfalls lohnte sich der Deal: Voss enttäuschte auch dann nicht, als er um Leib und Leben fürchten musste. Im Herbst 1975 hatten ihn christliche Falange-Milizen im Libanon gefangen genommen, weil sie ihn für das hielten, was er zu sein vorgab – ein deutsches Mitglied des „Schwarzen September“.

Wochenlang ertrug Voss Folter und Scheinhinrichtungen, ohne seine Tarnung preiszugeben. Für die CIA war dies eine Empfehlung für einen noch riskanteren Job: Als Voss freigekommen war, sollte er „Carlos“ jagen, den Schakal, der als Terroröldner für Libyens Revolutionsführer die Opec-Zentrale in Wien überfallen hatte und auch für palästinensische Terrorgruppen mordete.

Voss reiste nach Athen. Auf der Terrasse eines Hotels mit Blick auf die Akropolis wartete nicht nur Douglas, sondern auch Clarridge, der eigens aus Washington eingeflogen war, um den deutschen Teufelskerl kennenzulernen. In seinen Memoiren beschreibt Clarridge das Ziel des Treffens so: „Nur Stunden bevor ich mich auf den Weg nach Athen machte, bat mich ein sehr hochrangiger CIA-Mann in sein Büro und sagte, wenn der Agent, den ich treffen würde, arrangieren könnte, dass ein Sicherheitsdienst Carlos erwischen könnte, wäre das ein Segen für die Menschheit und einen dicken Bonus wert. Und wenn Carlos bei solch einer Aktion getötet würde, dann sei das eben so.“

Voss sollte in Erfahrung bringen, wo der Schakal logierte. Doch „Ganymed“ verließ diesmal der Mut. „Abu Daud hat mir erzählt, dass Carlos eine Wohnung in Damaskus habe, nicht weit von seinem eigenen Apartment entfernt“, sagt Voss heute. „Wenn ihm da etwas passiert wäre,

* Willi Voss: „UnterGrund“. AAVAA editions, Berlin; 408 Seiten; 13,95 Euro.

wären die Leute beim PLO-Geheimdienst automatisch auf mich gekommen. Das war mir zu riskant.“

Sein CIA-Partner Douglas ist darüber im Nachhinein heilfroh. Am 6. Dezember, nach seinem Treffen mit dem SPIEGEL, schrieb er seinem Ex-Agenten eine E-Mail: „Willi, ich war so froh zu hören, dass du würdevoll alterst. Ich empfinde noch immer tiefen Respekt für deinen Mut, deine Hingabe und deinen Sinn für Ironie.“ Douglas hat ein Buch geschrieben, als er noch nicht wusste, dass Voss sein abenteuerliches Leben überlebt hat. Es ist ein Roman über eine „Intrige im Nahen Osten“. Der Titel: „Ganymed“.

Auch Voss schreibt Bücher, es ist sein drittes Leben. Vor allem Krimis und Drehbücher, deren Handlungen weniger komplex sein müssen als seine Biografie, wenn sie die Zuschauer von „Tatort“ oder „Großstadtrevier“ nicht überfordern sollen. Rund 30 Werke sind seit Ende der siebziger Jahre entstanden, aber nie hatte sich der Autor an den spannendsten Stoff gewagt: seine vollständige Lebensgeschichte.

Nun erzählt er sie erstmals. „Unter-Grund“ heißt das Buch, das „keine um Gnade anschiebende Lebensbeichte“ sein soll, wie es im Vorwort heißt: „Dies ist ein Bericht über Geschehnisse, die ich aus Sicherheitsgründen für alle Zeiten zu verschweigen gedachte.“

Voss will seine Ehre retten, er will sich erklären. Um über das Olympia-Attentat 1972 zu berichten, hatte der SPIEGEL im vergangenen Frühjahr die Freigabe geheimer Akten beantragt und zweimal über Voss' Rolle geschrieben. Danach habe er, so sieht es der Autor, vor den Trümmern seiner Existenz gestanden.

Nur wenigen hatte er von seinem ersten Leben erzählt. Jetzt, wo alles herauskam, brachen viele seiner vermeintlichen Freunde den Kontakt zu ihm ab. Dass er sich mit palästinensischen Terroristen eingelassen hatte, erwies sich dabei als das kleinere Problem. Es war die einstige Nähe zu Neonazis, die etwa eine geplante Krimi-Anthologie scheitern ließ, weil manche Autoren sich weigerten, „mit einem Nazi-Typen“ weiterhin zu arbeiten.

„Ich war auf einen Schlag so isoliert, dass ich ernsthaft an Selbstmord gedacht habe“, sagt Voss in einem Tonfall, als wäre dies eine ganz alltägliche Überlegung. Und fügt hinzu, mit dem Sarkasmus eines Menschen, der schon größere Katastrophen überlebt hat: „Als ich mir dann ausmalte, wie es wäre, sich auf dem Pariser Platz vor chinesischen Touristen mit Benzin zu übergießen und sich anzuzünden, habe ich gedacht, stattdessen kannst du jetzt auch die ganze Wahrheit erzählen – CIA beats Nazi.“

KARIN ASSMANN, FELIX BOHR,
GUNTHER LATSCH, KLAUS WIEGREFE



Zukunft gestalten.

Nah dran.

Weltweites Engagement, Partnerschaft vor Ort

» Effizient, wirksam und partnerorientiert – so unterstützen wir Menschen und Gesellschaften in Entwicklungsländern dabei, eigene Perspektiven zu entwickeln und ihre Lebensbedingungen zu verbessern. «

Mit Ihrem Engagement helfen Sie mit, eine nachhaltige Entwicklung vor Ort zu fördern, vor allem auf den Gebieten der Armutsminderung, der Erhaltung natürlicher Lebensgrundlagen, dem Zugang zu sauberen Trinkwasser, der Etablierung demokratischer Strukturen, der Wirtschaftsförderung und der gewaltfreien Konfliktbearbeitung.

Entwicklungshelfer/innen gesucht für Afrika, Asien und Lateinamerika

Als Berater/in unterstützen Sie unsere Partner dabei, ihre langfristigen Entwicklungsziele selbständig und ganzheitlich zu erreichen. Daher suchen wir laufend qualifizierte, berufserfahrene und sozial kompetente Menschen für den zeitlich befristeten Einsatz vor Ort in den Aufgabenschwerpunkten:

- » Wirtschaft, Beschäftigungsförderung & Berufsbildung
- » Ländliche Entwicklung und Ressourcenschutz
- » Wasser- und Abfallwirtschaft, Erneuerbare Energien
- » Sozial- und Gesundheitswesen, Bildung
- » Demokratieförderung und Kommunalentwicklung
- » Zivile Konfliktbearbeitung

Voraussetzung für eine Tätigkeit als Entwicklungshelfer/in sind ein passendes Studium oder Berufsausbildung mit Meisterabschluss (w/m), mindestens zwei Jahre Berufserfahrung sowie Fremdsprachenkenntnisse, Belastbarkeit und interkulturelle Sensibilität.

Wir bieten Ihnen einen Einsatz in einem weltweit tätigen, innovativen Unternehmen der nachhaltigen Entwicklung. Ihre Kompetenzen sind in einem interdisziplinären Team vor Ort gefragt. Der Entwicklungsdienst der GIZ bietet ein umfangreiches Leistungspaket, zu dem eine intensive fachliche und methodische Vorbereitung gehört. Grundlage der Entsendung ist ein zweijähriger Dienstvertrag.

Informieren Sie sich über unsere aktuellen Stellenangebote im Internet unter www.giz.de/entwicklungsdienst/de. Wir freuen uns auf Ihre Online-Bewerbung.

Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH | Entwicklungsdienst | Anwerbung und Auswahl
Friedrich-Ebert-Allee 40 | 53113 Bonn
www.giz.de/entwicklungsdienst/de

giz

Deutsche Gesellschaft
für Internationale
Zusammenarbeit (GIZ) GmbH



**3x manager magazin für nur € 16,90 testen
und Reisetaschen-Set sichern.**



+



GRATIS

Wirtschaft aus erster Hand

manager
magazin

.. Jetzt testen .. Jetzt testen .. Jetzt testen .. Jetzt testen

Telefon:
040 3007-3400

Online:
www.manager-magazin.de/test

MM13-528

Was war da los, Herr Jackson?

Ronald Jackson, 52, amerikanischer Familienvater, über Gerechtigkeit: „In dieser Wells-Fargo-Bank-Filiale in Los Angeles gibt es heißes Wasser, eine Toilette, man kann sich die Zähne putzen. Deshalb bin ich mit meiner Familie da reingegangen und habe unser Zelt aufgeschlagen. Die Bank hat mein Haus genommen, also nehme ich mir die Bank. So einfach ist das. Wir haben 28 Jahre in unserem Haus gewohnt und jeden Monat 1187 Dollar für den Kredit abbezahlt. Dann lief es schlecht mit der Arbeit, wir bekamen Ärger mit der Bank. Wir haben viele Briefe geschrieben und unsere Situation erklärt. Es hat niemand zugehört. Jetzt sind wir auf der Straße. In der Fargo-Bank haben wir mit 30 Leuten protestiert. Allen ist etwas Ähnliches passiert. Wir lagen rum, wir haben gebrüllt. Wir mussten erst raus, als die Bank geschlossen hat. Es wird nicht das letzte Mal gewesen sein. Ich will mein Haus zurück. Niemand wohnt darin. Das Gras im Garten ist mittlerweile kniehoch, die Garage steht offen. Jeder könnte einfach reingehen.“

KEVORK DJANSEZIAN / AFP



Jackson (l.)

Wie besiegt man das neue Jahr, Herr Wolf?

Der Gifhorner Coach Steffen Wolf, 38, trainiert Büroangestellte mit militärischem Fitnessdrill.

SPIEGEL: Herr Wolf, das Motto Ihres Fitness-Bootcamps heißt: „Klagt nicht, kämpft!“ Wie schafft man es, nach Weihnachten wieder fit zu werden?

Wolf: Die Deutschen jammern ja gern, statt anzupacken. Aber zum Jahresanfang, wenn es ums Abnehmen geht, steigen die Anmeldungen bei uns. Der gute Vorsatz ist da. Wenn die Leute jedoch an ihre körperlichen und mentalen Grenzen müssen, geben viele zu schnell wieder auf. Um durchzuhalten, reicht ein Blick in den Spiegel. Man sieht: Der Körper wird nicht jünger.

SPIEGEL: Sie waren Soldat. Wie drillen Sie die Leute?

Wolf: Natürlich behandeln wir jeden mit Respekt. Aber manch-

mal müssen wir auch lauter werden: „Jetzt sei kein Weichei.“ „Wenn du weiter so kriegst, wird es dunkel.“

SPIEGEL: Wie geht ein gutes Training?

Wolf: Ich wende an, was ich als Ausbilder bei den Fallschirmjägern und bei meinem Einsatz im Kosovo gelernt habe. Unsere Übungen sind einfach, aber effektiv: Klimmzüge, Liegestütze,



Wolf (r.), Bootcamp-Teilnehmer

Hock-Streck-Sprünge. In einigen Kursen marschieren wir mit 20 Kilo im Rucksack oder schlagen uns durch eine Jauchegrube.

SPIEGEL: Und die Leute mögen das?

Wolf: Wer täglich acht bis zwölf Stunden bei Neonlicht im Büro eingesperrt ist, hat Lust, abends rauszugehen. Man riecht, sieht, fühlt plötzlich und kann sich gegenseitig motivieren. Das finden viele besser, als in einem Fitnessstudio allein zu ackern. Insgesamt kommen mehr Frauen als Männer. Wir haben sogar ein Baby-Bootcamp.

SPIEGEL: Bitte was?

Wolf: Für Frauen, die nach der Schwangerschaft wieder in Form kommen wollen.

SPIEGEL: Bricht niemand beim Training zusammen?

Wolf: Nein, aber viele müssen die Grundbewegungsmuster noch einmal neu lernen. Ihr Oberkörper ist in Schreibtischhaltung. Man kann das jedoch wegtrainieren.

FITNESSBOOTCAMP.DE

Das Schweinebeben

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Wie spanische Bauern eine Naturkatastrophe auslösten

Pedro Ginés spricht über das Erdbeben wie ein Soldat über den verlorenen Krieg, der Bauer Alonso Villa möchte eigentlich nicht mehr darüber reden. Ginés, der arbeitslose Fernfahrer, der bald 60 wird, beschreibt die Risse, die Sekunden nach dem Beben seine Wohnung durchzogen. Er schildert, wie er ins Freie rannte, wie Bagger den Bauschutt wegbrachten, in dem er das Spielzeug seines Sohnes erkannte. Pedro Ginés aus Lorca im Südosten Spaniens hat an diesem Tag sein Zuhause verloren. Ginés trinkt seither mehr Bier und streitet sich öfter mit seiner Frau.

Ein paar Kilometer von Lorca und Pedro Ginés entfernt sitzt Alonso Villa in seiner Küche, ein Schweinezüchter, jovialer Typ, hohe Stirn, und fragt: „Und was habe ich damit zu tun?“

Villa, Anfang fünfzig, züchtet seit 20 Jahren Schweine. Anfangs waren es hundert, mittlerweile sind es über tausend Tiere. Schweine trinken viel, brauchen viel Wasser jeden Tag, und ein Schweinebauer muss dieses Wasser heranschaffen, auch wenn dann irgendwann die Erde bebt.

Ein paar Monate nach dem Erdbeben fährt ein Team der kanadischen Universität Western Ontario nach Lorca. Unter Seismologen ist die Region als Alhama-de-Murcia-Verwerfung bekannt. Hier reiben die Afrikanische und die Eurasische Platte aneinander. Ginés hatte sich daran gewöhnt, dass ab und an in seiner Wohnung die Wohnzimmerlampe wackelte.

Dennoch war dieses Beben etwas Ungewöhnliches. 5,1 auf der Richterskala ist kein Wert, der eine Stadt zerstört. 5,1 auf der Richterskala sollte nicht neun Menschen das Leben kosten und viele der Gebäude der 90 000-Einwohner-Stadt unbewohnbar machen.

Die Kanadier ermittelten den Ursprung des Bebens. Er lag zwei Kilometer ost-nordöstlich von Lorca, sehr nah an der Oberfläche. Keine drei Kilometer tief. Es stellte sich heraus, dass dort unten ein sechs Quadratkilometer großes Plattenstück um 20 Zentimeter eingesackt war.

Die Kanadier schauten sich den Grundwasserspiegel an. Er war in den letzten 50 Jahren um 250 Meter gefallen. Die Umgebung von Lorca lebt von der Landwirtschaft und der Viehzucht. Eigentlich müsste hier alles Wüste sein. Im Sommer regnet es hier monatelang nicht, in einer der trockensten Provinzen Spaniens, die Gegend ist wie geschaffen für Espartagrass und Kaktusfeigen, gelegentlich auch

nach Wasser bohren darf, nirgendwo auf seinem Grundstück. „Der Grundwasserspiegel fällt seit Jahren dramatisch“, heißt es.

Villa kratzt sich am Kopf. „Schon mal durstige Schweine erlebt? Kann ich nicht empfehlen.“ Einen Tag nachdem er den Brief bekommen hatte, rief er in Lorca an und bestellte einen Brunnenbauer. Seit fast zwölf Jahren sprudelt bei Villa pro Sekunde ein Liter Wasser aus der Erde. Er bewässert damit einen schönen Garten, wäscht sein Auto und gibt seinen Tieren zu trinken. „Machen hier alle Bauern in der Gegend“, sagt Villa. Jemanden von der Umweltbehörde hat er noch nie gesehen.

Die kanadischen Forscher versuchten zu ermitteln, was das Abpumpen des Wassers angerichtet hat. Offenbar hatte das fehlende Wasser den Druck auf die Alhama-de-Murcia-Verwerfung erhöht, die Spannung der Platten zwischen Afrika und Eurasien hatte sich so leichter entladen können. Die Wissenschaftler waren nicht überrascht. Es ist nicht ungewöhnlich, dass menschliche Aktivitäten wie Ölbohrungen und das Anlegen von Stauseen Erdbeben verursachen.

In ihrem Abschlussbericht schrieben die Kanadier, dass das fehlende Grundwasser aller Wahrscheinlichkeit nach „das Erdbeben mit ausgelöst und vermutlich auch verstärkt“ habe.

Ginés wohnt derzeit zur Miete und wartet auf die Frührente. Die Regierung hat Hilfen versprochen, aber viel ist bisher nicht passiert. Die Kirchen wurden renoviert und ein neues Polizeirevier eröffnet.

Ginés reibt sich eine Träne aus dem Auge. Seine Frau schläft seit dem Beben unruhig. Sie wacht nachts auf und fragt Ginés, in was für einem Bett sie liege.

Villa, der Schweinezüchter, legt das Schreiben vom Umweltministerium wieder in den Ordner und klappt ihn zu. Er überlegt gerade, seine Farm zu erweitern. 200, 300 Schweine würde er noch versorgt bekommen. „Also noch mal“, fragt er, „was hat das Ganze mit mir zu tun?“

JUAN MORENO



Erdbebenopfer Ginés: Das Haus verloren

Erdbeben in Spanien anscheinend vom Menschen ausgelöst

MADRID – Ein Erdbeben in Spanien mit neun Toten ist wahrscheinlich von Menschenhand ausgelöst worden. Ein interna-

Aus der „Berliner Morgenpost“

Mandel- und Olivenbäume. Doch um Lorca herum ist es grün. Viele Orangenplantagen umgeben die Stadt, auf den Feldern wächst Feldsalat, in den Gewächshäusern gedeihen Tomaten und Paprika. Möglich ist das nur durch die illegalen Brunnen.

„Meiner ist 119 Meter tief“, sagt Villa, der Schweinebauer, der von seinem Küchenthron aufsteht, um einen Brief des Umweltministeriums zu holen. In dem Schreiben steht, dass Villa auf keinen Fall

ZUKUNFT

Das Jahr der Schlange

Welche Menschen uns überraschen werden im neuen Jahr, welche Ideen unser Leben verbessern, welche Dinge unseren Alltag verändern.
Die Jahresvorschau 2013

Im Jahr 1927, in der Stummfilmära, meinte einer der Gründer der Filmproduktionsfirma Warner Brothers: „Wer, zum Teufel, will Schauspieler sprechen hören?“ 1943 prophezeite der Vorstandschef von IBM: „Ich denke, es gibt einen Weltmarkt für vielleicht fünf Computer.“

Im Jahr 1863 entwarf der weit in die Zukunft schauende Romancier Jules Verne sein Bild von einem Paris im 20. Jahrhundert, er sah – erstaunlicherweise – verglaste Wohntürme und Klimaanlage voraus, Aufzüge und benzingetriebene Automobile, das Fernsehen und Faxmaschinen.

In die Zukunft blicken zu können ist ein Menschheitstraum, zu wissen, wie wir in 10, 100, 1000 Jahren leben, beschäftigt Wahrsager und Prediger ebenso wie Wissenschaftler und Journalisten. Schon bei der Prognose allerdings, um wie viel Prozent die Wirtschaft im folgenden Jahr wachsen wird, irren die Sachverständigen in der Regel, und auch das Wetter des kommenden Sommers fällt meist anders aus, als die Wetterforscher prophezeien.

Der Mensch, auch der sachverständige, denkt meist zu linear, und er unterschätzt – immer noch – die Geschwindigkeit des technischen Fortschritts. Der Mensch – folgt man dem Physiker Michio Kaku – kam immer dann seiner Zukunft nahe, wenn er die fundamentalen Naturkräfte zu erforschen verstand und ihren Einfluss auf die technische und die gesellschaftliche Entwicklung. Die Erforschung der Schwerkraft ebnete der Dampfkraft und der industriellen Revolution den Weg; die Entdeckung der elektromagnetischen Kraft beförderte die Elektrizität; die Quantentheorie half der digitalen Revolution, unser Leben radikal zu verändern.

Die Rechenkapazität von Computern verdoppelt sich circa alle 24 Monate, jedes unser Handys hat inzwischen mehr Computerleistung, als die Nasa 1969 brauchte, um zwei Menschen auf dem Mond landen zu lassen.

Wenn wir in die Zukunft der Computer schauen und wie sie die Welt der nächsten Jahre verändern wird, dann sehen wir



Autos vor uns, die sich selbst lenken; dann sehen wir Brillen, deren Gläser für uns zu Bildschirmen werden; dann sehen wir Wohnzimmer, an deren Wänden große Wandschirme unsere Kommunikation lenken; dann sehen wir Roboter, die uns im Haushalt zur Hand gehen.

Zukunftsmusik?

Diese Zukunft ist so nah, dass man sie besichtigen kann, wenn man sich die Leute betrachtet, die an ihr arbeiten. Nichts anderes machte damals Jules Verne, als er es wagte, hundert Jahre nach vorn zu schauen: Er suchte nach Wissenschaftlern, befragte sie, trug ihre Erkenntnisse, Projekte und Visionen zusammen.

Wer heutzutage durch die Welt streift auf der Suche nach den Menschen, die im nächsten Jahr von sich reden machen und die Menschheit ein wenig schlauer,

erträglicher und unterhaltsamer machen werden, der landet bei Vordenkern wie Robert und Edward Skidelsky, bei Software-Guerilleros wie Mitchell Baker, bei Kindern wie Tavi Gevinson, bei Autobauern wie Ulrich Kranz, bei Raketenromantikern wie Elon Musk, bei Staatsfrauen wie Joyce Banda, bei Provokateuren wie Lars von Trier, bei Menschenschöpfern wie Yoshiki Sasai, bei Erfindern wie Jane Ni Dhulchaointigh.

Am Ende des Jahres werden wir darüber staunen, dass man Strom aus Fäkalien gewinnen kann, dass Computer uns zu einer zweiten Haut werden, dass wir intelligente Socken tragen, dass sich Dinge unseres Alltags vernetzen über etwas, was „thingternet“ genannt wird, das Internet für Dinge. Die Verbreitung von Smartphones wird weltweit noch ein-



Wesentlich schwieriger sind Voraussagen darüber, wann Griechenland neue Milliarden braucht, um am Ende des Jahres noch zahlungsfähig zu sein. Blickt man Ende 2012 auf die Finanzmärkte, dann scheint sich die Lage – wie so häufig in dieser schon fünf Jahre andauernden Finanzkrise – beruhigt zu haben. Schaut man genauer hin, dann wird man feststellen, dass sich die öffentliche und private Verschuldung noch erhöht hat. Zudem reduziert die Sparpolitik der Staaten das Wachstum und die Steuereinnahmen, erhöht also die Verschuldung. Darum stehen sich in Europa zwei

den im nächsten Jahr und in den folgenden Jahren voraussichtlich Millionen Afrikaner schaffen. Von den zehn Volkswirtschaften auf der Erde, die am schnellsten wachsen, sind schon heute vier afrikanisch. Fünf afrikanische Staaten werden in ihrem Wachstum in Kürze China eingeholt haben. In Nigeria boomen Fast-Food-Ketten und die Filmindustrie, auf den Fashionweeks in Lagos, Johannesburg und Kapstadt zeigen junge Talente, was sie können, in Nairobi wachsen Wolkenkratzer in den Himmel, und 750 Millionen Menschen haben ein Mobiltelefon, mehr als jeder zweite Afrikaner.

Kenia ist es sogar gelungen, die eigene Schuldenkrise zu überwinden – weil das Land, anders als Griechenland, nicht aufs Sparen, sondern auf Wachstum setzte und das Steuersystem reformierte. Würde Kenia zur Euro-Zone gehören, hätte das Land heute den drittniedrigsten Schuldenstand, stünde besser da als Deutschland. Bob Geldof, selbst Gründer eines 200 Millionen Dollar schweren Private-Equity-Fonds für Afrika, sagt: „Das könnte das afrikanische Jahrhundert werden.“

Schwellenländer des Jahres werden Indonesien und die Philippinen, ihre Wirtschaft soll im nächsten Jahr um 6,3 und 6,0 Prozent wachsen.

Planet des Jahres wird die Erde, weil sie noch globaler, noch planetarer wird. Planetare Mittelklasse, planetare Mode, planetare Finanzmärkte werden die Menschheit enger zusammenrücken lassen. Die planetare Umweltverschmutzung wird sie gegeneinandertreiben. Planetare Kultur, natürlich, Filme des Jahres: „World War Z“, die Apokalypse. „The Grandmasters“, das verfilmte Leben von Yip Man, dem Lehrmeister Bruce Lees. „The Lone Ranger“, der 250-Millionen-Dollar-Western mit Johnny Depp als Indianer. Songs des Jahres von Depeche Mode, Lady Gaga und Tokio Hotel.

Die Erkundungsreisen des Jahres gehen ganz nach oben und ganz nach unten, so, als hätte Jules Verne sie vor 150 Jahren geplant: Der Tauchroboter „Neureus“ wird im März vor Neuseeland zehn Kilometer hinabsinken, um die Tiefsee den Menschen näherzubringen. Und gegen Ende des Jahres 2013 will die European Space Agency den Satelliten „Gaia“ in den Weltraum schicken, um mit zwei Teleskopen eine Milliarde Sterne der Milchstraße zu kartografieren. Es sind Expeditionen in unsere dunkle Vergangenheit, die uns helfen sollen, unsere Zukunft zu gestalten.

Nur ein Jahr vorausblicken zu können scheint eine leichte Sache zu sein, gemessen am Weitblick eines Jules Verne. Aber wie werden die 20 Denker, Programmierer, Forscher, Tüftler, Pioniere, Kreative, Politiker, von denen wir einiges erwarten in diesem Jahr, tatsächlich dastehen am Ende von 2013?

mal um 30 Prozent zugenommen haben, rund 40 Prozent der Deutschen gehen dann über Smartphone und Tablet ins Internet.

Und wie wird das Wetter 2013? Abwechslungsreich und besonders unübersichtlich, weil gewaltige Sonnenstürme im nächsten Jahr das Wetter und das Leben auf der Erde beeinflussen werden, besonders Satelliten und digitale Funknetze sind bedroht.

Der Asteroid „2012 DA14“, etwa 50 Meter dick, wird der Erde am 15. Februar gegen 20.26 Uhr Mitteleuropäischer Zeit näher kommen als viele Satelliten, allerdings nicht auf der Erdoberfläche einschlagen. Diese Gefahr droht erst 2880, dann könnte der Asteroid „1950 DA“, 1,1 Kilometer breit, so warnen Himmelsforscher, die Erde treffen.

politische Lager gegenüber, die einen (wie Deutschland, die Niederlande, Finnland) setzen auf einen harten Sparkurs, die anderen (etwa Frankreich, Italien, Spanien) wollen vorrangig staatliche Wachstumsprogramme. Grundlegende politische Reformen – die nötig wären – will keiner so richtig. Bis zum Sommer haben sich die Kontrahenten vertagt, glauben sie. Aber nicht zuletzt die italienische Parlamentswahl im Februar wird das europäische Karussell wieder in Bewegung setzen. Die EU-Kommission hat schon mal das „Europäische Jahr der Bürgerinnen und Bürger“ ausgerufen, mit dem die Europäer darüber aufgeklärt werden sollen, dass Europa eigentlich ihre Sache ist.

Kontinent des Jahres wird sowieso Afrika werden. Raus aus der Armut, rein in die Mittelschicht, diesen Sprung wer-

RICCARDO VECCHIO FÜR DEN SPIEGEL

WENIGER KONSUMIEREN, MEHR LEBEN

So kurz nach Weihnachten ist die Idee, wir hätten alle genug von allem (außer vielleicht von Liebe und Schlaf) unmittelbar einleuchtend. Im März allerdings, wenn das Buch „Wie viel ist genug?“ in Deutschland erscheint, wird es eine heftige Debatte auslösen.

Die beiden Autoren, **Robert** und **Edward Skidelsky**, Vater und Sohn, gehören nicht zu der Klasse von Intellektuellen, die das Grübeln zu höheren Zwecken kultiviert; sie treiben die politische Debatte in ihrer Heimat England voran.

Genug von allem haben wir längst, so die Ausgangsthese des Duos. Jedenfalls materiell. Seit der Industrialisierung hat sich der Lebensstandard unaufhörlich verbessert, in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Wirtschaft in Europa exponentiell gewachsen. Aber wohin? Was ist ihr politisches Ziel? Wer denkt, da liege ein weiteres Sachbuch aus der Reihe „Große Fragen – vergebliche Antworten“ in den Buchhandlungen, der irrt.

Das Wachstum, lautet die Antwort der Autoren, ist von einem Mittel zum Selbstzweck geworden.

Viele unserer Glaubenssätze kommen aus einer Welt des Mangels, unsere Volkswirtschaftslehren sind Relikte einer längst vergangenen Zeit. Und das Menschenbild dieser Ideologien ist unrealistisch, denn es kann nur von Produzenten und Konsumenten sprechen und kennt keinerlei Handlungsmotive als Eigennutz, Neid und die Erfüllung persönlicher Gier.

Im Jahr 1928 hat der Ökonom John Maynard Keynes in einer Rede mit dem Titel „Wirtschaftliche Möglichkeiten für unsere Enkelkinder“ ein Reich des Wohlstands visioniert, das wir eigentlich erreicht haben.

Weil der technische Fortschritt eine permanente Steigerung der Produktion pro Arbeitsstunde ermöglicht, wird die Fron, prophezeite er, in etwa hundert Jahren ein Ende haben. Dann werde der Mensch zum ersten Mal „vor seine wirkliche, seine beständige Aufgabe gestellt sein: wie er seine Freiheit von drückenden, wirtschaftlichen Sorgen nutzt, wie er seine Muße ausfüllt, die Wissenschaft und Zinseszins für ihn gewonnen haben,

damit er weise, angenehm und gut leben kann“.

Robert Skidelsky, Keynes-Biograf und in vielen Punkten Keynes' Stellvertreter auf Erden, nimmt die Vision auf und fragt, warum wir, statt die Möglichkeiten des Wohlstands zu einem – im klassischen Sinne – guten Leben zu nutzen, gefangen sind in einer Welt, die persönlichen Konsum und unaufhörliches Wachstum der Volkswirtschaft zu ihren Fettschen macht. Warum wir die Produktion von Schnickschnack aller Art betreiben, die Natur verheeren und soziale Ungerechtigkeit hinnehmen. Warum wir, kurz gesagt, nicht alle glückliche Sozialdemokraten sind.

Lord Skidelsky, Mitglied des britischen Oberhauses, verbindet die Freude an der

sind scharf gedacht, klar formuliert und politisch produktiv. Sie nehmen das Individuum ernst und geben die Gesellschaft nicht auf, getreu ihrer Einsicht: „Die wirkliche Verschwendung, mit der wir heute konfrontiert sind, ist nicht die Verschwendung von Geld, sondern von Möglichkeiten.“ Es macht munter, ihnen zu folgen.

WENIGER KAUFEN, MEHR TEILEN

Ein leeres Gästezimmer, ein verwilderter Garten, ein ungenutztes Auto. **Rachel**

Botsman, 34, mag all das nicht, es macht sie unmunter und kreativ. Die Unternehmensberaterin zeigt, wie sich unser Konsum durch Digitalisierung verändert. Wie wir teilen, tauschen, leihen, statt zu kaufen. Gemeinschaftlicher Konsum wird wichtiger als die Anhäufung von Besitz, so ihre These.

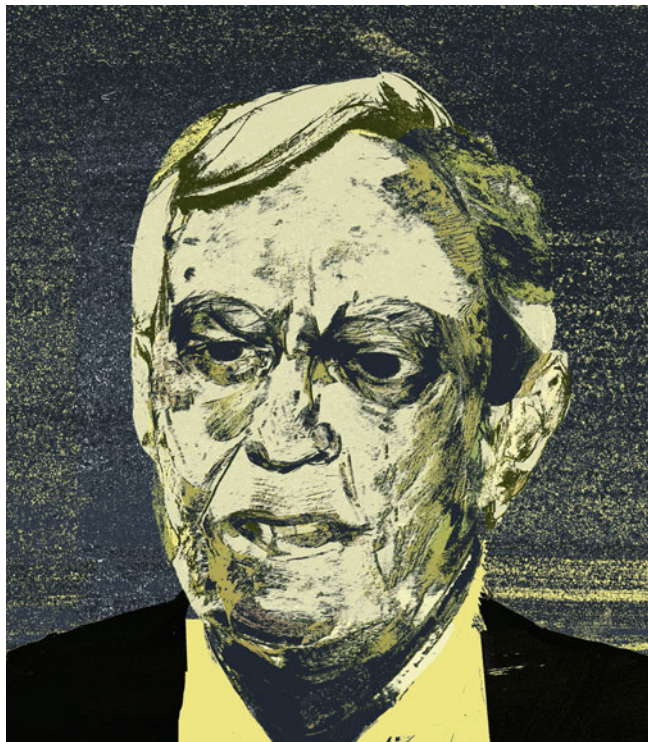
In Deutschland gibt es das hier und da schon: Betten, von denen viele profitieren, als Mitbewohner auf Zeit. Partys, auf denen Menschen ihre Kleider tauschen. Auch Firmen sollen ihre Produkte in Zukunft verleihen, fordert die Britin. Daimler versucht es in sechs deutschen Städten mit 2991 Smarts, die man als „car2go“ für Minuten oder Stunden fährt und dann stehenlässt. Botsman kalkuliert mit der Knappheit von Rohstoffen und mit der Beschleunigung, die unser Handeln durch das Netz erfährt.

Das Magazin „Time“ zählte ihre Idee der „Collaborative Consumption“ zu den zehn Ideen, die die Welt verändern werden.

DIE ZEIT NACH APPLE

Kaum ist das neue Jahr da, wirft Mitchell Baker gleich drei Firmen einen Fehdehandschuh hin: Google, Apple, Microsoft. Ende Februar will **Mitchell Baker**, 55, ein neues Betriebssystem für Handys auf dem Mobile World Congress in Barcelona vorstellen: Firefox OS.

Es soll elegant, schnell, sicher und für die Nutzer kostenlos sein, aber alles bieten, was ein Smartphone braucht, von E-Mail über Kalender und Musik bis hin zu einem App-Store. Vor allem aber: Firefox



ROBERT SKIDELSKY VORDENKER

RICCARDO VECCHIO FÜR DEN SPIEGEL

ironischen Polemik und weiten argumentativen Linien von jeher mit klaren politischen Statements: Der Mitbegründer der britischen Sozialdemokratischen Partei wechselte 1991 zu den Konservativen und wurde dort wegen öffentlichen Protests gegen den Nato-Einsatz im Kosovo gefeuert; seit 2001 ergreift er als Parteilooser das unerschrockene Wort. Nun hat er mit Edward, der an der University of Exeter Sozialphilosophie lehrt, einen Essay zu der Frage verfasst, wie wir leben wollen und sollen – groß im philosophischen Anspruch, schwungvoll in der Betrachtung und konkret in den Maßnahmen, die er empfiehlt.

Die Antworten der Skidelskys kommen aus drei Disziplinen: der Philosophie, der Ökonomie und der Politik. Sie

legt seinen Quellcode offen und ist damit voll transparent und leicht erweiterbar.

Mitchell Baker fühlt sich wohl in der Rolle des Underdogs, seit sie ab 1994 auf der Seite von Netscape in den sogenannten Browser Wars mitmischte. Damals verdrängte Microsoft die Konkurrenz durch seinen Internet Explorer, der Anfang des Jahrtausends zeitweise einen Marktanteil von 95 Prozent hatte. Netscape wurde vom Provider AOL geschluckt, bis diese Firma ebenfalls straukelte und 2001 auch Baker entließ. Da war sie gerade Mutter geworden.

„Das waren die dunklen Jahre des Misserfolgs“, sagt Baker heute.

Sie studierte Chinesisch in Peking, lange bevor das in Mode kam, schlug dann eine Juristenkarriere ein bei Firmen wie Sun Microsystems. Dann baute sie, noch bei Netscape, Mozilla auf, eine schräge Mischung aus knallhartem Start-up und windelweicher Stiftung für Ehrenamtliche, die für ein nichtkommerzielles, offenes Internet kämpfen.

In ihrer Freizeit betrieb Baker jahrelang Trapezartistik, bis sie sich die Schulter verletzte. Eigenwillig auch ihre Frisur: schreiend rot gefärbt, links kurzgeschoren, rechts schulterlang, als wäre ihr ein Gesicht nicht genug.

Baker ist eine Überzeugungstäterin, nach ihrer Entlassung arbeitete sie ehrenamtlich weiter. Schließlich kam ihre zweite Chance: 2004 schlitterte Microsofts Internet Explorer in die Krise, Hacker-Angriffe häuften sich, die Sicherheitslücken waren groß wie Scheunentore. Bakers kleines Team brachte den kleinen, schnellen Minibrowser namens Firefox heraus, der nicht viel konnte außer Sicherheit und Datenschutz. Innerhalb von vier Tagen wurde er eine Million Mal heruntergeladen, innerhalb eines Monats zehn Millionen Mal.

Der Erfolg zog ehrenamtliche Helfer an, schon bald waren es 30 000. Heute hat Firefox gut 20 Prozent weltweiten Marktanteil, in Deutschland sind es sogar über 40 Prozent. Mozilla galt plötzlich als eines der heißesten Start-ups im Silicon Valley.

Baker handelte einen Deal mit Google aus, deren Suchmaschine als Voreinstellung für Suchanfragen zu installieren. Im Gegenzug bekommt Mozilla für die Weiterleitung etwas Geld. Allein 2011 brachten derlei Deals der Idealisten-Firma über 160 Millionen Dollar ein. Davon wird ein Kernteam aus rund 300 Software-Ent-

wicklern bezahlt, von denen etwa hundert am neuen Betriebssystem werkeln.

Ein genialer Schachzug, Google zur Kasse zu bitten, um Google Contra zu bieten. Dieses Geld ermöglicht nun den Schritt ins mobile Web.

„Zunächst bieten wir den Browser in Regionen wie Lateinamerika, Afrika und Asien an“, sagt Baker: „Viele Kunden dort überspringen ja den PC und lernen das Internet gleich über ihr Smartphone kennen. Ich will, dass sie es in seiner ganzen Freiheit erleben, nicht in irgendeiner eingeschränkten Konzernversion.“ Der spanische Mobilfunkanbieter Telefónica will das System auf Handys vorinstallieren lassen, der umstrittene chinesische Konzern ZTE Geräte entwickeln. Selbst



MITCHELL BAKER SOFTWARE-PIRATIN

RICCARDO VECCHIO FÜR DEN SPIEGEL

die Deutsche Telekom und der große Microsoft-Verbündete Nokia planen, Firefox OS zu unterstützen.

CHATTEN WIR BALD WIE DIE CHINESEN?

Im neuen Jahr wird uns häufig ein chinesisches Wort begegnen. Weixin. Das heißt so viel wie Mikrobotschaft, kurz gefasst WeChat. Es ist eine Synthese der großen sozialen Netzwerke. Man kann mit WeChat Freunde sammeln ähnlich wie auf Facebook und ihnen Kurznachrichten schicken wie mit Whatsapp. Man kann über die Ortungsfunktion – ähnlich wie

Foursquare – andere jederzeit wissen lassen, wo man sich gerade aufhält, egal, ob im Restaurant, Kino oder im Fitnessstudio. Man kann Bilder verbreiten wie mit Instagram und per Video telefonieren wie mit Skype.

Und man kann Sprachnachrichten hinterlassen – etwas, was die Chinesen süchtig zu machen scheint: Ihr Land hat sich rasend schnell zur iPhone-Nation entwickelt. WeChat startete Anfang 2011 die App, im vergangenen März hatte WeChat 100 Millionen, im September 200 Millionen Nutzer. Im Januar werden es 300 Millionen sein – und immer mehr davon werden im Westen leben. Das ist die Prognose von **Ma Huateng**, und er könnte mal wieder richtig liegen.

Ma, genannt Pony, 41, ist Chinas erfolgreichster Internetunternehmer. Frühe Bilder von ihm zeigen einen Computer-Schlaks aus dem Perlflossdelta, einen Nerd wie den jungen Bill Gates oder Steve Jobs – nur dass der junge Ma die Brille eines chinesischen KP-Funktionärs zu tragen schien. Anders als die beiden Amerikaner hat Ma nie etwas erfunden, sein Talent ist das des Timings. 1998, als China ins World Wide Web aufbrach, adaptierte er ein israelisches Chat-Programm für China und gründete damit den ersten chinesischen Instant-Messenger. 2001 fand er einen südafrikanischen Finanzier. 2004 ging er in Hongkong an die Börse.

Inzwischen ist Tencent der drittgrößte Internetkonzern der Welt, sein Wert hat sich verfünzigfacht, die Zahl der User, die auf Tencent-Ablegern wie „QQ“ chatten, auf „QQ Speed“ Autorennen fahren oder auf „QQ Pet“ ihre Haustiere aufziehen, hat 700 Millionen überschritten. WeChat hat Ma Huateng inzwischen in gut einem Dutzend Sprachen, darunter auch in Englisch, programmieren lassen. Gelingt es ihm, zum ersten Mal eine in China entwickelte Software im Westen zum Erfolg zu führen, im Jahr der Schlange, die in China als besonders klug und kreativ gilt, als Symbol für Weiblichkeit?

Dagegen spricht, dass sein Unternehmen nicht nur chinesisch, sondern superchinesisch ist. Seine Server stehen so fest auf dem Boden der Volksrepublik wie auch sein geistiges Fundament. Tencent war der erste und bislang einzige Betrieb, den Xi Jinping, der neue Parteichef, nach seiner Ernennung besucht hat. Diese Staatsnähe könnte WeChat im Westen schaden. Dafür spricht, dass WeChat der-

zeit die beste Software ihrer Art ist, dass sie zusammenführt, wofür Kaliforniens Internetpioniere vier oder fünf Plattformen brauchten. Vielleicht chatten die jungen, oft geschwisterlosen Chinesen noch lieber als wir im Westen. Aber hundert Millionen neue User in vier Monaten wären ein Zeichen über den Pazifik hinweg. So viel hat Facebook in so kurzer Zeit nie geschafft.

DIE MACHT DER ANFÄNGER

Ein Kinderzimmer, ein Blog, ein bisschen Mode, und plötzlich steht sie auf der „Forbes“-Liste der Top 30 unter dreißig im Bereich Medien: Es gibt wohl kaum jemanden, der der Welt deutlicher zeigt, was die Generation der Internetkinder mit ihrem Medium erreichen kann, als **Tavi Gevinson**. Es fing an, als sie elf Jahre alt war. Sie begann, im Internet über Mode zu schreiben von ihrer Kleinstadt nahe Chicago aus, mit 50 000 Lesern am Tag. Sie nannte ihr Blog „Style Rookie“, Stil-Anfänger, schrieb über das, was ihr gefiel, so gut, dass ihr schon nach kurzer Zeit die Modewelt dabei zusah und sie in die ersten Reihen der großen Schauen von Paris und New York geladen wurde. Ein Kind, das von Karl Lagerfeld bewundert wird. Eine Schülerin, die Medienmachern zeigt, wie Erfolg im Internet geht. Mittlerweile ist Tavi 16 und hat ein eigenes Magazin gegründet, online natürlich. Nur ihr neues Buch ist auf Papier gedruckt.

DAS JAHR DER ROBOTER

Los Angeles 2019: Harrison Ford kämpft sich durch überbevölkerte Straßen des Molochs aus Schmutz und Stein, um „Replikanten“ aufzuspüren, künstliche Menschen, die gefährlich sind. Zu besichtigen in „Blade Runner“, vor 30 Jahren gedreht.

Aalborg 2012. **Henrik Schärfe** und sein Doppelgänger sitzen in seinem Büro. Sie sehen sich zum Verwechseln ähnlich, wie Zwillinge: silbergraues, links gescheiteltes Haar, schwarzgrau melierter Kinnbart,

gleiche Mimik, gleiche Haltung. Sie gehen zusammen auf Vortragsreisen, fahren nebeneinander durch die Stadt, warten gemeinsam an der Bushaltestelle.

„Der Herr ist mein zweites Ich“, sagt Henrik Schärfe, der Leibhaftige, wenn er über den anderen, seine Zweitausgabe, spricht. Es ist ein Roboter, heißt „Geminoid-DK“ und hat dem jungenhaft wirkenden Dänen bei „Time“ einen Platz unter den Top 100 der „einflussreichsten Persönlichkeiten der Welt“ für 2012 beschert.

Schärfe ist Informatiker und Kommunikationswissenschaftler, 44 Jahre alt. Er hat der Robotertechnik sein Gesicht gegeben und sein Alter Ego in Japan aus

en, die wie wir sind“, sagt er. Nun wird der Traum ein Stück weit wahr. Roboter sind nicht mehr nur Maschinen, sie sind Medien, sie werden menschlicher. Sie werden pflegebedürftige Kranke bedienen, Kinder von der Schule abholen oder mit dem Hund Gassi gehen.

Allerdings: Der Roboter läuft schon so lange durch jeden Blick in die Zukunft, dass es nun langsam mal Zeit wird, ihn im Supermarkt oder bei Freunden zu Hause zu treffen. Kleine piepsende Dinger, die den Rasen mähen oder den Pool reinigen, zählen nicht.

Im indischen Kochi will der Roboterschöpfer Jayakrishnan Nair gleich eine ganze Armee von Humanoiden loslassen, um Menschen auf Flughäfen und in Shopping-Malls zu Diensten zu sein. Sein Prototyp „Isra“ hat drahtige Hände, kann sprechen und bewegt sich flink auf sechs kleinen Rollen.

„„Isra“ kann mehr als japanische Roboter, denn die sind oft nur für das Amusement da“, sagt Jayakrishnan. „Das Billiglohndland Indien kann Humanoide viel günstiger herstellen und programmieren als Industrieländer wie Japan“, sagt er.

Der heimische Software-Riese Infosys unterstützt Jayakrishnan und seine Firma Asimov Robotics, zu deren Kunden US-Firmen wie Intel und der Rüstungskonzern Lockheed Martin gehören.

Als ihn seine Frau, eine Lehrerin, bat, nach der Geburt der beiden Töchter daheim einzuhüten, baute er das Kinderzimmer zur Erfinderwerkstatt um. Er tüftelte ein Gerät aus, das

Wiegen in Schwingungen versetzt, sobald ein Baby schreit.

Der Roboterpionier hofft, dass „Isra“ ihm hilft, seine Eltern im Alter zu betreuen. Diese traditionelle Pflicht empfinden moderne Inder zunehmend als Last.

STROM AUS KOT

Orianna Bretschger, 34, ist so etwas wie eine moderne Alchemistin. Nicht Blei zu Gold heißt ihr Programm, sondern Scheiße zu Strom. Das Team der Elektromikrobiologin am J. Craig Venter Institute im kalifornischen San Diego hat eine sogenannte mikrobielle Brennstoffzelle



HENRIK SCHÄRFE DOPPELGÄNGERFORSCHER

glasfaserverstärktem Kunststoff und Silikon bauen lassen.

„Geminoid-DK“ ist vor allem psychologisch interessant, weil er Schärfe so ähnelt – ansonsten hat der Roboter nicht einmal eine eigene Denkkzentrale, er wird von einem Computer ferngesteuert, und gut bewegen kann er auch nur Oberkörper und Gesicht.

Normalerweise fühlen sich lebendige Menschen von maschinellen Kopien eher bedroht. Sie reagieren erschrocken auf Maschinen, „die aussehen wie ich und sich verhalten wie ich“, haben Wissenschaftler festgestellt. Mit seinem Androiden will Schärfe nun erforschen, wie sich das menschliche Verhalten verändert.

„Seit Tausenden von Jahren haben wir davon geträumt, diese Maschinen zu bau-

RICCARDO VECCHIO FÜR DEN SPIEGEL

entwickelt; einen Generator, der aus Kloakenwasser Elektrizität gewinnt.

In einem 380-Liter-Tank bauen dabei spezielle Bakterien Klärschlamm ab und entfernen aus dem Wasser immerhin 97 Prozent des Schmutzes. Sie gewinnen dabei rund 13 Prozent der im Abwasser gebundenen Energie zurück, indem ihr Stoffwechsel einen Elektronenfluss auslöst, der einen Akkumulator aufladen könnte.

Bretschger ist nicht allein, etliche Forschergruppen in aller Welt tüfteln derzeit an ähnlichen Systemen. Normalerweise schluckt die Abwasserreinigung eine Menge Energie, in den USA sind es zwei Prozent des nationalen Verbrauchs. Bretschgers Mikrobenbatterie dagegen könnte zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: als Klärwerk und Kraftwerk in einem.

DAS AUTO DES JAHRES

Dieses Auto ist kein Auto. Es wird ohne Emissionen fahren, fast ohne Geräusche, innen edel und von außen futuristisch wirken. Wer den i3 von BMW fährt, der im November auf den Markt kommt, will zeigen, dass er seiner Zeit voraus ist.

Mögen ordinäre Autos Benzin verbrennen und das Klima schädigen, der i3 fährt mit Strom, der mit der Kraft von Sonne, Wind und Wasser erzeugt wird. Mögen andere Elektroautos wie eine rollende Verzichtserklärung wirken, der i3 ist ein Luxusgefährt, das in weniger als acht Sekunden auf 100 Stundenkilometer beschleunigt.

Der Mann, der das Modell entwickelte, wurde bei BMW lange belächelt und verspottet und mitunter bekämpft. **Ulrich Kranz**, ein gelernter Maschinenbauingenieur, arbeitet seit 26 Jahren bei dem bayerischen Autokonzern. Er hat Fahrwerke konstruiert, im US-Werk in Spartanburg gearbeitet, den Mini und den Geländewagen X5 entwickelt.

BMW-Chef Norbert Reithofer übertrug ihm die Aufgabe, mit einer eigenen Mannschaft, abseits der Entwicklungsabteilung, Modelle für die Mobilität der Zukunft zu entwickeln. Es war der Start des „Project i“, einer Art Denkfabrik.

Als Star galt bei den Bayerischen Motorenwerken, wer den nächsten 7er ent-

wickelt. Über das „Project i“ witzelten die Vertreter der PS-Fraktion, das sei die „Bastelgruppe Kranz“. Später klagten sie, dass dieser Kranz vom Vorstand mehr als eine Milliarde Euro für Investitionen zur Verfügung gestellt bekam.

Andere Hersteller bauen Elektromotoren in vorhandene Fahrzeuge ein. Weil die Autos sehr schwer sind, kommt man mit einer Batterieladung nicht weit. Wenn Elektromobilität eine Chance haben soll, dann nur in leichteren Fahrzeugen. Kranz ließ eine Karosserie aus kohlefaserverstärkten Kunststoffen entwickeln.

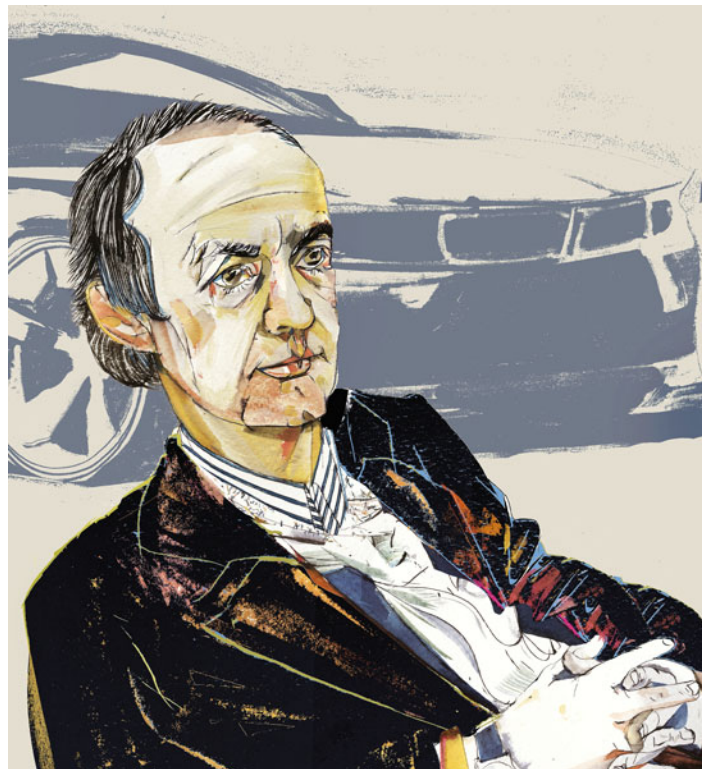
Die Karosserie ist zwar leicht. Doch die Produktion der Kohlefasern braucht viel Energie. Warum soll man zuerst viel

nem Extrakt aus den Blättern des Olivenbaums gegen das Ausbleichen geschützt wird, soll rund 40 000 Euro kosten.

Es kann sein, dass BMW zu früh dran ist. Vielleicht sind der Konzern und sein Entwickler Kranz weiter als seine Kunden. Das wäre dann immerhin ein Vorwurf, den sich in der Autoindustrie kaum ein anderer gefallen lassen muss.

DIE DEBATTE DES JAHRES

Er leitet das Energiewirtschaftliche Institut an der Universität Köln, er ist einer der wissenschaftlichen Köpfe hinter der Energiewende – und zugleich ihr schonungsloser Kritiker. Als viele noch die Kurskorrektur der Bundesregierung bestaunten und bejubelten, wies **Marc Oliver Bettzüge**, 43, kompromisslos auf die Konsequenzen hin: dass die Energieversorgung unsicherer wird und der Strom teurer. Im Wahljahr 2013 dürfte die Kostendiskussion noch an Brisanz gewinnen, vermutet er, vor allem die Frage, wer die Lasten trägt: Normalverbraucher zahlen die volle Ökoulage, manche Unternehmen werden hingegen weitgehend davon befreit, ausländische Stromverbraucher wiederum, die von deutschen Ökostromexporten profitieren, tragen überhaupt nichts zur Förderung hierzulande bei. „Daraus“, sagt Bettzüge, „kann eine Gerechtigkeitsdebatte entstehen.“



ULRICH KRANZ AUTOENTWICKLER

Energie einsetzen, um dann mit dem leichten Fahrzeug Energie zu sparen?

Deshalb lässt BMW die Kohlefasern in den USA, in Moses Lake, produzieren. Die Fabrik bezieht den Strom von einem der größten Wasserkraftwerke der Welt.

So hat Kranz auch dafür gesorgt, dass das Aluminium für den i3 zu 80 Prozent aus recyceltem Material stammt, dass der Strom für die Fabrik in Leipzig, in der BMW das Auto montiert, von Windrädern erzeugt wird und es für die Fahrer Ökostromverträge gibt.

Aber wie das mit Revolutionen so ist: Erfolg haben sie nur, wenn sie zum richtigen Zeitpunkt starten.

Der Viersitzer i3, dessen Innenraum mit dem Holz europäischer Eukalyptusbäume verziert ist, dessen Leder mit ei-

MIT LIDL ZUM MARS

Wie wäre es, auf dem Mars ein Apfelbäumchen zu pflanzen, leuchtend grün vor roter Erde? Kosten der Mars-Oase: 36 Milliarden Dollar.

Der Mann, der das erdacht hat, heißt **Elon Musk**. Und er ist wohl der einzige Mensch auf Erden, dem die Großtat zuzutrauen ist.

Musks Firma SpaceX lässt Raketen aufsteigen, die einmal in der Lage sein sollen, eine Raumkapsel mit Platz für sieben Personen ins All zu schießen. Musk plant ein elektrisch betriebenes Überschallflugzeug, das senkrecht starten kann. Jüngst hatte er die Idee zum „Hyperloop“, einer

Art Super-U-Bahn, über tausend Stundenkilometer schnell.

In den USA gilt der 41-Jährige bereits als unternehmerische Lichtgestalt. Freunde beschreiben den Technologiepionier als eine Mischung aus John Rockefeller und Steve Jobs. Musk glaubt an seine Ideen bis zur Selbsttötung. Seine Risikobereitschaft ist legendär.

Reich wurde der jungenhaft wirkende Firmenchef, als er 2002 den von ihm mitbegründeten Online-Bezahldienst Paypal an Ebay verkaufte. Musk hätte sich zur Ruhe setzen können. Stattdessen beschloss er, mit SpaceX nach den Sternen zu greifen und mit dem Elektroflitzer Tesla das Auto neu zu erfinden. Für die Mars-Reise hat er bereits einen Discount-Preis errechnet: 500 000 Dollar.

„Ich versuche, meine Kräfte für jene Dinge einzusetzen, die den größten Effekt auf die Zukunft der Menschheit haben werden“, sagte Musk kürzlich in einer Diskussionsrunde. Musks Ex-Frau Justine brachte es so auf den Punkt: „Elon hat riesige Eier aus Stahl; ja, die hat er wirklich.“

DIE NEUE NATÜRLICHKEIT

Ist **Cara Delevingne** die neue Kate Moss? Das fragen nicht nur englische Medien, seit die 20-Jährige vor wenigen Wochen bei den British Fashion Awards zum besten Model gekrönt wurde. 2013 wird Kate Moss seit 25 Jahren im Dienst sein, ihr Gesicht wurde mit den Calvin-Klein-Kampagnen der neunziger Jahre weltberühmt, hat die Ära der Magermodels überdauert, die der Supermodels, Koks und Skandale, und nun, mit 38, ist sie immer noch im Geschäft. So ein Gesicht kommt nur ganz selten, in einer Branche, in der der Nachschub an Mädchen unendlich ist. Das von Cara Delevingne könnte so eines sein. Das Erste, was auffällt, sind ihre Augenbrauen, dunkel und irritierend buschig sitzen sie über den grünen Augen, kaum gezupft, natürlich. Kein Puppengesicht, keine Photoshop-Wangen. Sie schwebte bereits für Victoria's Secret über den Laufsteg, posierte für Mario Testino und warb für Chanel, Burberry und H&M. Mädchen wie Cara und Kate seien wie der Jetstream einer Boeing 747, sagt Moss-Ent-

deckerin Sarah Doukas. Delevingne könnte eine echte Nachfolgerin sein. Also, liebe Mütter und Väter: Bitte schon mal anfangen, alle Töchter mit schwach ausgeprägten Augenbrauen zu trösten. Achtung, Schönheitschirurgen: Irgendwo Augenbrauenimplantate auftreiben!

AFRIKAS HOFFNUNG: DIE FRAUEN

Afrikas „Big Men“ sind die Plage des Kontinents. Sie fallen über ganze Länder her, reißen die wichtigsten Posten in Staat

mehr als zwei Drittel aller Malawier mit weniger als 1,25 Dollar am Tag überleben müssen: „Natürlich wäre ein Flugzeug praktisch“, sagt sie, „aber ich muss mit gutem Beispiel vorangehen.“

Banda ist nach Ellen Johnson-Sirleaf in Liberia das zweite weibliche Staatsoberhaupt auf dem Kontinent. 1950 wurde sie geboren, ihr Vater war Polizist und spielte in der örtlichen Polizeiblaszkapelle. Sie heiratete früh, bekam drei Kinder, arbeitete in Kenia als Sekretärin, ihr Mann Geoffroy Kachale schlug sie oft.

1975 hielt sie es in ihrer Ehe nicht mehr aus und – eine Ungeheuerlichkeit in der traditionellen männerdominierten malawischen Gesellschaft – trennte sich von dem Tyrannen. Sie ging zu-

rück nach Lilongwe, hatte Erfolg als Unternehmerin und heiratete erneut. Sie gründete Stiftungen und Netzwerke für Kinder und Frauen, organisierte Kleinkredite, sorgte dafür, dass Kliniken gebaut wurden.

Seit Ende der neunziger Jahre engagierte sie sich auch in der Politik. Präsident Mutharika erkannte Bandas Talent und holte sie in die Regierungspartei. 2009 wurde sie seine Stellvertreterin, aber dem alternen Staatschef schwebte ein Machtwechsel à la Big Men vor, sein Bruder Peter sollte ihn beerben.

Am 5. April starb der Präsident überraschend an einem Herzinfarkt. Der Vizepräsidentin stand das Spitzenamt laut Verfassung zu. Sie rief den Oberbefehlshaber der Armee an und fragte ihn: „Halten Sie zu mir oder zu den anderen?“

„Die Verfassung muss respektiert werden“, soll der geantwortet haben. 48

Stunden lang stand Malawi an der Schwelle zu einem Bürgerkrieg, doch dann erschien Banda mit einer Entourage goldbetrester Militärs zur Vereidigung.

Banda gab die Währung frei, die vorher fest an den Dollar gebunden war. Nun kommen wieder Waren ins Land. Die Entwicklungshilfe aus dem Westen will sie in die Landwirtschaft investieren. Das Binnenland Malawi könnte seine Mais- und Getreideexporte innerhalb eines Jahres verdoppeln, hofft sie. „Die Menschen hier haben ein besseres Leben verdient.“

Ihre Karriere solle Frauen als Ansporn dienen: „Wir müssen für Afrika Verantwortung übernehmen. Nachdem ich Präsidentin geworden bin, kann sich keine Frau mehr herausreden, dass die Männer es verhindern.“



CARA DELEVINGNE SUPERMODEL

RICCARDO VECCHIO FÜR DEN SPIEGEL

und Wirtschaft für ihre Familien-Clans an sich. Sie sind korrupt, veruntreuen Steuer- und Entwicklungshilfegelder, statt damit Schulen oder Krankenhäuser zu bauen. Sie rauschen in verdunkelten Luxuslimousinen durch ihre verarmten Länder. Wer sich ihnen in den Weg stellt, muss mit Gefängnis oder Schlimmerem rechnen. Big Men verschleudern das Geld ihrer Untertanen für dicke Autos, Flugzeuge und protzige Paläste.

Joyce Banda will diese Ära beenden: Im April wurde sie die erste Präsidentin in Malawi und kürzte gleich ihr eigenes Gehalt um ein Drittel. Sie gab 60 Mercedes-Limousinen und den Regierungsjet vom Typ Dassault Falcon 900EX zum Verkauf frei. All das hatte ihr Vorgänger Bingu wa Mutharika angeschafft, obwohl

DIE PILLE DES JAHRES

Victoria Hale, lange Zeit Pharmamanagerin bei der US-Firma Genentech, hat etwas gegen Abtreibungen, nicht aus religiösen Gründen, sondern aus humanitären. Zu viele Abtreibungen finden unter zu schlimmen Bedingungen statt, vor allem in Afrika und in Asien, und Hale findet, es müsse mehr dagegen getan werden. Deswegen hat sie eine Non-Profit-Firma gegründet, Medicines360, die Verhütungsmittel entwickelt, sie in den USA zu marktgerechten Preisen verkauft, um mit dem Gewinn den Verkauf in den Armutsregionen der Welt zu subventionieren. Hale hat Erfahrung mit dieser Art von Projekten. In den vergangenen Jahren hat sie im Alleingang ein Medikament auf den Markt gebracht, das kein Pharmakonzern produzieren wollte. Der Grund: Das Medikament heilt eine Krankheit, unter der nur die Armen der Welt leiden. Der Name der Krankheit: Schwarzes Fieber, eine durch Mücken übertragene Infektionskrankheit.

DER SKANDAL DES JAHRES

Wenn gegen Ende Mai dieses neuen Jahres der große Streit ausbrechen wird über **Lars von Trier**, über sein Frauenbild und die vermeintlich bedrohliche weibliche Sexualität, dann wird man sich an die Ankündigung des Regisseurs erinnern: „Dieser Film wird das Frauenlager spalten, er wird halb Pornografie sein, halb Philosophie.“

Bei den Filmfestspielen von Cannes soll „Nymphomaniac“ Premiere haben. Schon das wird zu Problemen führen, da Trier in Cannes seit seinen letztjährigen Äußerungen über Hitler offiziell Persona non grata ist.

Der Film soll in acht Kapiteln das Leben einer selbsterklärten Nymphomantin nachzeichnen, von der Kindheit bis zum 50. Lebensjahr. Es wird um Kindersexualität gehen, um Verlangen, Ver zweiflung, Krankheit, und die Kopulationsszenen sollen vor der Kamera in echt vollzogen werden. Der Film wird so etwas

wie die Bestandsaufnahme weiblicher Sexualität – allerdings eben aus der Sicht eines, wie der 56-Jährige selbst zugibt, erheblich gestörten Mannes.

Andererseits, legt man Triers bisheriges Werk zugrunde, lässt sich jetzt schon vermuten, dass „Nymphomaniac“ der künstlerisch riskanteste Film des Jahres wird. Er wird mitten hineinstürzen in die auch 2013 anhaltende Debatte über Gleichberechtigung und Quoten, den Untergang der Männer und neuen Feminismus. Die Frage lautet ja: Warum stellt uns Sexualität nach all diesen Jahrhunderten – nach der Aufklärung, nach Freud und der sexuellen Befreiung und nach Youporn – immer noch vor derartige Probleme?



LARS VON TRIER SKANDALEUR

Seine Filme sind stets offen geführte Auseinandersetzungen mit dem, worüber wir nicht reden wollen, was uns aber dennoch nicht loslässt, wie Sexualität eben, wie Ängste, Krankheiten, das Böse. Vor allem aber ist Triers Werk immer aufs Neue Zeugnis des ewigen Kampfes zwischen Mann und Frau, dessen zivilisatorischer Befriedung Trier nicht traut. In „Melancholia“, 2011, zeigte er (anhand der armen Kirsten Dunst) die Zerstörungskraft von Depressionen, wie noch kein Regisseur zuvor; in „Antichrist“, 2009, betrachtete er (anhand der armen Charlotte Gainsbourg) die Untiefen der Sexualität und stellte die Frage, wer das Böse in die Welt gebracht hat: die Natur, der Mann oder doch die Frau?

So wurde Lars von Trier der einflussreichste Regisseur seiner Zeit. Denn anders als bei anderen prägenden Regisseuren – von Quentin Tarantino bis Michael Haneke – lässt sich bei einem Lars-von-Trier-Film nicht voraussagen, was da auf einen zurollt. Triers Filme sind offene Versuchsanordnungen mit Menschen, bei denen zufällig eine Kamera mitläuft. Für die Schauspieler ist das anstrengend. Trotzdem wollen nur die besten für ihn arbeiten. Charlotte Gainsbourg, obwohl sie sich in „Antichrist“ die Klitoris verstümmeln musste, spielt die Titelrolle in „Nymphomaniac“, Uma Thurman ist dabei, nur Nicole Kidman, der die Dreharbeiten mit Lars von Trier zu „Dogville“

bis heute nachhängen, sprang ab. Der Hollywood-Shootingstar Shia LaBeouf, der eine der männlichen Hauptrollen übernommen hat, sagte neulich, er halte Trier für gefährlich. Aber er werde tun, was von ihm verlangt werde.

DER WIDERSTAND DER UNGLÄUBIGEN

Die tunesische Politikerin **Maya Jribi** unterscheidet manches von der deutschen Kanzlerin, beispielsweise ist sie nicht an der Macht.

In diesem Jahr wird auf Grundlage einer neuen Verfassung gewählt werden. Nicht auszuschließen ist, dass Maya Jribi, mit dann 53 Jahren, mächtig und die erste Premierministerin eines arabischen Landes wird.

Maya Jribi ist Biologin. In den frühen Achtzigern engagierte sie sich als Men-

schenrechtlerin und Feministin und gründete 1983 den „Rassemblement socialiste progressiste“, aus dem später die wichtigste Oppositionspartei wurde.

Unter dem alten Regime, zu Zeiten des Staatspräsidenten Ben Ali, verhinderte Jribi mit einem vierwöchigen Hungerstreik die Schließung der Parteizentrale in Tunis. Der Protest setzte der zierlichen Frau gesundheitlich stark zu. Sie brauchte lange, um sich zu erholen.

An der „Jasmin-Revolution“ nahm sie von Beginn an teil und wurde eine der nichtstudentischen Wortführerinnen. Seit den ersten freien Wahlen im Oktober 2011 ist Maya Jribi Mitglied der „Konstituierenden Versammlung“ und damit beschäftigt, dem Land eine neue Verfassung zu geben.

Das große Prämien-Feuerwerk:

Lieferengröße möglich



iPad mini (16 GB)
Wi-Fi – ohne Vertrag
Zuzahlung: nur € 199,-



Maxi-Cosi Rodi XP – schwarz
Ohne Zuzahlung



TEASI one – Fahrrad- und Wandernavigation
Ohne Zuzahlung



Rimowa-Salsa-Cabin-Trolley IATA
Zuzahlung: nur € 109,-



ODYS LOOX PLUS Tablet PC –
ohne Vertrag
Ohne Zuzahlung



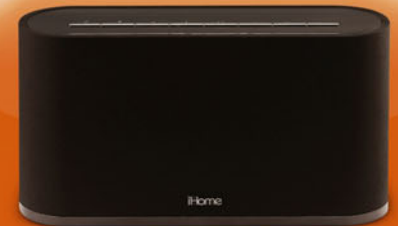
KitchenAid Classic
Zuzahlung: nur € 189,-



TomTom Start Classic CE TMC
Ohne Zuzahlung



Artemide „Tolomeo Micro Tavolo“
Zuzahlung: nur € 29,-



iHome iW2
Ohne Zuzahlung

Jeder kann werben! Sie müssen nicht selber Abonnent sein!

SPIEGEL empfehlen und Prämie sichern!



Wagenfeld-Tischleuchte WG 24
Zuzahlung: nur € 149,-



BestChoice-Universalgutschein € 100,-
Bis zum 7.1.2013



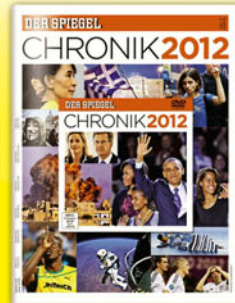
DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 100,-
Bis zum 7.1.2013



BOSCH Schlagbohrmaschine und Akku-Schrauber IXO
Ohne Zuzahlung



Geldprämie € 75,-



Gratis zu Ihrer Prämie: Jahresrückblick mit DVD

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **Top-Prämie für den Werber**
- ☒ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe**
- ☒ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Digitalen SPIEGEL mitbestellen:



Jetzt auch für
Windows 8

Der digitale SPIEGEL – nur € 0,50 pro Ausgabe für SPIEGEL-Leser

- Schon sonntags ab 8 Uhr
- Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- Einfach kostenlose DER SPIEGEL-App installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- Optimierte für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle und PC/Mac

Noch heute antworten und Top-Prämie sichern!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,- statt € 4,20 im Einzelkauf (beim Upgrade inkl. des digitalen SPIEGEL zusätzlich € 0,50 pro Ausgabe). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ Frau ☐ Herr **Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:**

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

☐ **Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen.**

SD13-014

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankinzug.

Der SPIEGEL vierteljährlich: € 52,-

Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

1 9

Geburtsdatum

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

- ☐ iPad mini (16 GB) Zuzahl.: € 199,-
- ☐ Weiß (4400) ☐ Schwarz (4399)
- ☐ Maxi-Cosi – schwarz (4156)
- ☐ TEASi one (4227)
- ☐ Trolley IATA (3750) Zuzahl.: € 109,-
- ☐ ODYS LOOK PLUS Tablet (4223)
- ☐ KitchenAid (3219) Zuzahl.: € 189,-
- ☐ TomTom Start Classic (3920)
- ☐ Geldprämie € 75,- (1684) Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:
- ☐ Artemide-Leuchte (4265) Zuzahl.: € 29,-
- ☐ iHome IW2 (4160)
- ☐ Wagenfeld (3739) Zuzahl.: € 149,-
- ☐ BestChoice-Gutschein € 100,- (3018)
- ☐ Tankgutschein € 100,- (3843)
- ☐ BOSCH Schlagbohrmaschine (3077)
- ☒ **+ Zusatzgeschenk: Chronik 2012**

BLZ

Konto-Nr.

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Geldinstitut, Ort

SP13-101



Denn eine Revolution anzuzetteln ist einfach. Schwierig ist es, sie zu beenden, den Punkt zu finden, die errungenen Freiheiten in Gesetze zu verwandeln, denn: „Außerhalb der Gesetze ist alles unfruchtbar und tot.“ Das gab der Jakobiner Saint-Just allen künftigen Revolutionären mit auf den Weg (bevor er zur Guillotine geführt wurde).

Maya Jribi hat sich den Rat zu eigen gemacht. In der Verfassungsversammlung versucht sie, in allen Ausschüssen mitzuwirken. Hier ist es, wo die Revolution gerettet oder verraten, beendet oder weitergeführt wird. „Trotz ihres Wahlsiegs haben die Islamisten in der Constituante keine absolute Mehrheit. Das gibt der Opposition eine entscheidende Chance“, sagt Jribi.

Sie hat entscheidend dazu beigetragen, die rechtliche Gleichstellung der Frau zu sichern. Die islamistische Nahda-Partei wollte die „Gleichheit“ der Geschlechter durch „Komplementarität“ ersetzen. Bei einer Kundgebung in der Hafenstadt Radès ist sie deswegen von Salafisten als „Atheistin“ niedergebrüllt und angegriffen worden.

AUGEN AUS DEM LABOR

Der Professor mit dem Seitenscheitel spielt Schöpfer. Er will zwar keine Eva, keinen Adam erschaffen in seinem Laboratorium, keinen Golem kneten, keinen Mann am Stück herstellen, aber immerhin doch all die Bauteile liefern, aus denen der menschliche Körper besteht.

Nach seinem Medizinstudium in Japan hat **Yoshiki Sasai**, 50, sich der Entwicklungs- und Neurobiologie verschrieben. Je besser die Forscher begreifen, wie aus scheinbar simplen Vorläuferzellen hochkomplexe Organe entstehen, desto größer wird ihr Wunsch, diesen wundersamen Akt nachzustellen. Augen, Lebern, Nieren, Herzen, Lungen und Gehirne wollen sie in der Retorte produzieren – als nachwachsende Ersatzteile für kranke Menschen.

Was bisher stets nach Science-Fiction klang, wird nun fassbar. Zu den größten Optimisten zählt Sasai, der eher schüchtern wirkende Professor aus Kobe. Die jüngsten Fortschritte hätten die Aussicht erhöht, verkündete Sasai im Wissenschaftsmagazin „Scientific American“,

dass „Ersatzorgane, die außerhalb des Körpers gewachsen sind, in weniger als zehn Jahren in chirurgischen Praxen ankommen werden“.

Die Hoffnung gründet auf Experimenten, mit denen Sasai in den vergangenen Jahren die Fachwelt ein ums andere Mal verblüfft hat. Mit seinen Mitarbeitern am Riken-Zentrum für Entwicklungsbiologie in Kobe gelang es ihm, embryonale Stammzellen in Vorformen unterschiedlicher Organe zu verwandeln: in einen Verband aus Zellen der Hirnrinde, in das Stück einer Hirnanhangdrüse, in eine Netzhaut.

All das hat Sasai vollbracht, weil er es mit der Schöpferrolle nicht übertreibt – und die Natur, so weit es geht, im Labor

fen und anderen Zelltypen – Sasai hatte eine künstliche Netzhaut geschaffen.

2013 will er, so weit ist Sasai, seine Therapie erstmals an Nagetieren und Affen ausprobieren.

DIE KREDITKARTE, MIT DER MAN TELEFONIEREN KANN

Jack Dorsey hat bereits einmal die Welt verändert. Er erfand den Kurznachrichtendienst Twitter und veränderte die Art, wie wir kommunizieren. Doch es ist Dorseys neues Unternehmen, das vielleicht noch größeren globalen Einfluss haben wird. Auch dieses Mal geht es wieder um ein großes menschliches Bedürfnis: Bezahlen.

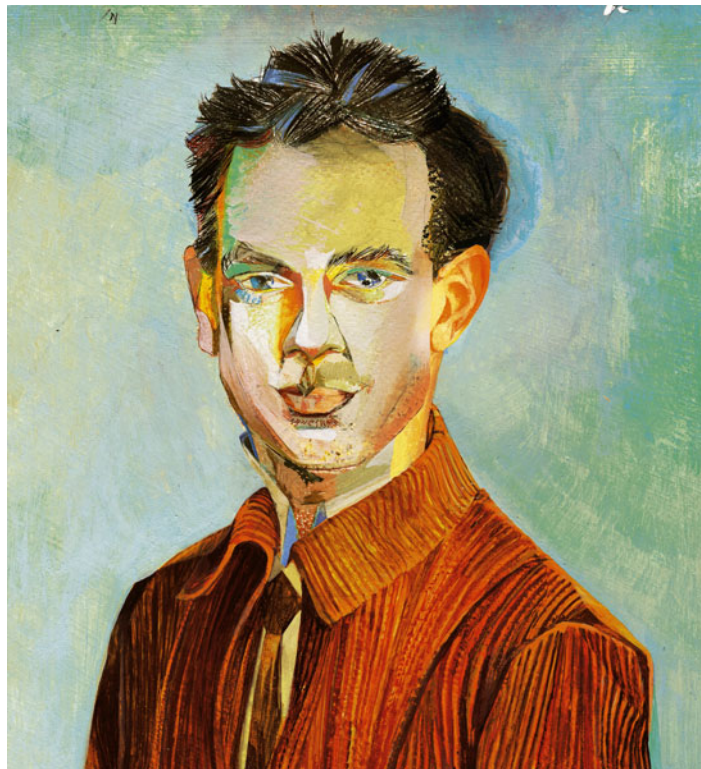
Dorseys Firma, gegründet 2009, heißt Square, und sie hat ein klares Ziel: erst das Bargeld, dann die gesamte Brieftasche überflüssig zu machen – und durch Smartphones zu ersetzen. Dorsey, 36 und Milliardär, ist damit schon weit gekommen, auf zwei unterschiedlichen Wegen.

Seine erste Erfindung, so simpel wie effizient, ist ein mobiler Kreditkartenleser, ein weißer Würfel, einfach aufzustecken auf jedes Smartphone oder Tablet: Die EC- oder Kreditkarte wird durch den Würfel gezogen, eine App auf dem Smartphone liest die Daten und vollzieht die Transaktion, unterschrieben wird mit dem Finger auf dem Touchscreen.

Die Idee war ein Hit fast über Nacht, begeistert aufgenommen von all den bis-

lang auf Bargeldbezahlung angewiesenen kleinen Händlern und Selbständigen, die keine großen Kassensysteme besitzen oder sich die bisherigen teuren Kreditkartengeräte nicht leisten können: Blumenhändlern auf dem Markt, Klavierlehrern, Physiotherapeuten auf Hausbesuch, Babysittern, kleinen Läden aller Art.

Schon jetzt nutzen etwa zwei Millionen Kunden das Gerät, sie sorgten für Transaktionen von zehn Milliarden Dollar im abgelaufenen Jahr. 2013 aber werden die Zahlen noch sehr viel größer sein, denn auch immer mehr große Geschäfte und Restaurants haben verstanden: wozu ein kompliziertes Kassensystem für mehrere tausend Euro anschaffen, wenn ein iPad und der Square-Würfel es auch tun? Auch in den New



JACK DORSEY ERFINDE

RICARDO VECCHIO FÜR DEN SPIEGEL

selbst machen lässt. So kam er auf die Idee, die embryonalen Stammzellen nicht auf handelsüblichen Kulturschalen auszusäen, wo sie eingepfercht wachsen wie Halme auf dem Rasen. Lieber wirft Sasai die Zellen in Töpfchen voller Flüssigkeit, wo sie sich in drei Dimensionen bewegen können. Und tatsächlich: Wie bei der natürlichen Entwicklung finden sie zueinander und bilden Kugeln aus jeweils 3000 Zellen – so ähnlich beginnt auch im lebenden Organismus das Gewebewachstum.

Besonders eindrucksvoll verliefen seine Versuche, künstliche Augen zu züchten: Nach einigen Tagen stülpten die Zellenkugeln sich plötzlich aus und formten primitive Augäpfel. Deren Zellschichten bestanden tatsächlich aus Stäbchen, Zap-

Yorker Taxis könnte bald nur noch so gezahlt werden.

Aber das war nur der Anfang. Dorsey, Ästhet und Workaholic mit Vorliebe für asiatische Philosophie und 16-Stunden-Arbeitstage, hat große Ziele: „Jede Transaktion weltweit soll eines Tages über uns laufen.“

Um das zu erreichen, sollen wir alle bald nicht nur über das Smartphone, sondern mit dem Smartphone zahlen – so dass wir gar kein Portemonnaie mehr mit uns herumtragen müssen. Das geht schon jetzt: Das Smartphone verbindet sich direkt mit dem Kassensystem und überträgt die Bezahlungen, die Transaktion wird bestätigt durch PIN, Telefonnummer oder einfach den Namen. Dafür gibt es inzwischen verschiedene technische Methoden und Anwendungen, nicht nur die eine von Square, und es werden ständig mehr.

Denn Dorsey hat ein Wettrennen ausgelöst, unsere Brieftaschen zu digitalisieren, und es laufen viele mit: Telekommunikationsriesen, Banken, Handelskonzerne. Microsoft, Ebay, Google, Visa. Sie alle haben inzwischen verstanden, was Dorsey schon vor Jahren erkannte: Mit dem Smartphone zu bezahlen wird ein ebenso großer Umbruch sein, wie es der Siegeszug der Kreditkarte in den sechziger Jahren war.

Die Bezahlungs-Tochterfirma Paypal hat bereits über 110 Millionen Kunden. Apple besitzt 400 Millionen Kreditkartendaten. Mobilfunkanbieter haben bereits all ihre Kunden und Bankdaten verknüpft.

Viele setzen trotzdem lieber auf Dorsey, den Kreativen und Beweglichen, der früher Dreadlocks trug und Punk sein wollte. Starbucks etwa hat angekündigt, seine Tausende Kaffeehäuser künftig mit Dorseys System ausstatten zu wollen. Weil nicht nur wir Konsumenten, sondern auch Konzerne die wachsende Konzentration in der digitalen Welt fürchten und Alternativen wollen etwa zu Google Wallet, der digitalen Brieftasche des Suchmaschinenkonzerns.

Zumal die Pläne für die digitale Brieftasche nicht beim Bezahlen haltmachen, das Smartphone soll künftig alles sammeln: die Rabattkarten von Karstadt, die Vielfliegerkarte der Lufthansa, die Punktekarte vom Coffeeshop. Und wenn wir ein Geschäft betreten, werden wir persönlich zugeschnittene Angebote auf das Smartphone geschickt bekommen, denn

unser digitales Konsumentenprofil – was wir zuletzt gekauft haben, welche Kleidergröße wir haben – tragen wir immer mit uns herum.

IST FOLTERN MODERN?

Das neue Jahr wird mit einem Film beginnen, der nicht nur die Oscar-Verleihung im Februar dominieren, sondern auch die Diskussion darüber befeuern wird, wie böse der Mensch sein darf, um sich gegen das Böse zu wehren.



KATHRYN BIGELOW REGISSEURIN

„Zero Dark Thirty“ – ein Geheimdienst-Code für eine halbe Stunde nach Mitternacht – heißt der Film der Hollywood-Regisseurin **Kathryn Bigelow**, in dem die fast ein Jahrzehnt dauernde Jagd auf Osama Bin Laden gezeigt wird. Schon vor dem Start (in Deutschland ab 31. Januar) gab es heftigen Streit. Bigelow, 61, hat vor zwei Jahren als erste Frau den Oscar für die beste Regie gewonnen. Mit „Zero Dark Thirty“, so der Vorwurf, soll sie Foltermethoden der CIA rechtfertigen, manche behaupten sogar, glorifizieren.

Zunächst einmal ist „Zero Dark Thirty“ bestes Oscar-Kino. Die Suche nach Bin Laden wird nicht als heroische Mission dargestellt, sondern als brutales, oft ratloses Herumirren, bei dem Prügel, Waterboarding, Schlafentzug und andere

Scheußlichkeiten Teil der Operation sind. Foltern, das stellt Bigelow unmissverständlich klar, war kein Einzelfall, es war die Regel. Ein CIA-Offizier gibt in ihrem Film zu, über hundert Männer misshandelt zu haben.

Bigelows Film behauptet nicht, dass sich durch Folter eine direkte Spur zu Bin Laden ergeben habe, aber er zeigt, in welche Abgründe Amerika geriet, um Rache zu nehmen, an einem Mann, der den USA den Krieg erklärt hatte.

„Zero Dark Thirty“ ist der bislang wichtigste Film über den 11. September 2001 und die Reaktion der USA. Bigelow stellt in aufwühlenden und verstörenden 157 Minuten in diesem fast actionlosen

Action-Drama vor allem die Frage, ob der Weg zur Erschießung Bin Ladens den moralischen Preis wert war, den die USA dafür gezahlt haben.

„I am the motherfucker who found him“, sagt die CIA-Agentin Maya, als in einem Raum voller Männer in der CIA-Zentrale in Langley gegen Ende des Films gefragt wird, wer eigentlich acht Jahre lang der entscheidenden Spur Bin Ladens gefolgt sei. Kathryn Bigelow darf für die Welt des Kinos Ähnliches beanspruchen. Sie hat den Film gedreht, der den Unterschied ausmacht.

WIE MAN DIE WELT KITTET

Wirtschaftskrisen sind gute Zeiten für Erfinder. **Jane**, 34 Jahre alt, die am Londoner Royal College of Art studierte, hat das selbst er-

fahren. Während ihres Designstudiums experimentierte sie mit Silikon und Holzspänen. Dabei entdeckte sie, dass sich daraus ein Klebstoff machen lässt, der fast überall einsetzbar sein könnte. Nach weiteren Versuchen mit unterschiedlichen Zusätzen und Mischungen hatte sie eine Knetmasse entwickelt, die an fast allen Oberflächen haftet, eine Art Universalkleber. Sie nannte ihn Sugru, das irische Wort für „spielen“.

Sugru besteht zum größten Teil aus einer Silikonmasse, die sich bei Zimmertemperatur formen lässt wie weicher Ton beim Töpfern und an Metall, Glas, manchem Kunststoff, Keramik, Holz und anderen Oberflächen haftet. Wenn es mit Luft in Berührung kommt, härtet es aus. Nach 24 Stunden ist die Masse tro-

cken, bleibt aber immer noch leicht flexibel.

Es lassen sich damit Löcher in Wanderschuh flicken, Kabel isolieren, Dichtungen ersetzen. Man kann den Deckel von Omas Teekanne reparieren oder einen Kanarienvogel aus Plastik an eine Backsteinwand kleben. Einer von Janes Kunden formte spezielle Griffe an seine beiden Skistöcke und wanderte damit zum Nordpol. Sugru ist wasserfest und temperaturbeständig zwischen minus 50 und plus 180 Grad Celsius.

Jane, die Erfinderin, bezeichnet sich als Hackerin, nur dass sie nicht in fremde Rechner eindringt, sondern in die Wirklichkeit. Ihr Ziel ist es, Gegenstände zu verbessern und damit die Welt einfacher zu machen.

Die ersten 1000 Päckchen verschickte sie mit der Hilfe von Freunden und ihrer Familie von einem kleinen Büro aus. Inzwischen hat sie einen Teil eines Lagerhauses im Londoner Osten gemietet und ein Büro in den Vereinigten Staaten eröffnet. Das Team besteht jetzt aus über 20 Leuten. Im September bekam sie beim Londoner Design Festival den Preis als Unternehmerin des Jahres.

Täglich schicken ihr Kunden Fotos von Dingen, die sie mit Sugru repariert haben. 2013 will sie weiter expandieren und hofft auf eine Welt, die durch Sugru schneller zu kitten ist. Schon jetzt hat sie das Leben auf der Erde ein wenig einfacher gemacht, nur eines ist kompliziert geblieben: ihr irischer Nachname. Er lautet Ni Dhulchao-intigh.

DAS MÖBELSTÜCK DES JAHRES

In diesem Jahr fällt für eine Generation von Deutschen eine wesentliche Entscheidung: Werden sie zu Menschen, die in ihrer Kindheit und Jugend immer wieder in den Nachrichten eine Frau mit großer Frisur und Hosenanzug gesehen haben? Werden sie zu Menschen, die in ihrer Jugend nur von einem Bundeskanzler regiert wurden? Werden sie die Generation **Angela Merkel** sein?

Bei der Bundestagswahl 2013 entscheiden sich diese Fragen, und die Chancen stehen gut, dass Angela Merkel gewinnen

wird, obwohl es zwischendurch so aussah, als habe sie keine Chance mehr. Aber sie hat eine Chance, eine gute sogar.

Für Bundeskanzler gibt es zwei Möglichkeiten: Amtszeit oder Ära. Wer unter zehn Jahren bleibt, wird in Amtszeiten gezählt. Adenauer hat 14 Jahre regiert, Kohl 16 Jahre. Wenn Merkel im September gewinnt, kann sie auf mindestens 12 Jahre kommen.

Sie sitzt jetzt in ihrem Kanzleramt und schaut auf die Umfragen. Das macht sie immer, aber im neuen Jahr mit besonderer Spannung. Sie geht davon aus, dass die Union stärker sein wird als die SPD. Das ist wichtig, weil die stärkere Partei in einer Großen Koalition den Bundeskanzler stellt,

Kanzlerin, Steinbrück Finanzminister. Für ihn ist genau das der Alptraum, dass ihn alle als Merkels begabten Unterling sehen und sich kaum einer vorstellen mag, dass er der Kanzler ist.

Im Moment ist es so. Es gibt keine Wechselstimmung in Deutschland. Die Bürger finden, dass Merkel in Europa ausreichend engagiert für einen harten Euro kämpft und auch die inneren Verhältnisse nicht so schlimm sind, dass sie verschwinden soll. Kaum einer sagt: Die muss weg, die ist unerträglich.

Merkel hat es auf ihre stille, ungravitierende Art geschafft, ein deutsches Möbelstück zu werden. Es steht schon lange im Wohnzimmer, fällt nicht besonders auf, geht aber auch kaum einem so richtig auf die Nerven und trägt dazu bei, dass man sich heimisch und sicher fühlt.

Würde der Bundeskanzler direkt gewählt, hätte Merkel ihre Ära schon sicher. So aber muss sie ausgerechnet auf die Parteien hoffen, die ihr besonders fremd sind, auf die Piraten und die Linken. Kämen nur Union, SPD und Grüne in den Bundestag, gäbe es wahrscheinlich eine rot-grüne Regierung unter Peer Steinbrück. Auch mit der FDP könnte Merkels Amtszeit beendet sein, da eine Ampel diesmal nicht ausgeschlossen ist. Merkel drückt deshalb den Piraten und den Linken heimlich die Daumen. Kommen sie ins Parlament, läuft es auf eine Große Koalition hinaus, da niemand mit ihnen regieren will.

Dann gibt es die Generation Merkel. Das wären

Deutsche, für die es selbstverständlich ist, dass eine Frau alle anderen aussticht, dass Ostdeutsche allen anderen überlegen sein können, dass immer Krise herrscht, die meisten aber trotzdem ganz gut leben, dass Politik ohne Emotionen auskommt. Und wenn sie Teenager sind, also in zwei, drei Jahren, werden sie häufig den Satz hören oder auch selbst schon denken: Es wäre Zeit, dass mal ein anderes Gesicht in den Nachrichten auftaucht.

CORDT SCHNIBBEN, PHILIP BETHGE, JÖRG BLECH, UWE BUSE, MANFRED ERTTEL, DIETMAR HAWRANEK, THOMAS HÜETLIN, ALEXANDER JUNG, KATRIN KUNTZ, DIRK KURBJUWEIT, DIALIKA NEUFELD, PHILIPP OEHMKE, JAN PUHL, CHRISTOPH SCHEUERMANN, ELKE SCHMITTER, HILMAR SCHMUNDT, THOMAS SCHULZ, ALEXANDER SMOLTZYK, WIELAND WAGNER, BERNHARD ZAND



ANGELA MERKEL WAHLKÄMPFERIN

RICARDO VECCHIO FÜR DEN SPIEGEL

und das ist ihre Machtopion: Große Koalition. Die FDP wirkt derzeit zu schwach, als dass Merkel von einem schwarz-gelben Bündnis ausgehen könnte.

Also setzt sie auf die Sozialdemokraten, ohne das sagen zu können. Niemand tritt für eine Große Koalition an, es wird demnach auch ein Jahr der Heuchelei, aber das kennt man von Wahljahren.

Merkel nimmt eine königliche Position ein. Sie schaut auf das Treiben der anderen, rümpft manchmal die Nase, lässt sich aber höchstens zu kleinen Spitzen herab. Im Wahljahr 2013 wird sie sich als Regierende verkaufen, nicht als Kombattantin.

Zu Steinbrück wird ihr einfallen, dass er ein guter Bundesfinanzminister war, unter ihr. Dies war eine schöne Konstellation, sollen die Wähler denken: Merkel



O Tenenbom

ORTSTERMIN: Der New Yorker Theatermacher Tuvia Tenenbom wollte sein umstrittenes Buch „Allein unter Deutschen“ vorstellen.

Am 24. Dezember besuchte Tuvia Tenenbom fünf Buchläden in der Hamburger Innenstadt, um nach seinem Buch „Allein unter Deutschen“ zu sehen. Er fand nur ein einziges Exemplar. Das ist erstaunlich, denn Tenenboms Buch belegte in der Weihnachtswoche den zwölften Platz der Kultur-SPIEGEL-Paperback-Bestseller-Liste. Aber auch in den Thalia-Bestseller-Regalen fehlte sein Reisebericht aus einem furchterregenden Deutschland. In einem Regal war das Fach für die Nummer 12 einfach leer, in einem anderen stand dort „Arabiens Stunde der Wahrheit“ von Peter Scholl-Latour.

Tuvia Tenenbom existiert nicht, oder schlimmer noch: Er hat sich über Nacht in einen deutschen Nahost-Experten verwandelt. Er fotografierte die beiden Regale mit seinem Handy.

Dann schlossen die Geschäfte, und es war Weihnachten.

Tuvia Tenenbom, 55 Jahre alt, ist als Sohn eines Rabbiners in Jerusalem aufgewachsen. Weihnachten ist nicht sein Fest. Er hat nur den Namen, sagt er. O Tenenbom. Während die Deutschen sangen, aßen und tranken, versuchten Tuvia und seine Frau Isi, Tenenboms noch jungen deutschen Wikipedia-Eintrag um ein paar positive Rezensionen zu seinem Buch zu erweitern, die in den letzten Wochen in deutschen Zeitungen erschienen waren. Eine Weile ging es hin und her, dann entzog ihnen Wikipedia die Schreibrechte, sagen sie. Die Begründung des zuständigen Administrators: „Fortgesetzter Edit War“. „Kein Wille zur enzyklopädischen Mitarbeit“. Und vor allem: „Ungünstige Sozialprognose“.

Isi und Tuvia Tenenbom sitzen in einem italienischen Restaurant in der Nähe der Hamburger WG, in der sie zurzeit leben. Es ist der zweite Weihnachtsfeiertag. „Die deutschen Wikipedia-Administratoren arbeiten wie eine Gesinnungs-Gestapo“, sagt Tenenbom. Er schießt solche Sätze aus der Hüfte, pausenlos. Sie könn-

ten in seinem Buch stehen. Deshalb hat „Allein unter Deutschen“, bereits bevor es erschien, für jede Menge Streit gesorgt, und deshalb ist Tenenbom, der in New York ein kleines Theater leitet, im Moment hier. Er dachte, er werde gebraucht, um sein Buch zu verteidigen, vorzustellen, zu bewerben. Tenenbom traf Anfang Dezember in Deutschland ein und bleibt bis zum Februar. Acht Wochen nahm er sich frei. Man konnte ja damit rechnen, dass ein Mann mit seinem Temperament und diesem Thema Dauergast in deutschen

Auslandspresse in Berlin statt. Tenenbom nannte diese und jene deutsche Person des öffentlichen Lebens einen Nazi, aber niemand schrieb mit.

„Acht von zehn Deutschen sind Antisemiten“, sagte Tenenbom. Die Vertreter der Auslandspresse nickten interessiert.

Als die Berliner Hotelreservierung ablief, fuhren die Tenenboms nach Hamburg, wo Isi seit vielen Jahren zwei Zimmer in einer WG hat. Dort warteten sie, was passiert, und sendeten kleine Signale ins Land. Tenenbom forderte die Ablösung von

Volkhard Knigge als Direktor der Buchenwald-Stiftung. Die Thüringer Lokalpresse und die „Jerusalem Post“ berichteten.

Tenenbom polemisiert, kritisiert, er flucht und spottet, aber die deutsche Öffentlichkeit beachtet ihn kaum. Es ist die schlimmste Form der Kritik und die armseligste. Vielleicht finden die Deutschen Tenenbom albern, vielleicht aber haben sie Angst. Angst, Fehler zu machen.

Die Tenenboms sitzen in dem italienischen Restaurant und schauen auf die leere Straße. „Haben Sie zufällig eine Telefonnummer von Reich-Ranicki?“, fragt Isi Tenenbom.

„Oder von Günther Jauch?“ Später geht das Ehepaar noch über den Weihnachtsmarkt vor dem Rathaus, es ist früher Nachmittag, zweiter Weihnachtsfeiertag, aber die Handwerker schrauben die Marktstände bereits auseinander. Tenenbom lächelt wissend. Die verdammten Deutschen haben ja immer einen Plan.

Er lässt sich neben einem Weihnachtsbaum fotografieren und legt sich einen Tannenzweig wie eine Stola um den Hals. Die Wolken ziehen über die Alster. Am Ende gehen Isi und Tuvia Tenenbom in die WG zurück. Die Decken sind hoch, der Laptop summt, Tuvia Tenenbom raucht. Draußen vor den Fenstern rauschen die ICE in immergleicherem Rhythmus vorbei. Alles funktioniert.

Deutschland, so sieht es aus, versucht Tuvia Tenenbom auszusitzen.

ALEXANDER OSANG



Autor Tenenbom: „Wie eine Gesinnungs-Gestapo“

Talkshows ist, aber bislang ist es still um Tenenbom.

Die Premierenparty für sein Buch richtete die alte New Yorker Freundin Nina Rosenwald im Hotel Adlon aus. Sie war zum ersten Mal in Berlin, weil sie von einem Boykott gehörte hatte, mit dem Tuvia Tenenbom in Deutschland belegt worden sei, sagt sie. Es gab Champagner. Nina Rosenwald redete von der Oktoberrevolution, die ihre Mutter aus Petrograd vertrieben habe, die drei Vertreter des Suhrkamp Verlags, der Tenenboms Manuskript druckte, nachdem es Rowohlts nicht mehr wollte, hielten sich zurück. Lesungsanfragen gab es keine, womöglich wird Tenenbom Anfang Februar in der Berliner Volksbühne auftreten. Seine bislang einzige offizielle Veranstaltung fand am 14. Dezember vor einem Dutzend übermüdet aussehender Vertreter der



Opel-Modell Adam

IMAGO

AUTOINDUSTRIE

Hoffen auf Adam

Der angeschlagene Autohersteller Opel rechnet für das Jahr 2013 mit weiter sinkenden Verkaufszahlen. Die Tochterfirma des US-Konzerns General Motors plant in Europa nur noch eine Produktion von 845.000 Fahrzeugen. Das entspricht einem Rückgang von mehr als

zehn Prozent gegenüber dem ohnehin bereits schwachen Jahr 2012. Die Fabriken von Opel und der britischen Schwesterfirma Vauxhall wären damit nur noch gut zur Hälfte ausgelastet. Anlass für die pessimistische Planung ist die anhaltende Schwäche des europäischen

Automarkts. 2013 werden in Europa voraussichtlich so wenige Fahrzeuge verkauft wie seit 20 Jahren nicht mehr. Opel hofft zwar auf einen Erfolg des neuen Kleinwagens Adam, der jetzt auf den Markt kommt und von Fachzeitschriften gelobt wird. Das Opel-Management will aber nicht die Fehler des Jahres 2012 wiederholen, als die Planung zu optimistisch ausfiel. Es wurden zu viele Autos produziert, die dann von den Händlern nur mit hohen Rabatten verkauft werden konnten.

IRAK

USA verlieren Einfluss

Zehn Jahre nach Beginn des Irak-Krieges hat Amerika keinen einzigen bedeutenden Ölvertrag mit Bagdad mehr. Von der irakischen Regierung unter Druck gesetzt, will der US-Multi Exxon-Mobil seine Beteiligung an West Kurna-1, einem der größten Ölfelder der Welt, aufgeben. Interesse an der Übernahme des 50 Milliarden Dollar teuren Investments zeigt der chinesische Energieriese PetroChina: „Exxon hat seinen Anteil zum Verkauf angeboten. PetroChina ist zweifellos einer der aussichtsreichsten Kandidaten“, so Thamir Ghadban, Chefberater des ira-

kischen Ministerpräsidenten: „Die Zeit ist günstig für eine Übernahme. Sie könnte schon Anfang Januar erfolgen.“ Exxons Rückzug aus dem ölrei-

chen Südirak ist nicht freiwillig erfolgt. Er ist vielmehr eine Konsequenz der Geschäfte des US-Konzerns im kurdischen Norden des Landes: Bagdad duldet keine Separatverträge ausländischer Ölfirmen mit den autonomen Kurden. Die USA, die einst beschuldigt wurden, im Irak einen Ressourcenkrieg geführt zu haben („Blut für Öl“), spielen künftig in dem rohstoffreichen Land wohl nur noch eine schwindende Rolle. China nutzt diese Schwäche – und setzt sich dabei über die Iraker hinweg: Während PetroChina in Bagdad auf den Exxon-Rückzug spekuliert, bohrt Sinopec im kurdischen Norden nach Öl.



Ölfeld im Irak

ESSAMAL-SUDANI / AFP

KONTROLLGREMIEN

Mehr Frauen in Aufsichtsräten

Die deutschen Aufsichtsräte sind im Zeitraum von 2001 bis 2011 deutlich weiblicher geworden, außerdem stieg der Anteil an Ausländern. Das geht aus einer Untersuchung der Fachhochschule Frankfurt am Main hervor. Gleichzeitig zeigten sich deutliche Unterschiede zwischen den Kontrolleuren der Arbeitgeber- und denen der Arbeitnehmerseite: So seien Arbeitnehmervertreter deutlich schlechter qualifiziert, hätten fast nie einen Dokortitel und wesentlich seltener ein Studium absolviert, heißt es in der Studie, für die die Lebensläufe aller Aufsichtsräte der Dax-Unternehmen ausgewertet wurden. Allerdings ist der Frauenanteil unter den Vertretern der Arbeitnehmer etwa doppelt so hoch

wie bei den Arbeitgebern. Nur selten gelangen Frauen wie Ann-Kristin Achleitner, die für die Kapitalseite in den Kontrollgremien von Metro und Linde sitzt, in Aufsichtsräte. Die promovierte Wirtschaftswissenschaftlerin ist auch ansonsten wenig repräsentativ. Die Forscher stellten fest, dass der Anteil der promovierten und vorstandserfahrenen Kräfte unter den Frauen deutlich geringer ist als bei den Männern – woraus sie folgern, dass Frauen „offenbar auch mit geringeren Qualifikationen berufen werden als Männer“.



Achleitner

STEPHAN RUMPF / SÜDD. VERLAG

FINANZEN

Schäubles Taliban

Trotz gegenteiliger Behauptung treibt Wolfgang Schäuble (CDU) die Vorbereitungen für harte Sparmaßnahmen im Bundeshaushalt voran. Der Finanzminister beauftragte eine abteilungsübergreifende Arbeitsgruppe mit der Ausarbeitung der Details für einen Sanierungsplan, der den unverfänglichen Titel „Mittelfristige Haushaltsziele des Bundes“ trägt. Darin wird unter anderem vorgeschlagen, den ermäßigten Mehrwertsteuersatz abzuschaffen und die Lebensarbeitszeit zu verlängern. Vor unbequemen Empfehlungen wird auch die nun eingesetzte Taskforce nicht zurückschrecken. Der Arbeitsgruppe steht Ludger Schuknecht vor, der die Abteilung „Finanzpolitische und volkswirtschaftliche Grundsatzfragen“ leitet. Schuknecht arbeitete vor seinem Wechsel nach Berlin beim Internationalen Währungsfonds und bei der Europäischen Zentralbank. Er gilt selbst im traditionell konservativen Finanzministerium als volkswirtschaftlicher Hardliner. Mitarbeiter nennen ihn scherzhaft den „Taliban“.

TOURISMUS

„Viele wollen einfach weg“

CHRISTIAN WYRWA



TUI-Geschäftsführer Oliver Dörschuck, 39, über neue Reisetrends und die Silvester-Flucht der Deutschen

SPIEGEL: Vor Weihnachten und vor Silvester herrschte dichtes Gedränge an Bahnhöfen und Flughäfen. Wächst sich die Flucht der Deutschen vor den Festtagen zum Massenphänomen aus?

Dörschuck: Das könnte man so sehen. Urlaub zwischen den Jahren ist jedenfalls so angesagt wie nie zuvor. Die Menschen fahren nicht nur, wie früher, nach Österreich oder ins Allgäu. Fernreisen werden immer beliebter. Wir

haben zum Beispiel noch nie so viele Urlauber über Weihnachten nach Thailand, in die Karibik oder die Vereinigten Arabischen Emiraten gebracht wie jetzt gerade.

SPIEGEL: Woran liegt das?

Dörschuck: Dafür gibt es so viele Gründe, wie es Urlaubsmotive gibt. Viele wollen sich zum Jahreswechsel etwas Besonderes gönnen. Wieder andere sind eher romantisch veranlagt und wollen ein paar Tage in einer schönen Winterlandschaft verbringen. Oder sie möchten dem Weihnachtsstress entgehen: keine Hektik, nicht selber den halben Tag in der Küche stehen. Das spielt durchaus eine große Rolle.

SPIEGEL: Was sind denn die beliebtesten Ziele in diesem Jahr?

Dörschuck: Den Spitzenplatz über Weihnachten und Silvester halten weiter mit großem Abstand die Kanarischen Inseln, gefolgt von Österreich, Thailand, Ägypten und der Dominikanischen Republik.

SPIEGEL: Von Finanz- und Wirtschaftskrise also nichts zu merken?

Dörschuck: Nein, zu Weihnachten und Silvester herrscht allgemein eine hohe Konsumlaune. Das sind gute Rahmenbedingungen für ein florierendes Urlaubsgeschäft.

SPIEGEL: Aber Menschen mit Ski auf dem Weg in den Urlaub sah man deutlich seltener. Sind Skiferien vielen Familien zu teuer geworden, auch weil zunehmend reiche Urlauber aus Osteuropa in die Alpen drängen?

Dörschuck: Das kann ich so nicht sehen, unsere Robinson-Skiclubs und die TUI-best-Family-Häuser in Österreich sind seit Monaten ausgebucht. Aber Wintersporturlaub ist heute nicht mehr nur reines Skifahren. Im Trend ist eine Kombination aus Skifahren, Wellness und Wandern in der Winterlandschaft. Es gibt einen Trend zu hochwertigem und lifestyligem Urlaub. Das lassen sich die Deutschen was kosten.



GARDEL BERTRAND / HEMIS / LAIF



BMW-Präsentation auf dem Autosalon in Genf 2011: Selbst Hoffungsregionen können sich über Nacht in Krisengebiete verwandeln

KONJUNKTUR

Generation Unsicherheit

Deutsche Konzernchefs gestehen: Sie haben keine Ahnung, wie die wirtschaftliche Zukunft aussieht. Im neuen Jahr kann es steil auf- oder rapide abwärtsgehen. Aber auf alle Szenarien wollen sie ihre Unternehmen jetzt vorbereiten.

Es gibt Menschen, die sollten wissen, wie es weitergeht mit der deutschen Wirtschaft, mit Konjunktur und Arbeitsplätzen, mit den Exporten und dem Euro, mit den Preisen für Öl und andere Rohstoffe.

Die Rede ist hier nicht von den Wirtschaftsforschern, die mit ihren Orakeln doch zu oft danebenliegen. Es geht vielmehr um jene Konzernchefs, die ihre Unternehmen bislang so erfolgreich geführt haben, dass sie die Zukunft offenbar besonders gut einschätzen können.

Einer von ihnen hat sein Büro im 22. Stockwerk und kann bei gutem Wetter bis zu den Alpen blicken. Norbert Reithofer, Vorstandschef von BMW, führt den Münchner Autokonzern von einem Umsatzrekord zum nächsten. Dem Besucher erzählt er aber zuerst mal was vom Schwan, vom schwarzen Schwan.

Früher glaubten die Menschen, es gebe nur weiße Schwäne. Doch dann wurde in Australien eine schwarze Variante entdeckt, der *Cygnus atratus*. Reithofer hat seinen Vorstandskollegen das Buch „Der

Schwarze Schwan“ zur Lektüre empfohlen. Es beschreibt, dass die scheinbar unmöglichen Ereignisse eben doch eintreten. Und dass sie besonders starke Auswirkungen haben, weil niemand mit ihnen rechnet – wie beispielsweise der Zusammenbruch der US-Investmentbank Lehman Brothers 2008, der die Weltwirtschaft in die Krise stürzte.

„Ich weiß nicht, wie 2013 wird“, sagt Reithofer. In einer Zeit der Extreme sind Vorhersagen unmöglich geworden. Manche Märkte brechen fast zusammen wie

DON'T WORRY



Linde-Chef Reitzle: *Ständig muss alles noch besser, schneller und effizienter werden*

Südeuropa, andere versprechen großes Wachstum wie Brasilien, Russland, Indien und China. Aber selbst diese Hoffungsregionen können sich über Nacht in Krisengebiete verwandeln, zum Beispiel, wenn Regierungen mit neuen Gesetzen oder Zöllen den Absatz von Automobilen bremsen.

Die Zeit der Sicherheiten ist vorbei, das spürt auch Wolfgang Reitzle, der Chef von Linde. Sein Konzern, der Gase für die Mineralöl-, die Chemie- und die Lebensmittelindustrie herstellt, hat verlässlich steigende Gewinne erwirtschaftet und seinen Börsenwert in den vergangenen zehn Jahren versechsfacht. Reitzle aber sagt: „Es war noch nie so schwierig wie heute, präzise Prognosen für die künftige wirtschaftliche Entwicklung abzugeben.“

Hohes Wachstum und geringe Schwankungen zeichneten bis zur Lehman-Pleite fast ein Jahrzehnt lang die Wirtschaftsentwicklung aus. „Jetzt ist es umgekehrt.“ Zu beobachten sei nur noch geringes Wachstum, dafür aber ein heftiges Auf und Ab auf den Märkten.

Nicht nur Unternehmen wie BMW und Linde stellen fest, dass es immer schwie-

riger wird, zu planen und strategische Entscheidungen zu treffen. Auch Banken und Versicherungen, Verbraucher und Sparer haben nur eine Gewissheit: Es gibt keine Gewissheit mehr.

Die wirtschaftliche Lage ist besser als die Stimmung, hat das Institut der deutschen Wirtschaft Köln jetzt in einer Umfrage festgestellt. Aber was heißt das schon? Wenn Unternehmen und Verbraucher auf die schlechte Stimmung reagieren, wenn sie weniger investieren und weniger konsumieren, dann wird sich auch die reale Lage schnell verschlechtern.

Hinzu kommt: Die weltweite Vernetzung über Finanzmärkte und Internet beschleunigt im Boom das Wachstum, sie verschärft in der Krise aber auch Abwärtsbewegungen. Unsicherheit ist in den westlichen Industriegesellschaften das dominierende Lebensgefühl geworden.

Zwar ist in den vergangenen Wochen die Zuversicht gewachsen, dass sich die Wirtschaft 2013 erholt. Doch kräftige Rückschläge sind jederzeit möglich – sei es, weil Silvio Berlusconi in Italien an die Macht zurückkehren könnte, die Konflikte im Nahen Osten eskalieren oder

sich das Wachstum in China verlangsamt. Und was, wenn Barack Obamas Regierung die erbitterten Haushaltsstreitigkeiten einfach nicht in den Griff bekommt?

Die Frage ist deshalb nicht mehr, wie groß die Ungewissheit ist. Es geht darum, wie die Unternehmen mit dieser Ungewissheit arbeiten.

BMW-Chef Reithofer verwandelt sein Unternehmen in einen extrem flexiblen Organismus. Der Autohersteller soll auch durch unvorhersehbare Ereignisse, durch das Auftauchen schwarzer Schwäne also, nicht in ernste Gefahr geraten.

Was geschieht beispielsweise, wenn der Absatz binnen eines Jahres um 20 Prozent einbricht? Die meisten Unternehmen stürzen dann in die roten Zahlen. Sie entlassen Mitarbeiter und kürzen die Investitionen. Später dann gehen sie geschwächt aus der Krise hervor. Für BMW will Reithofer das verhindern. Deshalb hat er mit seinem Betriebsrat ein Anti-Krisen-Programm vereinbart.

Das klingt zunächst, als wolle man konjunkturelle Einbrüche einfach verbieten, hat aber eine ernste Basis: Künftig schwankt die Arbeitszeit der BMW-Beschäftigten noch stärker mit dem Absatz. Die Beschäftigten erhalten weiter den vereinbarten Monatslohn. Es werden lediglich Überstunden auf dem Arbeitszeitkonto gutgeschrieben – oder bei einer Kürzung der Produktion vom Konto abgebucht.

BMW kann in seinen Fabriken im Dreischichtbetrieb rund um die Uhr Autos produzieren lassen. Das ist der eine Extremfall. Im anderen, im Krisenfall, kann das Unternehmen die Werke bis zu fünf Wochen komplett schließen, ohne dass auch nur ein Beschäftigter seinen Job oder Teile des Lohns verliert. Die Mitarbeiter müssen für diese Auszeit den Großteil ihres Jahresurlaubs nehmen. Das ist der Preis, den sie dafür zahlen müssen, dass ihre Arbeitsplätze auch im Abschwung sicher sind.

Dem Autokonzern bietet die Vereinbarung mehrere Vorteile. Er muss in der Krise kein Geld für Abfindungen oder Sozialpläne ausgeben, um Mitarbeiter zu entlassen. Und wenn ein Aufschwung einsetzt, hat BMW sein qualifiziertes Personal noch an Bord.

So flexibel wie die Mitarbeiter sollen auch die Fabriken des Autokonzerns werden. Verändert sich die Nachfrage, kann die Montage schnell umgestellt werden von Geländewagen auf Limousinen oder umgekehrt. Auch Währungsschwankungen und Einfuhrzölle sollen BMW künftig kaum noch treffen können. Die Münchner bauen deshalb ihre Werke in den USA und in China aus und errichten eine neue Produktionsstätte in Brasilien.

Angeschoben hat der BMW-Chef viele Vorbereitungen auf solche Ernstfälle im

Jahr 2012, dem besten in der Konzerngeschichte. Das gehört zu guter Unternehmensführung. Die Bereitschaft zur Veränderung ist dann besonders gering, die Beharrungskräfte im Unternehmen sind dagegen besonders groß. Reithofer sagt: „Das kostet schon Kraft.“

Ähnlich führt Reitzle den Technologiekonzern Linde. Der Vorstandschef sagt, man könne nicht mehr wie früher einen Fünfjahresplan verabschieden und daran glauben, dass das Unternehmen auch tatsächlich dort landet. „Das funktioniert nicht mehr.“ Firmen brauchen heute „eine ganz andere Flexibilität“.

Dazu zählt auch, dass verschiedene Bereiche eines Konzerns ganz unterschiedlich geführt werden. In Wachstumsregionen muss man auf Angriff spielen und viel investieren. In stagnierenden Märkten dagegen ist Sparen angesagt.

Und ständig muss alles noch besser, noch schneller, noch effizienter werden. Das „High Performance Organisation“-Programm ist gerade abgeschlossen, da legt Reitzle ein HPO II auf, mit dem in den kommenden vier Jahren bis zu 900 Millionen Euro gespart werden sollen. Im Management gibt es manche, die nun nörgeln. Warum soll man ausgerechnet jetzt, wo alles so erfolgreich läuft, noch besser, noch schlanker werden?

Reitzle kann eine solche Haltung nicht nachvollziehen. Einerseits müsse sich der Konzern den Spielraum verschaffen, um bei günstiger Gelegenheit einen Wettbewerber wie das US-Unternehmen Lincare zu übernehmen, für den Linde rund 3,6 Milliarden Euro zahlte. Andererseits müsse man mit Frühwarnsystemen arbeiten, um „auch für den schlimmsten Fall vorbereitet“ zu sein. Im Idealfall ist ein Unternehmen dann durch keine Krise, so überraschend sie auch auftritt, ernsthaft in Gefahr zu bringen. Oder wie Reitzle sagt: Linde sei dann „unkaputtbar“.

Und es sind nicht nur einige der im Deutschen Aktienindex Dax notierten Konzerne, die sich derzeit wetterfest machen. Auch der Mittelstand rüstet sich für eine ungewisse Zukunft, beispielsweise Phoenix Contact.

Das Unternehmen ist ein „Hidden Champion“, einer der vielen deutschen Weltmarktführer, die nur wenige kennen. Von ihrem Stammsitz in Blomberg in Ostwestfalen aus setzt die Firma globale Standards für elektrische Verbindungstechnik. Jede vierte Klemme, die irgendwo auf der Welt in Schaltschränken oder

In Wachstumsregionen muss man auf Angriff spielen. In stagnierenden Märkten ist Sparen angesagt.

Geräten verdrahtet ist, stammt von Phoenix Contact.

In den vergangenen zwölf Jahren hat das Unternehmen seinen Umsatz auf mehr als 1,5 Milliarden Euro verdreifacht. Doch jetzt schwächelt das Wachstum. In China sei der Umsatz zurückgegangen, sagt Geschäftsführer Roland Bent, in Südeuropa herrsche sowieso Flaute. Was macht der Manager? Er investiert.

Im neuen Jahr eröffnet das Unternehmen in Blomberg ein Prüflabor. In der Nachbarschaft baut es ein Zentrum für die Auszubildenden. Es sind 360, so viele wie nie zuvor. Und obendrein investiert Phoenix Contact eine zweistellige Millionensumme in die Entwicklung von Lade-Steckern für Elektroautos.

Eine solche Beharrlichkeit, man könnte auch von Sturheit sprechen, ist typisch für den ostwestfälischen Mittelständler. Er hält, auch in der Krise, an seiner Strategie fest, wenn er sie für richtig hält. Die Schwächephase wird dazu genutzt, sich einen technologischen Vorsprung vor Konkurrenten zu erarbeiten.

In der Rezession im Jahre 2009 beispielsweise schafften sich die Phoenix-Ingenieure ein damals noch revolutionär neues Gerät an, einen 3-D-Drucker, der Prototypen von Steckverbindungen produziert. Seitdem können sie den Kunden ein Modell aus Kunststoff in die Hand geben, statt ihnen bloß ein Bild auf dem Monitor zu zeigen.

Phoenix Contact agiert konsequent antizyklisch: Wenn andere knausern, gehen die Blomberger in die Offensive. Der Familienbetrieb kann dies allerdings nur leisten, weil er unabhängig ist, insbesondere von Aktionären oder Banken. Phoenix Contact benötigt kein Fremdkapital.

So ähnlich wie Phoenix Contact ticken in der Generation Unsicherheit viele deutsche Weltmarktführer. Sie suchen einen eigenen Weg durch den Nebel der Finanzmarkt- und Euro-Krise. Eine verlässliche Prognose, sagt Phoenix-Contact-Chef Bent, sei ohnehin „nahezu unmöglich“.

Die Ungewissheit über die weitere Entwicklung verunsichert auch Bürger, die ihr Geld anlegen wollen. Spareinlagen bringen kaum noch Zinsen. Nach Abzug der Inflationsrate schrumpft das Vermögen sogar. Wer spart, ist der Dumme. Aber welche Alternative bleibt?

Viele kaufen eine Wohnung, ein Haus, Edelmetalle oder Aktien. Die Preise sind zum Teil bereits erheblich gestiegen. In den Ballungszentren wie München, Hamburg oder Berlin kosten Wohnungen und Häuser ein Fünftel mehr als vor zwei Jahren. Der Goldpreis hat sich in fünf Jahren nahezu verdoppelt. Der Dax erreichte vergangene Woche den höchsten Stand seit fünf Jahren.

Ewig kann das so nicht weitergehen. Seriöse Vermögensberater gestehen ihren Kunden, dass auch sie keinen sicheren Tipp für die Geldanlage haben. Sie empfehlen eine breite Streuung des Geldes auf mehrere Anlageformen. So wird zumindest das Risiko, Verluste zu erleiden, besser verteilt.

Während Anleger, Konzernbosse, Mittelständler zunehmend akzeptieren, dass auch sie nicht mehr wissen, wie die Wirtschaft sich entwickelt, lässt sich eine Berufsgruppe wenig beeindrucken von der neuen Unsicherheit: Wirtschaftsforscher. Sie erstellen weiter ihre Prognosen, als gebe es eine mathematische Formel zur Berechnung der Zukunft. Und sie lassen sich auch nicht davon irritieren, dass ihre Vorhersagen in der Vergangenheit oft danebenlagen.

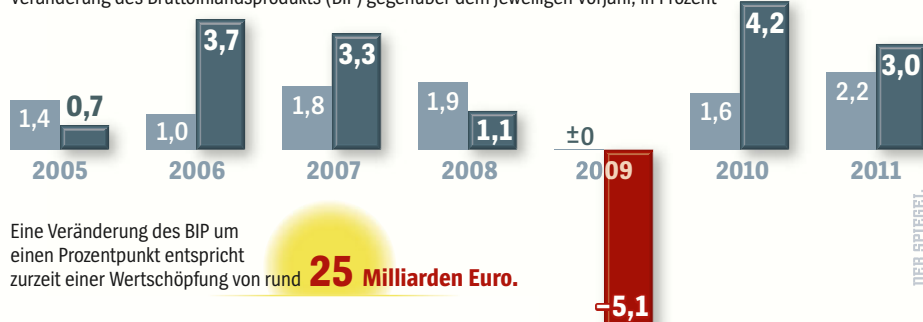
Selbst die Vereinten Nationen warnen zwar vor einer weltweiten Rezession. In ihrem Bericht „World Economic Situation and Prospects 2013“ schreibt die Uno: Das Wirtschaftswachstum könnte nahe null liegen. Aber die Experten orakeln ebenso, dass das Wachstum je nach Annahmen auch 2,4 Prozent oder sogar 3,8 Prozent betragen könnte. Alles ist möglich. Oder nichts.

Der schwarze Schwan hat übrigens sein biologisches Verbreitungsgebiet mittlerweile ausgedehnt. Er ist auch in Neuseeland heimisch geworden. Selbst in den Niederlanden sollen schon Exemplare gesichtet worden sein.

DIETMAR HAWRANEK,
MARTIN HESSE, ALEXANDER JUNG

Zuverlässig daneben

Prognosen des Sachverständigenrats und tatsächliches Wirtschaftswachstum
Veränderung des Bruttoinlandsprodukts (BIP) gegenüber dem jeweiligen Vorjahr, in Prozent



Angriff auf Siddhartha

Starbucks will Indien erobern. Doch ein lokaler Konkurrent hat seine Landsleute bereits zum Kaffeegenuss erzogen.

Fanaren ertönten, Scheinwerfer schnitten gleißende Streifen in den Nachthimmel über Mumbai. Dann erstrahlte das grüne Firmenlogo über dem Börsenviertel, wo sich tagsüber Banker und Broker drängen und nachts die Bettler im Freien schlafen. Selbst Indiens Finanzmetropole sieht eine derartige Inszenierung selten, und dabei ging es nur um die Eröffnung eines Cafés.

Die amerikanische Kaffeehauskette Starbucks wollte den Start ihrer ersten Filiale auf dem Subkontinent angemessen zelebrieren. Um die Nation der Gewürztee-trinker an Frappuccino oder einen großen Latte decaf caramel to go zu gewöhnen, hatten die Amerikaner ihr Menü sogar um Tandoori-Rollen ergänzt. Konzernchef Howard Schultz war persönlich angereist, um seinen 1,2 Milliarden potentiellen Kunden eine „wahre, einzigartige Kaffeeerfahrung“ zu versprechen.

Das war im Oktober, seither hat Starbucks mit seinem indischen Partner, der Tata-Gruppe, zwei weitere Ableger in Mumbai eröffnet, Anfang des neuen Jahres soll auch die Hauptstadt Neu-Delhi ihre erste Filiale bekommen. In einem Jahr könnten es landesweit 50 sein.

Tatsächlich kommt der US-Konzern reichlich spät auf dem indischen Wachstumsmarkt an. In China, der benachbarten asiatischen Großmacht, betreibt Starbucks immerhin schon rund 700 Stützpunkte, in Japan sind es fast tausend.

Die größte Herausforderung für den amerikanischen Kaffeebrauer in Indien sind indes nicht lokale Trinkgebräuche: Die Einheimischen sind längst auf den Weg vom Beutel zur Bohne, auch wenn sie pro Kopf nach wie vor siebenmal so viel Tee wie Kaffee konsumieren. Aber auf den Kaffeegeschmack brachte sie ein Landsmann – und der hat nicht vor, sich seinen Markt von Starbucks wegschnappen zu lassen.

V. G. Siddhartha empfängt im elften Stock seines Konzern-Hochhauses mitten in Bangalore. Aus Panoramafenstern überblickt der Chef der größten indischen Kaffeehauskette fast die ganze Stadt mit ihren kolonialen Palästen und üppigen Parks. An weißen Wänden prangt moder-



Starbucks-Filiale in Mumbai: 1,2 Milliarden potentielle Kunden

ne Kunst, und vor ihm auf dem steinernen Vorstandstisch dampft eine frischservierte Tasse Cappuccino.

„Café Coffee Day“, das Logo von Siddharthas Kette, leuchtet rot auf weißem Porzellan. Siddhartha schüttet sich eine kräftige Portion Zucker in den Kaffee, so mögen es die meisten Inder. Und der 53-Jährige mit dem offenen Hemd und dem gepflegten Schnauzbart ist sich sicher, dass niemand die Vorlieben seiner Landsleute besser kennt als er, der Herr über 1400 Cafés in 200 indischen Städten.

„A lot can happen over coffee“ („viel kann sich bei einem Kaffee ereignen“) – unter diesem Motto bewirbt Café Coffee Day fast eine halbe Million Besucher täglich in seinen rot und lila dekorierten Filialen. Und auch bei dieser Tasse Cappuccino mit Indiens Kaffeekönig entwickelt sich schnell ein spannendes Gespräch, wenngleich der Name „Starbucks“ in Siddharthas Reich nicht direkt erwähnt werden darf.

Natürlich ist die Indien-Offensive der Amerikaner hier allgegenwärtig, auch wenn der indische Boss sich betont sportlich gibt. Er sagt: „Wir begrüßen jede Gelegenheit, unsere hohen Standards stets weiter zu verbessern.“

Siddhartha glaubt zu wissen, wie seine neuen Konkurrenten ticken. Als junger

Mann ließ er sich bei der New Yorker Investmentbank Morgan Stanley zum Aktienhändler ausbilden. Seit damals wusste er, dass er später etwas mit Kaffee machen würde: Schon sein Urgroßvater baute die grünen Bohnen unter den britischen Kolonialherren an. Siddhartha kontrolliert heute einige der größten Plantagen im Land, 200 Kilometer weiter westlich betreibt er zwei große Röstereien.

Dass Indiens Kaffeeerise dann auf die Idee kam, den Subkontinent mit Cafés zu überziehen, verdankt er ausgerechnet seinem deutschen Großkunden Tchibo: Bei einem Abendessen Mitte der neunziger Jahre erzählte ihm ein Einkäufer aus Deutschland vom Erfolg der Tchibo-Filialen, prompt machte Siddhartha in der Hightech-City Bangalore seine ersten Cafés auf – mit gemütlichen Sesseln, deftig gewürzten Speisen und Gratis-Internet.

Inzwischen drängt Café Coffee Day sogar nach Europa: In Tschechien betreibt die Kette 14 Filialen, selbst in Wien, der ultimativen Kaffeehaus-Metropole, eröffneten zwei indische Coffee-Shops.

Zwar sind Cafés für Siddhartha nur ein Geschäftszweig unter mehreren: Mit insgesamt über 17 000 Beschäftigten stellt sein Konzern auch Kaffeemaschinen und Mobiliar für die Kaffeehäuser her; seine Ehefrau betreibt mehrere Ferienanlagen. Doch der Chef selbst schaut monatlich in über 40 Coffee-Shops unangekündigt nach dem Rechten: „Als Erstes überprüfe ich, ob Klos und Kühlschränke sauber sind.“

Die späte Indien-Offensive von Starbucks kann der Inder daher ziemlich gelassen verfolgen. Zumal die Kunden bei der Konkurrenz für einen mittelgroßen Cappuccino annähernd das Doppelte zahlen müssen: 115 Rupien, 1,60 Euro. Das ist etwa ein Drittel dessen, was ein durchschnittlicher Inder pro Tag verdient.

WIELAND WAGNER



Geschäftsmann Siddhartha Auf dem Weg vom Beutel zur Bohne



Premier Abe (M.) nach seiner Wahl am 26. Dezember: „Als ob ein Autofahrer, der auf eine Wand zusteuert, noch einmal richtig Gas gibt“

FINANZKRISE

Asiens Griechenland

Wohin der Euro-Raum 2013 treiben könnte, zeigt Japan: Das Land hat einen gigantischen Schuldenberg aufgetürmt – und alle geldpolitischen Prinzipien über Bord geworfen.

Tokio ist der steingewordene Konsumrausch. Die Bezirke der japanischen Hauptstadt sind quasi nach Zielgruppen sortiert: Das Stadtviertel Sugamo beispielsweise gehört den Alten. Die Rolltreppen in der U-Bahn-Station dort laufen extra langsam, die Läden auf der Einkaufsmeile Jizo-Dori bieten Spazierstöcke, Faltencremes oder Tees gegen Gelenkschmerzen an. Durch den Stadtteil Hurajuku streifen dagegen schrille Mode-Junkies, die wie Manga-Figuren geschminkt sind.

Doch die ganze Glitzerwelt ist eine Illusion. Denn das drittgrößte Industrieland der Erde lebt seit Jahren so dreist wie kein anderer Staat auf Pump. Umgerechnet elf Billionen Euro Schulden haben die japanischen Regierungen in den vergangenen Jahrzehnten angehäuft. Das

entspricht 230 Prozent der jährlichen Wirtschaftsleistung. Damit übertrifft das asiatische Land selbst Griechenland mit seinen 165 Prozent.

So ist Japan mittlerweile eine tickende Zeitbombe – und zugleich taugt das dortige Schuldendrama durchaus als Lehrstück für Europa. Seit in den neunziger Jahren ein Börsen-Crash und eine Immobilienkrise das einstige Wirtschaftswunderland erschütterten, hat es sich nie erholt. Banken mussten gerettet werden, Lebensversicherer gingen pleite. Die jährlichen Wachstumsraten sind oft erbärmlich, nicht einmal die Hälfte der Staatsausgaben ist noch von Steuereinnahmen gedeckt. Immer mehr muss auf Kredit finanziert werden. Ein Teufelskreis.

Dass diese Tragödie bislang relativ lautlos ihren Lauf nahm, liegt an einem bizar-

ren Phänomen: Japan zahlt anders als die Euro-Krisenstaaten nach wie vor kaum Zinsen für seine Darlehen. Während Griechenland zuletzt zweistellige Prozentzahlen berappen musste, liegt die Quote bei Japan bei nur 0,75 Prozent. Selbst der Euro-Primus Deutschland zahlt mehr.

Der Grund ist schlicht. Im Gegensatz zu den Euro-Ländern stehen Nippons Regierungschefs bislang bei ihren eigenen Bürgern in der Kreide: 95 Prozent der Staatsanleihen werden von den Banken und Versicherungen des Landes gekauft – mit den Spargeldern der Bevölkerung. Und die glaubt offenbar eisern daran, dass ihr Staat seine Schulden eines Tages zurückzahlen wird. Ein Perpetuum mobile der Geldbeschaffung, so scheint es.

Doch lange kann das nicht mehr gutgehen, warnen Experten. Japan drohe, das „nächste Griechenland“ zu werden, wenn die Regierung nicht gegensteuere, sagt etwa Wirtschaftspräsident Takatoshi Ito von der Universität von Tokio. Denn irgendwann geht auch den Japanern das Geld aus. Ito und ein Kollege haben ausgerechnet: Selbst wenn die Bevölkerung ihr gesamtes Vermögen in Staatsanleihen steckte, wäre in zwölf Jahren der Geldbedarf des Staatsapparats nicht mehr gedeckt.

Wer aber soll dann einspringen? „Wenn Japan im Ausland nach Anlegern suchen

muss, ist eine Schuldenkrise unvermeidlich“, prophezeit Commerzbank-Chefvolkswirt Jörg Krämer.

Der Mann, der das Desaster verhindern soll, residiert in einem Gebäude, das zwischen den gläsernen Wolkenkratzern seiner Nachbarschaft wie eine altertümliche Trutzburg wirkt: Die Mauern der japanischen Notenbank in Tokio sind aus schweren, grauen Steinen und geschmückt mit dicken Säulen und Giebeln.

Doch der Eindruck einer uneinnehmbaren Festung täuscht. Der japanische Notenbankchef Masaaki Shirakawa, 63, ein schmaler Mann mit Seitenscheitel und stockendem Englisch, verteidigt nicht einmal mehr die ehrnen geldpolitischen Prinzipien, die westliche Kollegen wie Bundesbank-Chef Jens Weidmann noch immer predigen. Stattdessen lässt Shirakawa Geld drucken, um die Wirtschaft anzukurbeln.

Seine Notenbank hat seit 2011 gigantische Notprogramme im Wert von mittlerweile 900 Milliarden Euro aufgelegt. Zum Vergleich: Der Euro-Rettungsschirm, den alle Euro-Staaten zusammen finanzieren, beträgt lediglich 700 Milliarden Euro.

Der Zins, zu dem Banken sich bei der Bank of Japan Geld leihen können, liegt ohnehin längst bei fast null. Damit macht Shirakawa genau das, was vor allem südeuropäische Politiker derzeit von der Europäischen Zentralbank verlangen: Er finanziert de facto den Staat, zumindest über Umwege, auch wenn er diesen Vorwurf natürlich weit von sich weist.

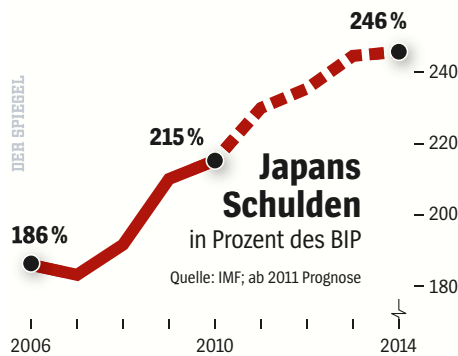
Geholfen hat sein Einsatz bislang indes wenig. „Im Moment ist der Effekt unserer Geldpolitik auf die Wirtschaft sehr begrenzt“, gesteht er. Das billige Geld bleibt bei den Banken stecken und fließt einfach nicht weiter in die Realwirtschaft.

„Liquidität gibt es in Hülle und Fülle, die Zinsen sind sehr niedrig – und trotzdem nutzen Firmen diese Konditionen nicht“, sagt Shirakawa. Die Rendite auf Investments sei einfach zu niedrig.

Shirakawa sitzt steif in einem schwarzen Ledersessel, den Rücken durchgedrückt, die Beine übereinandergeschlagen. Jedes seiner Worte wägt er ab.

Der Notenbankchef, der sich im Frühjahr in die Rente verabschiedet, steht schwer unter Druck. Die Regierung des frischgewählten rechtskonservativen Premiers Shinzo Abe hat ihn kürzlich unverblümt aufgefordert, noch mehr Geld zu drucken. Am zweiten Weihnachtsfeiertag fand Abes Vereidigung statt.

Der Premier will ein neues, riesiges Konjunkturprogramm über umgerechnet 91 Milliarden Euro starten. Vor allem über Staatsinvestitionen in den Bausektor soll die Wirtschaft wieder befeuert werden. Shirakawa soll parallel „unbegrenzt Geld in die Wirtschaft pumpen“, hat Abe bereits angekündigt. Sollte die Notenbank nicht mitmachen, will er sogar das Gesetz



Notenbankchef Shirakawa
Tickende Zeitbombe

ändern und die Notenbank unter politische Kuratel stellen.

Ökonomen halten von solchen Ideen wenig: „Das ist so, als ob ein Autofahrer, der auf eine Wand zusteuert, noch einmal vorher richtig Gas gibt“, sagt Ökonom Krämer trocken. Klaus-Jürgen Gern, Asien-Experte am Institut für Weltwirtschaft in Kiel, spricht von „purer Hilflosigkeit“.

Notenbankchef Shirakawa weiß offenbar selbst nicht, wie er reagieren soll. Vier Tage nach dem Wahlsieg Abes gab er anscheinend nach und stockte sein Notprogramm zum Aufkauf von Staatsanleihen und Wertpapieren um weitere 90 Milliarden Euro auf. Beobachter sprachen von einem Weihnachtsgeschenk für den herrischen Wahlsieger.

Gleichzeitig ist auch Shirakawa offenbar bewusst, dass er womöglich schlechtem Geld nur gutes hinterherwirft – auch wenn er das nach japanischer Tradition allenfalls mit gedrechselten Höflichkeiten zuzigt.

Geldpolitik sei nur ein Mittel, „um Zeit zu kaufen“, sagt er. „Sie kann das Leiden verringern. Aber die Regierung muss gleichzeitig Reformen umsetzen.“

Sämtliche politischen Versuche allerdings, die überregulierte Wirtschaft zu

aktivieren, sind in den vergangenen Jahrzehnten gescheitert. Im Einzelhandel etwa sind die Abläufe mittlerweile hoffnungslos altbacken. Viele IT-Revolutionen seien verschlafen worden, weil man „durch extreme staatliche Regulierung möglichst viele Arbeitsplätze erhalten möchte“, sagt Martin Schulz, der seit dem Jahr 2000 bei der Tokioter Ideenschmiede Fujitsu Research Institute arbeitet.

Selbst den Plan seiner Vorgänger, die Mehrwertsteuer in mehreren Schritten von fünf auf zehn Prozent anzuheben, will Wahlsieger Abe nun möglicherweise kassieren.

„Wenn wir die nötigen fiskalischen Reformen nicht umsetzen, dann werden die Zinsen auf japanische Staatsanleihen irgendwann steigen“, warnt Notenbanker Shirakawa.

Das wäre, als ob man eine Karte mitten aus einem Kartenhaus zieht. Denn die Regierung gibt schon jetzt ein Viertel des jährlichen Budgets für den Schuldendienst aus. Wenn sie höhere Zinsen für frisches Geld zahlen müsste, würde der Schuldenberg noch rasanter wachsen.

Ein „potentielles Risiko“ sind außerdem die „großen Mengen an Staatsanleihen, die im Banksektor liegen“, wie es Notenbankchef Shirakawa vornehm ausdrückt. Wenn die Zinsen aus irgendeinem Grund in die Höhe schnellten, könnte das die Stabilität des Bereichs gefährden.

Das wäre wohl spätestens der Zeitpunkt, da die Krise über die Landesgrenzen hinweg ausstrahlen würde. Hierzu lande eher unbekannte Geldhäuser wie die Mitsubishi UFJ sind immerhin international vernetzte Mega-Institute, die die ganze Finanzwelt ins Wanken bringen können.

Die Folgen einer japanischen Schuldenkrise sind deshalb kaum abschätzbar. Wissenschaftler Schulz ist zwar überzeugt: Zum „großen Krach“ werde es nicht kommen. Weil die japanischen Gläubiger aus reinem Selbstschutz Anleihen allenfalls nach und nach auf den Markt bringen werden, werde es in den nächsten Jahren eher „viele kleine Krisen geben“. Spielraum zum Gegensteuern sehen er und andere Ökonomen bei den Steuern, die in Japan noch relativ niedrig sind.

Commerzbank-Ökonom Krämer aber warnt, eine Schuldenkrise Japans zu unterschätzen. „Der psychologische Effekt dürfte der gefährlichste sein“, sagt er. Was etwa, wenn Investoren dann auch dem zweiten großen Schuldenstaat der Welt plötzlich misstrauten, den USA?

„Japan ist immerhin eine der größten Industrienationen der Welt, und der Yen ist eine wichtige Währung im internationalen Zahlungsverkehr“, sagt Asien-Experte Gern. „Wenn das alles aus dem Ruder läuft, dann hat die Welt ein richtiges Problem.“

ANNE SEITH

„Occupy war Event-Philosophie“

Banker sind das Feindbild Nummer eins. Alexander Dibelius gilt als einer der einflussreichsten Vertreter der Branche. Wie schaut so einer auf all die Skandale?



Manager Dibelius

BERT BOSTELMANN / BILDFOLIO / DER SPIEGEL

Ein Dezember-Nachmittag im 60. Stock des Messeturms in Frankfurt am Main. Lackiertes Holz. Thermoskannenkaffee. Keksmischung. Der Himmel ist so trübe, dass in den Büros der benachbarten Hochhäuser schon um 15 Uhr die ersten Neonröhren leuchten. Die Banken hier sind das große Feindbild einer Gesellschaft geworden, die den Märkten und dem Kapitalismus neuerdings misstraut. Das global vielleicht mächtigste Geldinstitut ist Goldman Sachs – mit einer Bilanzsumme von 949 Milliarden Dollar Mythos und Machtfaktor zugleich. Alexander Dibelius, 53, ist Europa-Statthalter von Goldman: Einser-Abiturient, Ex-Chirurg, Ex-McKinsey-Berater, der oft einen Schritt schneller zu sein scheint als das Geraune um seine Deals. Mal hat er die feindliche Übernah-

me von Mannesmann durch Vodafone eingefädelt, mal die Fusion von Daimler und Chrysler, später die Rückabwicklung des Desasters gleich mit.

SPIEGEL: Herr Dibelius, wohl keine andere Branche hat 2012 so drastisch an Ansehen verloren wie das Finanzgewerbe – wieder einmal.

Dibelius: Ich würde sagen, wir stecken mitten in der Aufarbeitung einer dramatischen Finanzkrise. Wenn viele Leute viel Geld verloren haben, liegt es auf der Hand, dass das untersucht wird. Parallel haben wir auch in der Finanzindustrie selbst damit angefangen, unsere eigene Rolle zu hinterfragen. Schmerzhaftes Selbsterkenntnis und entsprechend bittere Konsequenzen können da nicht ausbleiben.

SPIEGEL: Überall hagelt es Vorwürfe, Ermittlungen, Affären, Prozesse und Razzien wie zuletzt bei der Deutschen Bank. Auch Ihr Haus war mehrfach in den Schlagzeilen. Kunden warfen Goldman Betrug vor, der Börsenaufsicht in den USA wurden 550 Millionen Dollar gezahlt, damit sie entsprechende Untersuchungen ruhen lässt.

Dibelius: Als Marktführer ist man nicht nur der Erste, wenn's gut läuft. Auch wenn die Branche insgesamt in die Kritik gerät, ist man schnell an vorderster Front dabei.

SPIEGEL: Zuletzt kam noch der New Yorker Ex-Goldman-Angestellte Greg Smith und schrieb ein Buch über das Innenleben Ihrer Bank. Wie fanden Sie's?

Dibelius: Ich habe es nur auszugsweise gelesen und fand die Lektüre eher ermüdend. Es war weder neu noch skandal-

Verzocktes Vertrauen

Große Bankskandale 2012

J.P.Morgan

Im Mai fliegt der Skandal um den „Wal von London“ auf: Der Londoner Händler Bruno Iksil jonglierte mit Milliardensummen und ging riskante Wetten mit Kreditderivaten ein. Verlust für die Bank: rund sechs Mrd. \$.

Deutsche Bank



Wegen Verdachts auf Steuerbetrug mit CO₂-Zertifikaten findet bei der Deutschen Bank Mitte Dezember eine Großrazzia statt. Auch gegen Co-Chef Jürgen Fitschen und Finanzvorstand Stefan Krause wird ermittelt. • Die Bank verliert den Kirch-Prozess und muss den Erben des Medienmoguls Schadensersatz zahlen. Darauf folgt eine weitere Razzia wegen Verdachts auf Prozessbetrug. • Auch im Skandal um die Manipulation des Interbankenzinses Libor wird weiterhin gegen die Deutsche Bank ermittelt.



Im November wird die Bank zu einer Millionenstrafe verurteilt: Schwere Kontrollmängel hatten es dem Händler Kweku Adoboli ermöglicht, mit unautorisierten Geschäften Verluste von 2,3 Mrd. \$ zu machen. • Für ihre Verstrickung in den Libor-Skandal muss die Schweizer Bank im Dezember fast 1,2 Mrd. € an Aufsichtsbehörden in den USA, Großbritannien und der Schweiz zahlen.

trächtig. Wenn das die Verrottetheit unserer Bank oder gar der Branche beweisen sollte, würde ich sagen: Thema verfehlt!

SPIEGEL: Smith beschreibt ein Milieu arroganter Zocker, die ihre Kunden in internen Mails gern als Blödmänner titulieren.

Dibelius: Seine Darstellungen waren teils nur schwer oder gar nicht zu verifizieren. Wir haben Millionen von Mails untersuchen lassen und keine Belege für seine Vorwürfe gefunden. Smith war offensichtlich unzufrieden mit seiner Bezahlung und Karriereperspektive. Ich glaube, das waren mehr als alles andere seine Beweggründe, dieses Buch zu schreiben. Das Problem ist aus meiner Sicht ein anderes: Dieses Buch unterstützt ungewollt und indirekt jenen Mythos, gegen den wir arbeiten ...

SPIEGEL: ... den Mythos, dass im Goldman-Pool die gefährlichsten Haie schwimmen?

Dibelius: Solche Storys führen schlicht in die Irre. Selbst beim SPIEGEL kündigen wohl gelegentlich Leute, die mit der Führung Ihres Blattes nicht einverstanden sind. Die schaffen es mit einem bösen offenen Brief indes eher selten auf die Titelseite der „New York Times“.

SPIEGEL: Nach der Veröffentlichung des Buchs ist der Börsenwert von Goldman an nur einem Tag um 1,8 Milliarden Dollar abgesackt. Der Verlust von so viel Geld schmerzt Sie im Zweifel sicher mehr als der Imageschaden.

Dibelius: Täuschen Sie sich bitte nicht! Die drei wichtigsten Assets, die wir haben, sind unsere Reputation, unsere Mitarbeiter und unser Kapital. Wenn eines davon verlorengeht, ist es unterschiedlich schwierig, Ersatz zu finden. Glaubwürdigkeit ist sicherlich am schwierigsten wiederherzustellen.

SPIEGEL: Vor drei Jahren haben Sie sich in einem Gespräch mit uns sehr schuld-bewusst präsentiert, eine Rolle, die Ihnen viele in der Branche nicht abnahmen.

Dibelius: Ja, leider. Aber das ist ja das Problem: mangelndes Vertrauen in die Branche und mangelnde Glaubwürdigkeit ihrer Vertreter. Das werden wir nur über die Zeit verändern können. Das sollte mich aber dennoch nicht davon abhalten können zu sagen, was ich meine.

SPIEGEL: Sie forderten sogar „kollektive Demut“. Geändert hat sich nichts.

Dibelius: Ich finde schon. Wir Banken halten mehr Eigenkapital vor. Mehr Liquidität. Die Zeiten 25-prozentiger Renditeansprüche, wie sie hier und da formuliert wurden, sind unwiederbringlich vorbei. Das gesamte Bonussystem wurde überdacht.

SPIEGEL: Lange hielt Ihre eigene Demut nicht an. Eineinhalb Jahre nach dem Interview gaben Sie zu Protokoll, Banken hätten als privatwirtschaftliche Unternehmen keine Verpflichtung, das Gemeinwohl zu fördern.

Dibelius: Das ist nicht richtig. Dieses aus dem Englischen übersetzte und aus dem Zusammenhang gerissene und damit irreführende Zitat lautete: „Banken, besonders privat geführte, haben keine öffentlich-rechtliche Aufgabe.“ Dies hatte ich im Zusammenhang mit der Kreditvergabe durch Banken zu nicht risikoadäquaten Kreditkosten gesagt, und gerade das hat ja auch zur Finanz- und Bankenkrise beigetragen. Noch mal: Es hat sich eine Menge geändert. Sowohl an den Regeln für unsere Industrie als auch an unserem Bewusstsein. Und wir sagen nicht, dass wir keine Fehler gemacht haben. Ich sehe sie nur in einer anderen Dimension, nicht unbedingt in der von justitiablem Fehlverhalten, sondern in einer moralischen. Wir haben früher sicher eher gedacht, dass etwas, was legal ist, auch legitim sein muss. Da haben wir uns verändert. Nicht alles, was gemacht werden darf, muss auch gemacht werden.

SPIEGEL: Viele Menschen fragen sich mittlerweile, wozu man Banken wie Ihre überhaupt braucht.

Dibelius: Auf dem Deutschen Juristentag hat Jürgen Habermas eine kluge Rede gehalten. Seiner Ansicht nach gibt es zwei Bereiche, die Freiheit konstituieren: das politische System und Märkte, auf denen jeden Tag dezentral Unmengen von individuellen Entscheidungen getroffen werden. Beide sind letztlich Bühnen, auf denen Freiheit erlebbar wird.

SPIEGEL: Müssen wir uns Sorgen machen, wenn jemand wie Sie anfängt, sich auf Habermas zu berufen?

Dibelius: Mit Verlaub, das ist auch so ein Klischee, dass einer wie ich nur mit Geld und Zahlen zu tun hat.

SPIEGEL: Aber Sie wollen doch wohl nicht behaupten, dass die Freiheit der Finanzmärkte eine Voraussetzung für die Freiheit der Politik ist.

Dibelius: Nein, nein. Um es mal logisch zu verkürzen: Investmentbanken wie wir bringen Angebot und Nachfrage auf bestimmten Märkten zusammen. Märkte sind konstitutiv für Freiheit, wenn auch nicht allein. In einem Rechtsstaat befinden sie sich mit der Politik in einer wechselseitigen Balance. Habermas behauptet da nun, die Politik habe sich in den vergangenen Jahren von diesen Märkten in ihrem Gestaltungswillen zu sehr an den Rand drängen lassen. Das ist zwar nicht meine Meinung, aber auch ich halte die Existenz von Märkten für konstitutiv für Freiheit.

SPIEGEL: Jetzt klingen Sie fast wie Goldman-Sachs-Chef Lloyd Blankfein, der mal gesagt hat, er erfülle nur „Gottes Werk“.

Dibelius: Diese Bemerkung, das sollten auch Sie wissen, wurde im Scherz gemacht. Mit Freiheit ist auch Verantwortung verbunden. Darüber wird in der Finanzindustrie zumindest bei jenen Kollegen mittlerweile nachgedacht, die einen gewissen intellektuellen Tiefgang für sich beanspruchen können.

SPIEGEL: Ob es als Vermittler auf diesen Märkten unbedingt Investmentbanker braucht, bezweifeln wir. Ein Report des „Rolling Stone“ nannte Ihr Haus mal ...

Dibelius: ... ja, ja, einen Kraken ...

SPIEGEL: ... der das Gesicht der Menschheit fest umklammere.

Dibelius: Ich bin der festen Überzeugung, dass man eine Dienstleistung wie unsere nicht verkaufen könnte, wenn sie nicht zugleich einen Mehrwert schaffen würde. Oder klarer: Goldman Sachs hätte sonst wohl kaum schon seit 1869 Bestand. Indem wir unseren Klienten helfen, ihre unternehmerischen Ziele zu finanzieren oder ihre Investments zu tätigen, leisten wir einen zentralen Beitrag zu Wachstum, Beschäftigung und Wohlstand in einer sich immer stärker globalisierenden Welt.

SPIEGEL: Banker sind ziemlich gut darin, ihren Ratschlag als unerlässlich zu verkaufen, und verdienen dann kräftig mit.

Dibelius: Ja und? Firmen wie Amazon, Google, Facebook; Wachstum, neue Ideen, Fortschritt – das alles wäre gar

Das Gespräch führten die Redakteure Anne Seith und Thomas Tuma.

HSBC

Geldwäsche-Skandal: Die britische Bank zahlt 1,9 Mrd. \$, um Untersuchungen durch amerikanische Behörden zu entgehen. Laut US-Senat sollen HSBC-Filialen beim Transfer dubioser Gelder aus Ländern wie Mexiko, Iran oder Saudi-Arabien in die USA geholfen und so Drogenhandel und Terrorfinanzierung unterstützt haben.

BARCLAYS

Im Juni wird der Bank von britischen und US-amerikanischen Behörden im Libor-Skandal eine Strafe in Höhe von 450 Mio. \$ auferlegt. Händler sollen den wichtigen Referenzzinssatz jahrelang manipuliert haben, um Handelsgewinne zu erzielen. Bankchef Robert Diamond und der Chef des Verwaltungsrats, Markus Agius, treten zurück.

Goldman Sachs

Im April zahlt die US-Investmentbank in einem Vergleich mit der amerikanischen Börsenaufsicht SEC eine Millionenstrafe: Goldman soll Kunden verbotenerweise Anlagetipps gegeben haben. • Im September muss die Bank wegen verdeckter Wahlkampfhilfe erneut Millionen zahlen: Ein Mitarbeiter soll einen Gouverneurskandidaten im Wahlkampf unterstützt haben, um an Geschäfte heranzukommen.

nicht möglich ohne Märkte, die Geldströme und Investoren dorthin leiten, wo sie einen produktiven Mehrwert leisten. In einer immer komplexer werdenden Welt gibt es zwei Entwicklungen: Zum einen werden einfache Transaktionen automatisiert, schnelle Aktiengeschäfte beispielsweise. Auf der anderen Seite benötigen Sie eine Art Kurator.

SPIEGEL: Finanzwirtschaft ist doch keine Kunst ...

Dibelius: ... braucht aber in einem immer komplexer werdenden Umfeld ebenfalls Experten, Wegweiser, die Ihnen sagen können, welche Möglichkeiten sich aus welchen Entwicklungen in der ganzen Welt ergeben und wie man das nutzen kann. Insofern haben wir Banker auch eine Art Kuratorenfunktion, worüber Sie jetzt sicher lachen.

ein Geschäft einfädelt: Sitzt da der gute Bauer oder der böse Spekulant, oder sitzen da vielleicht beide in einer Person, weil ja unter Umständen auch der Bauer auf die Wetterentwicklung spekulieren könnte? Eine Wette aufs Wetter mit realwirtschaftlichem Hintergrund sozusagen. Gibt es also die gute und die böse Spekulation, und wie wickle ich die Gewissensprüfung an Märkten ab?

SPIEGEL: Man könnte Spekulation generell verbieten und auch dem Bauern nur die Risikoabsicherung erlauben, mehr nicht.

Dibelius: Irgendjemand muss diesem Bauern sein Risiko doch abkaufen, wenn er sich absichern will – das kann nur ein Spekulant sein. Und wer entscheidet denn, wo Spekulation anfängt? Oder schaffe ich die Märkte gleich ganz ab, weil es dann keine Spekulation mehr gibt und ich ent-

Industrie war da doch sehr oberflächlich und Folie für alte Ressentiments.

SPIEGEL: Wir machen „Jobs, die wir haben, und kaufen dann Scheiße, die wir nicht brauchen“, sagt der Protagonist Tyler Durden im Film „Fight Club“. Haben Sie sich je so gefühlt?

Dibelius: Ich konsumiere vergleichsweise wenig.

SPIEGEL: Konnten Sie sich in dieser Krise mal neben sich stellen und fragen: Wo ist dieser Kapitalismus pervertiert?

Dibelius: Das mache ich nicht nur hier, auch wenn Kapitalismuskritik wieder merkwürdig en vogue ist. Sicher, die alte Dialektik ist ja nicht mehr so gegenwärtig. Umso leidenschaftlicher beschäftigt man sich nun mit sich selbst, bis in gutbürgerliche Kreise hinein. Der Kapitalismus ist dennoch lebendig und wird sich vor allem



Occupy-Protest in New York im Mai: „Folie für alte Ressentiments“

SPIEGEL: Stimmt, weil sich zu oft gezeigt hat, dass Banker eben nicht zuerst den Vorteil ihrer Kunden im Blick haben, sondern die eigenen Boni. Auch Goldman ist durchaus kreativ darin, stets neue Geschäftsfelder zu entdecken. Das Geschäft mit Rohstoffen wird beispielsweise immer wichtiger für Institute wie Ihres.

Dibelius: Und auch da wird ja gern sofort die moralische Verwerflichkeit begrifflich bemüht, die aber als Metabegriff nicht weiter definiert oder differenziert wird. Was ist denn moralisch im Rohstoffgeschäft, was nicht? Ist es unmoralisch, Bauern eine Möglichkeit zu bieten, sich gegen schlechte Witterung und schlechte Ernten abzusichern?

SPIEGEL: Klar ist das gut, aber wenn jemand mit Rohstoffspekulationen nur Geld verdienen möchte und dabei die Preise derart befeuert, dass arme Schichten sich Grundnahrungsmittel nicht mehr leisten können, ist das nicht in Ordnung.

Dibelius: Es gibt keine Beweise, die diese Hypothese stützen würden. Banken an der Schnittstelle zwischen Angebot und Nachfrage können außerdem gar nicht wissen, mit welcher Zielsetzung jemand

sprechende Risikoversorge dem Staat überlasse? Diese Gesellschaftsmodelle sind für uns alle doch sichtbar gescheitert.

SPIEGEL: Auch das Geschäftsmodell Ihrer Branche ändert sich gerade drastisch ...

Dibelius: ... was zunächst weniger mit Ethik, sondern viel mit Wettbewerbsfähigkeit und Regulierung zu tun hat.

SPIEGEL: Viele Investmentbanken werfen Leute raus. Wie geht's Ihrem Haus?

Dibelius: Wir hatten in der Spitze mal rund 35 000 Mitarbeiter, zurzeit sind es noch etwa 32 000. Damit haben wir uns nach unserer Ansicht zunächst ausreichend auf die neuen Verhältnisse eingestellt. Aber niemand kann ausschließen, dass weitere Personalmaßnahmen notwendig werden. Wir sind eine sehr zyklische Industrie. Das weiß jeder, der einen Job im Investmentbanking annimmt.

SPIEGEL: Nicht nur Ihrer Branche geht's schlecht – sogar Ihren Kritikern bei Occupy. Was empfinden Sie angesichts des Niedergangs der gerade noch so starken Bewegung – Genugtuung, Melancholie?

Dibelius: Occupy war eher Ausdruck einer zeitgeistigen Event-Philosophie. Die kritische Auseinandersetzung mit unserer

in seinen sozialen Dimensionen weiterentwickeln ...

SPIEGEL: ... wie Goldman? Wir haben den Eindruck, dass Ihr Haus überall mitmisch. Wenn mal was schiefgeht, zahlt man ein paar hundert Millionen und sucht sich eben neue Betätigungsfelder.

Dibelius: Sie sollten schon unterscheiden zwischen Finanzindustrie, Investmentbanken und unserem Unternehmen. Weil an der Uni Göttingen Transplantationsorgane nach fragwürdigen Kriterien zugeteilt wurden, zweifelt ja auch niemand die Behandlungsmethode als solche an oder stellt alle Organtransplanteure, geschweige denn die gesamte Ärzteschaft, an den Pranger. Und bitte vergessen Sie nicht: Die Geschäftspartner von Goldman Sachs sind kluge und erfahrene Marktteilnehmer – Konzerne, institutionelle Investoren oder die öffentliche Hand. Glauben Sie doch nicht, dass die sich über den Tisch ziehen lassen, wie das immer suggeriert wird! Als Dienstleister sind wir nur erfolgreich, wenn auch unsere Klienten gewinnen.

SPIEGEL: Sie machen sich gern klein, wenn Sie sich als Dienstleister definieren. Das passt aber wiederum nicht zur Höhe Ihrer

Gagen und zum Einfluss, den Leute wie Sie in der Wirtschaft oder Politik haben.
Dibelius: Ich bezweifle, dass meine Branche eine solch enorme Macht hat. Die haben eher große Investoren und Fondsmanager, die zu bestimmten Zeitpunkten an bestimmte Entwicklungen glauben.

SPIEGEL: Banker wie Sie jonglieren bisweilen mit Milliardensummen.

Dibelius: Schon das „Jonglieren“ stört mich.

SPIEGEL: Wäre Ihnen „Agieren“ lieber? Jedenfalls scheint es uns angesichts der schieren Dimensionen fast zwingend, dass es gelegentlich zum GAU kommt.

Dibelius: Interessanter Gedanke. Sie fragen also, ob man moralisch umso verworfener oder gar kriminell wird, je näher man dem großen Geld ist?

SPIEGEL: So hatten wir's gar nicht gemeint.

muss sich immer seiner Verantwortung und der Konsequenzen individueller Fehlleistungen bewusst sein. Ob ich in einer Autowerkstatt Bremsen repariere, ob ich einen Airbus steuere oder eine Firmenfusion koordiniere.

SPIEGEL: In den globalen Handelsräumen sind vor allem junge Männer aktiv.

Dibelius: Stimmt. Darüber gibt's mittlerweile sogar Studien, die zu dem Ergebnis kommen: Das Risiko würde besser gemanagt, wenn dort mehr Frauen aktiv wären. Ich könnte mir vorstellen, dass mit einem höheren Frauenanteil Entscheidungen anders getroffen würden; auch deshalb setzen wir uns für Diversität im Unternehmen ein.

SPIEGEL: Die Finanzbranche braucht den Testosteron-Überschuss der Händler also gar nicht?

Wechsel war der erste – von der Herzchirurgie zur Unternehmensberatung McKinsey. Meine Perspektive als junger Arzt war, in den nächsten 20 Jahren jeden Tag mehr oder weniger dasselbe zu machen. Ich hatte aber das Bedürfnis, wenigstens für ein Jahr noch mal etwas anderes zu tun. Damals las ich zufällig im „manager magazin“ eine Story über McKinsey ...

SPIEGEL: „Die eiskalte Elite“ hieß der Text. Das hat Sie angelockt?

Dibelius: Nein, ich fand faszinierend, dass McKinsey in so unterschiedlichen Bereichen aktiv ist. Deshalb habe ich die kontaktiert, dachte aber: Einen Arzt werden die wohl kaum nehmen. Es kam anders.

SPIEGEL: Sie entstammen einer Familie evangelischer Theologen. Welche Rolle spielt Kirche noch für Sie?



Bankchefs bei Anhörung in Washington*: „Schmerzhaftes Selbsterkenntnis“

Dibelius: Fehlleistungen in jedem sozialen System haben zwei Quellen: Entweder man wusste es kollektiv nicht besser, oder Einzelne haben aktiv falsch gehandelt – etwa um sich persönliche Vorteile zu Lasten der Gemeinschaft zu verschaffen –, oder beides zusammen. Vor der Finanzkrise fand dies in unserer Branche eher im Verborgenen statt. In der jetzigen Phase einer gewissermaßen neuen gesellschaftlichen Aufklärung in Finanzmarkttingen kommen sie schneller ans Licht. Das ist gut so.

SPIEGEL: Der Londoner UBS-Händler Kweku Adoboli wurde verurteilt, weil er 2,3 Milliarden Dollar verzoockt hat. Er ist erst 32 Jahre alt.

Dibelius: Und wenn ein junger Arzt Mitte zwanzig einen Fehler an der Herz-Lungen-Maschine macht und einen Patienten verliert? Was ist schlimmer?

SPIEGEL: Das können Sie ja nun nicht gegenseitig aufrechnen.

Dibelius: Mache ich auch nicht. Fehler sind aber trotzdem keine Altersfrage. Man

Dibelius: Nein, zumal ich den gar nicht sehe. Es sind harte Jobs unter großem Druck, die Frauengenauso wie Männer machen können.

SPIEGEL: Sie selbst sollen sich mal auf dem Weg zu einem Kunden mit dem Auto überschlagen haben, aus dem Wrack gekrochen sein und den nächstbesten anhaltenden Fahrer gebeten haben, Sie mitzunehmen. Der Termin warte.

Dibelius: Immer diese alten Geschichten. Was hätten Sie gemacht? Es geht darum, in kritischen Situationen rationale Entscheidungen zu treffen.

SPIEGEL: Ihr eigener biografischer Eintrag bei Wikipedia ist umfangreicher als der von vielen Staatsmännern ...

Dibelius: ... wofür ich nichts kann. Ich habe mir das mal angeschaut und mich über manche Fehler geärgert. Andererseits würde ich nie intervenieren. Profilkletterung wäre dann wohl noch peinlicher als einige immer wieder abgeschriebene Falschaussagen.

SPIEGEL: Bei Wikipedia steht über Sie, dass Sie einst aus „pekuniären Gründen“ zu Goldman Sachs gewechselt seien.

Dibelius: Sehen Sie, das ist zum Beispiel totaler Quatsch. Mein wichtigerer

Dibelius: Der Glaube an Gott, wie ihn diese Kirche zu institutionalisieren versucht, ist für mich keine relevante Dimension in meiner Lebenserfahrung und -einstellung. Aber Demut und Respekt für Schöpfung und Leben, die Begeisterung an der Natur und ihren Entwicklungen, die empfinde ich – auch auf eine von der Ratio unabhängige Weise.

SPIEGEL: Mal ehrlich: Hat jemand wie Sie noch Kontakt zu normalen Menschen?

Dibelius: Was ist das für eine Frage? Natürlich, selbst wenn man viel unterwegs ist, bedeutet das ja nicht zwangsläufig, dass man von den, wie Sie sagen, „normalen“ Leuten isoliert ist. Wie zum Beispiel jetzt an Weihnachten beim Skifahren mit meinen Freunden in Tirol.

SPIEGEL: Drängeln Sie am Lift?

Dibelius: Sie haben ein völlig falsches Bild von mir. Sicher bin ich ehrgeizig, aber das muss nicht heißen, immer vorn zu stehen. Was die Lift-Frage angeht: Sie müssen einfach die Staus vermeiden, das Skigebiet gut kennen und wissen, wann wo weniger los ist. Kontrazyklisch agieren – darum geht's auch hier.

SPIEGEL: Herr Dibelius, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Lloyd Blankfein (Goldman Sachs), James Dimon (JPMorgan Chase), John Mack (Morgan Stanley), Brian Moynihan (Bank of America) am 13. Januar 2010.

A close-up photograph of a man and a woman inside a car. The man, on the left, is looking towards the camera with a slight smile. The woman, on the right, is wearing a blue headscarf with a pattern and looking off to the side. The car's interior, including the dashboard and rearview mirror, is visible in the background.

SPIEGEL
GESCHICHTE

**Die neuen Nazis –
rechts, dumpf, tot**

Ab 2.1.2013, mittwochs 20.15 Uhr

www.spiegel-geschichte.tv

© SZ-Photo

sky

TV-KARRIEREN

„Ungefiltert schwitzen“



STEFAN GREGOROWIUS / RTL

Moderator Daniel Hartwich, 34, über die Nachfolge des verstorbenen Dirk Bach in der RTL-Show „Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!“ (11. Januar)

SPIEGEL: Haben Sie keine Angst, dass die Zuschauer sagen: Bach war lustiger?
Hartwich: Angst, nein – dann hätte ich nicht zugesagt. Aber ich habe großen Respekt vor Dirks Leistung und vor dem, was auf mich zukommt. Dennoch überwiegt die Vorfreude. Das Team und die Umgebung kenne ich bereits, weil ich 2009 die Wochenend-Specials aus dem Dschungel moderiert habe. Außerdem bin ich froh, Sonja Zietlow an meiner Seite zu haben. Und ich freue mich darauf, Deutschland ungefiltert das zu zeigen, was ich am besten kann: schwitzen! Im Baumhaus dort wird es nämlich verdammt warm.

SPIEGEL: Wie verzweifelt sind Prominente, die ins Dschungelcamp einziehen?

Hartwich: Oder auch: Wie prominent müssen Verzweifelte eigentlich sein, damit sie ins Dschungelcamp einziehen dürfen? Im Ernst: Wer verzweifelt ist, geht zu den Kollegen auf die Alm. In den Dschungel geht man, um seine Grenzen auszuloten oder um sich mal von einer anderen Seite zu zeigen. Das waren zumindest die Ausreden der Kandidaten bei den bisherigen Staffeln.

SPIEGEL: Wenn Kaufhauserpresser Arno Funke oder Daniela Katzenbergers Mutter in Kakerlaken baden müssen – werden Sie da Mitleid haben?

Hartwich: Mit wem genau? Den Kakerlaken? Die sind ja angeblich die einzigen Lebewesen, die eine Atomkatastrophe überleben würden. Insofern wird denen auch Mutter Katzenberger nix anhaben können.

SPIEGEL: Helmut Berger hat angekündigt, er werde keine Kakerlaken essen und erst mal die Regeln ändern. Zitat: „Die sollen mich mal kennenlernen!“

Hartwich: Nur fürs Protokoll: RTL hat noch keinen der kolportierten Teilnehmer bestätigt. Aber zumindest scheint Helmut Berger die Show kapiert zu haben. Denn genau darum geht es ja: Wir wollen ihn mal so richtig kennenlernen. Und dabei sein, wie er nach verweigerter Dschungelprüfung wiederum seine hungrigen Mit-Camper, deren Mahlzeiten er hätte erspielen müssen, so richtig kennenlernen.



Szene aus „The Avengers“

2011 WULFELIC, TM & 2011 MARVEL

FILMINDUSTRIE

Teddy schlägt Batman

Für die Filmbranche war 2012 ein gutes Jahr – nicht nur, weil gleich zwei der erfolgreichsten Filme aller Zeiten die Bilanzen polierten: „The Dark Knight Rises“, letzter Teil von Christopher Nolans „Batman“-Trilogie, spielte weltweit knapp 1,1 Milliarden Dollar ein und landete damit auf Rang sieben der ewigen Hitliste. Noch erfolgreicher war die Superhelden-Orgie „The Avengers“. Sie brachte es mit über 1,5 Milliarden Dollar auf Rang drei im Kinokassen-Olymp (hinter den David-Cameron-Werken „Avatar“ und „Titanic“). Überraschend erfolgreich war auch das jüngste James-Bond-Abenteuer „Skyfall“, das bereits fast eine Milliarde Dollar einspielte. Renditeträchtiger waren indes ganz andere Titel, einfach weil sie bei deutlich niedrigeren Kosten eine Menge Geld einspielten: „Ted“ zum Beispiel, eine US-Klamotte um einen sprechenden Teddy-

bären, kostete nur 50 Millionen Dollar, spielte global aber über 500 Millionen ein. Noch drastischer fällt das Verhältnis bei einem Gruselfilmchen wie „Paranormal Activity 4“ aus. Produktionskosten: lediglich 5 Millionen. Globales Einspielergebnis: 140 Millionen Dollar. Solche Renditen schafften auch das Finale der „Twilight“-Saga und der Start der „Hunger Games“-Trilogie (deutsch als „Die Tribute von Panem“) nicht. Es gab allerdings auch echte Flops. Der mit viel Aplomb gestartete „Cloud Atlas“ enttäuschte trotz großen Staraufgebots an den Kinokassen völlig: Einnahmen von 66 Millionen Dollar decken nicht mal die Produktionskosten. Noch schlechter fällt die Bilanz allerdings beim wohl größten deutschen Flop des Jahres 2012 aus: Helmut Dietls „Zettl“ wollten lediglich 155 000 Menschen sehen. Das geschätzte Einspielergebnis: nur 1,1 Millionen Euro.

ZDF

Moderator im Anflug

Wenn Christian Sievers im neuen Jahr gelegentlich das „heute-journal“ präsentiert, wird er von allen deutschen Nachrichtenmoderatoren den weitesten Arbeitsweg haben. Sievers, 43, soll im Hauptjob nämlich weiterhin ZDF-Korrespondent in Tel Aviv blei-

ben – und sechsmal pro Jahr für jeweils fünf Sendungen eingeflogen werden, um in Mainz die Moderatoren Claus Kleber und Marietta Slomka zu entlasten. ZDF-Chefredakteur Peter Frey verteidigt den Aufwand: „Christian Sievers ist festangestellt, die Reisekosten sind überschaubar und auch deshalb gerechtfertigt, weil wir mit dieser Besetzung die nächste Moderatorengeneration im ‚heute-journal‘ ins Spiel bringen.“

BUCHMARKT

Bestseller 2013

Dem SPIEGEL liegen schon jetzt die Jahrespläne der großen Verlage vor, die so geheim sind, dass die Lektoren sie selbst noch nicht kennen. Eine weltexklusive Vorschau

In den vergangenen zwölf Monaten fühlten sich außergewöhnlich viele Prominente berufen, sich in Büchern zu offenbaren: 2012 war das Jahr der Autobiografien, Enthüllungs-Stories und Anklageschriften, von Bettina Wulffs selbstmitleidigem „Jenseits des Protokolls“ bis zum zornigen „Recht und Gerechtigkeit“ eines Jörg Kachelmann nebst seiner Frau Miriam. Und nun? Ist alles geschrieben? 2013 könnte noch gewaltiger werden.

*

Zunächst meldet sich Hape Kerkeling als Literat zurück. In „Ich bin ja wirklich weg!“ thematisiert er sein Scheitern beim Schreiben. Kerkeling erzählt, wie er am Manuskript seines seit Jahren angekündigten neuen Buchs verzweifelt. Er schiebt die Abgabetermine immer weiter nach hinten, verbringt die Tage damit, lustige Videos von früher anzusehen, und trauert verpassten Karrierechancen („Wetten, dass ...?“) hinterher. „Wetten, dass ...?“-Erfinder Frank Elstner rechnet daraufhin in „Bild“ gnadenlos mit Kerkeling ab: „Ich bin Hapes größter Fan – aber hier und da hätte ich mir mehr erwartet.“

*

Um ein traumatisches Erlebnis zu verarbeiten, veröffentlicht Martin Walser den Roman „Tod eines Schaffners“. Es geht um einen alten Schriftsteller, der im ICE sein Tagebuch liegenlässt. Da der leicht untersetzte Fahrkartenkontrolleur Ähnlichkeiten mit dem ARD-Buchkritiker Denis Scheck aufweist, wird Walser latenter Anti-Adiposismus vorgeworfen.

*

Ex-„Tagesthemen“-Moderator Ulrich Wickert, seit 2012 Vater von Zwillingen, gibt einen Erziehungsratgeber heraus. Weil er den Geruch voller Windeln mit dem von Roquefort vergleicht, erkennt ihm die Käsegilde Confrérie de Saint-Uguzon die Ehrenmitgliedschaft ab. Beifall erhält Wickert aus der feministischen Ecke.

*

Deren Ikone Alice Schwarzer wiederum veröffentlicht das Entschuldigungsbuch „Sorry, Jörg“. Nachdem sie mit ihren

Kachelmann-kritischen Äußerungen in den Medien zuletzt keine Resonanz mehr gefunden hat, schlägt Schwarzer sich nun auf die Seite des früheren Wettermoderators. Dessen Frau Miriam lässt das Buch verbieten. Das Journalistinnen-Netzwerk „Pro Quote“ schließt Schwarzer aus.

*

Zum grundsätzlichen Streit um die Frauenquote legt „Zeit“-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo einen Sonderband seiner Gespräche mit Altkanzler Helmut Schmidt vor. „Verstehen Sie die, Herr Schmidt? Ich nämlich schon!“ heißt das Buch, das in befreundeten Feuilletons hymnisch gefeiert wird. Durch das mediale Grundrauschen ermutigt, schreiben die „Stern“-Chefredakteure Thomas Osterkorn und Andreas Petzold binnen eines Wochenendes ihr Manifest „Wir auch!“ nieder und kündigen darin an, den „Stern“ ab 2020 nur noch an Frauen in Führungspositionen zu verkaufen.

*

Maike Kohl-Richter, Gattin des Altkanzlers, plaudert im Enthüllungsbuch „Hinter Mauern“ aus ihrem Leben im Oggersheimer Bungalow. Zu den intimsten Stellen gehören die Schilderung des ersten gemeinsamen Saumagen-Essens bei Kerzenschein sowie das Kapitel „So fühlte ich mich in Hannelores Abendkleid“. Die Kohl-Söhne lassen das Werk verbieten. Kohls langjähriger Fahrer Ecki Seeber gibt der „Bunten“ ein Interview mit dem Titel: „So war es wirklich“.

*

Gleich mehrere Bücher gewähren Einblicke ins deutsche TV-Gewerbe. WDR-Intendantin Monika Piel beglückwünscht sich in ihren Memoiren „Allein unter Pfauen“ selbst dazu, dass sie den ARD-Vorsitz endlich los ist. Harald Schmidt beschreibt in „Skyfall“, wie er am Quotendiktat von ARD und Sat.1 fast zerbrochen wäre, dann aber loskam von der Sucht nach Aufmerksamkeit – beim Abo-Sender Sky, wo er nun jeden Zuschauer persönlich kennt. Johannes B. Kerner versucht sich an einem autobiografischen Roman: „Der Fastfünfzigjährige, der aus



dem Fernsehen stieg und verschwand“. In einer Sammelrezension in der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ nennt Claudius Seidl alle drei Werke „so überflüssig wie die ‚Frankfurter Rundschau‘“.

*

Um sein Image aufzupolieren, schreibt Volksmusikstar Florian Silbereisen seine Autobiografie „Sakra“. Darin stilisiert er sich als Herzensbrecher und Rock'n'Roller und bekennt, privat schon mal Songs von Peter Kraus zu hören. Das Buch enthält Bilder verwüsteter Hotelzimmer und Pin-up-Fotos von den Wildecker Herzbuben. Nach der Veröffentlichung steigt die Zahl der Herzinfarkte in deutschen Altersheimen drastisch an.

*

Thomas Gottschalk rechnet mit seinen Kritikern ab. In seiner Selbstbespiegelung „Narziss und Goldmund“ erklärt er, warum er immer noch der beste Showmaster Deutschlands wäre, wenn man ihn nur



Buch-Phantasien 2013

M. KAPPELER / DPA, A. RENTZ / GETTY IMAGES, M. GAMBARINI / DAPD, M. HITJU / DAPD, A. FUCHS, MARKUS TEDESCHINO; FOTO: J. MÜLLER / AG. FOCUS

ließe. Marcel Reich-Ranicki nennt es „ein grauenhaftes Buch, ein Buch von einem Freund zwar, aber trotzdem ein grauenhaftes, auch wenn ich den Inhalt gar nicht kenne, weil ich nur noch Lyrik lese“.

*

„Handelsblatt“-Herausgeber Gabor Steingart legt seinen Branchenratgeber „Wie man Freunde gewinnt – und Abos“ vor. Er beschreibt, wie es möglich ist, auch im härtesten Konkurrenzkampf ein großes Herz zu bewahren. Steingart hatte die „Financial Times Deutschland“ im Alleingang in die Knie gezwungen und dann den heimatlos gewordenen Lesern die Hand zu Versöhnung und „Handelsblatt“-Abo gereicht. Das Buch wird auf lachsrosa Papier gedruckt. Das Vorwort schreibt Carsten Maschmeyer.

*

Springer-Chef Mathias Döpfner preist in dem in Samt eingeschlagenen Elogienband „Friede, Freude, Dividende“ seine

Verlegerin und wird von ihr mit einem weiteren Aktienpaket des Axel Springer Verlags im Wert von 73 Millionen Euro bedacht. Um im Beliebtheits-Ranking aufzuholen, ordnet „Bild“-Chefredakteur Kai Diekmann aus dem Sabbatical im Silicon Valley heraus den Abdruck einer 20-teiligen Serie über das Leben Friede Springers an – geht jedoch leer aus.

*

Günter Wallraff schleicht sich als Frau verkleidet beim SPIEGEL ein, um zu recherchieren, wie ernst der Verlag es mit der Förderung weiblicher Kräfte meint. Wallraff fliegt jedoch auf, weil er vergessen hat, sich den Schnurrbart abzurasierern. Ein Buch kommt nicht zustande.

*

Die Piratin Marina Weisband erklärt in der 500-Seiten-Schrift „@usgebrannt“, weshalb sie nicht weiter für politische Ämter zur Verfügung steht. Nachdem es das Werk nicht einmal in die Top 100 der

Bestsellerliste schafft, lässt Weisband sich aus Trotz zur Parteivorsitzenden wählen.

*

Das politisch brisanteste Buch kommt im Wahljahr von Peer Steinbrück. In „Euer Gejammer kotzt mich an“ erklärt der Kanzlerkandidat, warum er Sozialromantik und Duzkumpelei in der SPD nicht mehr erträgt und dass er seit Jahren zu Parteiveranstaltungen nur noch ein Double schickt. Die Medien beschäftigen sich wochenlang mit dem Thema. „Günther Jauch“ fragt: „Wer ist noch echt in der Politik?“ Hans-Ulrich Jörges enthüllt im „Stern“, dass er es gewesen sei, der Steinbrück auf die Idee mit dem Double gebracht hat.

*

Der Extremsportler Felix Baumgartner gibt in seiner Autobiografie „Neununddreißig“ zu, dass er in Wahrheit gar nicht aus 39 Kilometer Höhe auf die Erde gesprungen ist: Alles war eine Inszenierung,

gedreht in den Bavaria-Studios. Der Burda-Verlag erkennt Baumgartner mit sofortiger Wirkung den Millenniums-Bambi ab. Stattdessen erhält er von „Hörzu“ die Goldene Kamera für das beste fiktionale TV-Event, was den auf derartige Kategorien abonnierten Star-Produzenten Nico Hofmann in eine mittelschwere Krise stürzt. Reflexartig kündigt Hofmann weitere Projekte an, darunter ein Zweiteiler über Hitlers Schäferhündin Blondi mit Veronica Ferres in der Hauptrolle.

*

In dem Prachtband „Bellevue“ blickt Christian Wulff auf seine Präsidentschaft zurück. Heribert Prantl geißelt in der „Süddeutschen Zeitung“ die „Erinnerungslücken alttestamentarischen Ausmaßes“, da Wulff darin die Hauskreditaffäre, seinen Anruf bei „Bild“-Chefredakteur Diekmann und die Ermittlungen gegen ihn komplett verschweigt.

*

Weil nun auch seine letzte Tinte versiegt ist, bringt Günter Grass unter dem Titel „Häuten Sie eine Zwiebel“ sein privates Kochbuch in den Handel. Die Illustrationen (Töpfe aus verschiedenen Kulturen und Epochen) stammen vom Autor selbst. „FAZ“-Herausgeber Frank Schirrmacher räumt sein Feuilleton frei, um ausgewählte Rezepte nachzudrucken – darunter das für kaschubische Kohlsuppe, die politisch motivierte Backanleitung für palästinensische Kichererbsenplätzchen sowie eine in Hexametern verfasste „Ode an das Gyros“.

*

Einen anderen Rhythmus gibt „Tatort“-Kommissarin Maria Furtwängler in „Tausend Mal ist nichts passiert“ vor. Sie berichtet über 1000 Affären, die sie vielleicht hätte haben können – und über eine, die sie tatsächlich hatte, ohne einen Namen zu nennen. Ehemann Hubert Burda gibt im Exklusiv-Interview mit „Gala“ zu, er wisse nicht, ob er gemeint sei.

*

Benedikt XVI. wagt in seinem theologischen Vermächtnis „Tandem aliter sum – Eigentlich bin ich ganz anders“ den Befreiungsschlag. In dem als Trilogie angelegten Werk leugnet der Papst die Jungfrauengeburt und behauptet, Jesus sei eine Frau gewesen. Um den Buchverkauf anzukurbeln, ordnet er die Zwangsehe für Priester an und macht seinen bekanntesten Kritiker Hans Küng zum Leiter der Glaubenskongregation. Papstsekretär Georg Gänswein leitet daraufhin ein Entmündigungsverfahren ein, was durch ein Leck im innersten Zirkel des Vatikans bekannt wird. Das Gerücht, SPIEGEL-Kollege Matthias Matussek stehe bereits als Nachfolger fest, erhärtet sich indes nicht.

MARKUS BRAUCK, ALEXANDER KÜHN

FERNSEHEN

Der letzte Dreck

Mit der Mini-Serie „Der Tatortreiniger“ ist dem NDR ein Kleinod gelungen. Die Macher hadern jedoch mit dem Sender.



Szene aus „Der Tatortreiniger“

THORSTEN JANDER / NDR

Seit Stunden stecken Florian Lukas und Bjarne Mädel zusammen in der Kiste. Eine wackelige Sperrholzkonstruktion. Sie soll das Accessoire eines gerade verstorbenen Zauberers sein.

Florian Lukas spielt dessen tuntigen Freund, der den Toten heimlich mitnehmen will, um ihn angemessen schwell und nicht von seiner Frau begraben zu lassen. Und Bjarne Mädel ist der Tatortreiniger, der gerade seiner Arbeit nachgeht, als der Freund des Toten aufkreuzt. Nach einigen Tumulten landen beide in der Kiste, kämpfen gegen Panikattacken – und kommen widerwillig ins Reden.

„Es ist ein Kammerspiel innerhalb eines Kammerspiels“, sagt Regisseur Arne Feldhusen. Er hatte die Drehbuchautorin gebeten, die beiden Protagonisten vielleicht nur kurz in der Kiste gefangen zu lassen, aber das hat die natürlich nicht beeindrückt, im Gegenteil.

Mädel ist der vielleicht lustigste Mann im deutschen Fernsehen, und Feldhusen versucht mit Ausdauer und kontraintuitiven Spielvorschlägen allen Witz aus ihm herauszuholen.

Als der NDR Mädel engagieren wollte, um nordeutschen Fernsehhumor mit ihm zu produzieren, sagte der: nur mit Feldhusen. Und dann sagten beide: nur mit dieser Idee einer Serie über einen bauernschlaun Tatortreiniger.

Die Geschichte lässt sich im Nachhinein als Erfolgsgeschichte erzählen: Zunächst sind vier wunderbare Folgen entstanden, trocken komische Geschichten über Begegnungen im Angesicht des Todes, makaber, warmherzig, albern und klug. Die Kritiken waren überschwänglich, Serie und Macher bekamen etliche Preise. Fragt man NDR-Verantwortliche nach Höhepunkten des eigenen Schaffens, erwähnen sie gern den „Tatortreiniger“.

Arne Feldhusen erzählt die Geschichte allerdings eher als lange Abfolge von Kämpfen, Unannehmlichkeiten und Missverständnissen. Bei ihm klingt es, als wollte sich der NDR partout nicht zu seinem Glück zwingen lassen. Das fing bei der Stoffauswahl an und endete noch nicht beim Titel („Der letzte Dreck“ hatten sich die Macher gewünscht).

Bis heute scheint der Sender nichts Rechtes mit seinem Kleinod anzufangen zu wissen. Die ersten Folgen liefen wie zufällig im Programm verstreut. Ein einziger Teil schaffte es ins Erste. Drei neue kommen nun am Mittwoch und Donnerstag ab 22 Uhr im NDR-Fernsehen. Zwei weitere folgen im Sommer – vielleicht. „Ich wollte eine Serie machen“, sagt Feldhusen, „aber die zeigen das nicht als Serie.“

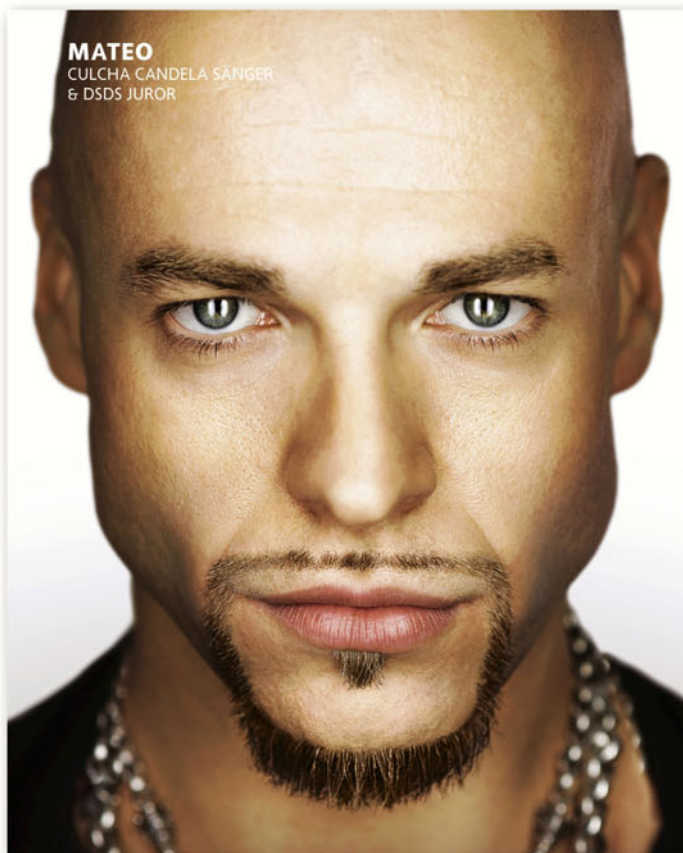
Immerhin gibt es inzwischen vier Drehtage pro halbstündige Folge, am Anfang waren es nur zwei. Die fehlenden Mittel glied das Team durch eigenes Engagement aus. Den Vorspann filmten sie auf eigene Kappe. Selbst für ein beim Film übliches „Bergfest“ als Dank für die Mitarbeiter gibt es bis heute kein Geld.

„Wir wollten etwas machen, das uns gefällt“, sagt Feldhusen. Bjarne Mädel schwärmt vom „Tatortreiniger“ als persönlichem Projekt, das ihm besonders am Herzen liegt. Es ist eine kleine Serie, aber man merkt ihr diese Leidenschaft an, die sie aus einem am Herzblutarmut leidenden Programmbetrieb herausragen lässt.

In den neuen Folgen trifft der Tatortreiniger auf einen Produzenten von Lebensmittelattrappen, der nach 30 Jahren Ehe seine Frau mit einer Axt niedergemetzelt hat. Dass das keine erfreuliche Begegnung wird, liegt nicht nur daran, dass er gerade auf Nikotinentzug ist: „Ich putz da oben seit fast zwei Stunden Ihre Gattin weg, und das ist wirklich kein Vergnügen.“ Noch nerviger war für ihn eine aufdringliche Nachbarin, die angesichts des Blutes geseufzt hatte: „Jetzt ist sie an einem besseren Ort.“ – „Jau. In der Pathologie.“

Wie alle Figuren Bjarne Mädels ist auch Schotty, der Tatortreiniger, so geerdet, dass sich die Serie ein paar Ausfallschritte ins Surreale leisten kann. In der Folge „Schottys Kampf“ testet sie sogar, ob es ein einfacher Charakter wie er, bewaffnet lediglich mit gesundem Menschenverstand, mit einem intellektuellen Nazi aufnehmen könnte. Das ist gewagt. Das ist ja das Tolle.

STEFAN NIGGEMEIER



RTL.de

AB 05.01. | SA | 20:15

Träume in der Not

Jedes Jahr sterben weltweit acht Millionen Kinder unter fünf Jahren an Infektionen, Hunger oder durch Umweltverschmutzung. 200 Millionen Kinder sind wegen Mangelernährung unterentwickelt. 67 Millionen gehen nicht zur Schule, 215 Millionen arbeiten, die Hälfte davon in gefährlichen Jobs. Dutzende Millionen leben auf der Straße. Der niederländische Fotograf Chris de Bode ist um die Welt gereist und hat Mädchen und Jungen gefragt, was sie sich für ihre Zukunft wünschen.

HAITI Blaise, 12, lebt in Port-au-Prince und leidet noch unter den Folgen des Erdbebens vor drei Jahren, bei dem eine Viertelmillion Menschen starben. Er sagt, er müsse vernünftig sein, deswegen werde er später als Lastwagenfahrer arbeiten. Aber er träumt davon, Sänger zu sein – wie Michael Jackson.



MEXIKO Djarida, 8, aus San Cristóbal de las Casas in Chiapas würde gern Tiermedizin studieren, statt wie viele Frauen gleich nach der Schule zu heiraten und im Haushalt zu arbeiten. Sie gehört zur indigenen Gruppe der Maya, von denen bis zu neun Millionen in Zentralamerika leben, oft diskriminiert und verarmt, ausgeschlossen von Bildung und Zukunftschancen.



LIBERIA Varney, 14, wurde im Bürgerkrieg geboren, die Mutter starb früh, der Vater konnte die Familie nicht versorgen, so schickte er ihn vom Dorf nach Monrovia. Varney träumt davon, Kapitän zu werden. Immerhin hat seine Heimat die weltweit zweitgrößte Flotte, auf dem Papier. Es gibt hohe Steuervorteile, daher fährt fast die halbe Welt unter liberianischer Flagge.



INDIEN Dewi, 12, lebt in einem Slum von Delhi, und ihre Eltern arbeiten hart, damit sie zur Schule gehen kann. Die Klassen sind groß, die Lehrer fehlen oft, Bücher gibt es kaum. Trotzdem will sie Lehrerin werden, um anderen Kindern Lesen und Schreiben beizubringen. Nur so, sagt sie, würden sie eines Tages gute Jobs bekommen und der Armut entfliehen können.



„Charbana“, ruft der Mann immer wieder, „Verwüstung“. Er sei der Einzige, der hier noch lebe. Assads Armee hatte sich mit Panzern im Wohngebiet eingeklinkt. Als die Rebellen angriffen, zogen die Soldaten ab, dann habe die Luftwaffe bombardiert; Deir al-Sor, November 2012

SYRIEN

Zwischen den Fronten

Was geschieht im Inneren Syriens? Seit Beginn des Aufstands ist der SPIEGEL-Reporter Christoph Reuter achtmal durch das Land gefahren. Ein Reisebericht aus der Hölle.

Die Dunkelheit kommt rasch. Aus dem Nebel tauchen überladene Pick-ups herumirrender Flüchtlingsfamilien auf. Die Scheinwerferkegel unseres Autos erfassen zerstörte Häuser, die Fahrt geht durch Olivenwälder, verlassene Orte. Manchmal sind Lagerfeuer in der Ferne zu erkennen.

Wir sind diese Strecke schon einmal gefahren, im April 2012, das ist eine Ewigkeit her in diesen Zeiten in Syrien: Damals gab es hier noch Strom, es wohnten Menschen in Taftanas, Sarmin, Kurin und den anderen Dörfern der Provinz Idlib im Norden. Jetzt aber, im Dezember 2012, sind ganze Ortschaften zerschossen und leer, ihre Bewohner geflohen vor Luftangriffen, Hunger und Kälte.

Als wir nach einer Weile in einem Dorf ankommen, dessen Bewohner früher nicht offen gegen Diktator Baschar al-Assad demonstrierten und deshalb noch Strom haben, öffnet ein Mann die Tür. Er schaut fröstelnd in die nasse Kälte und lacht: „Gott sei gepriesen für dieses Wetter!“ Seit Tagen regnet es, versinkt alles in Nebel und Schlamm. Aber wegen des Nebels kommt eben auch kein Flugzeug, kein Hubschrauber. Es fallen keine Bomben, für ein paar Tage wenigstens. Ein entspannter Moment inmitten der Apokalypse.

Syrien ist jetzt ein verheertes Land. Die Städte sind zu Schlachtfeldern geworden, und überall dort, wo sich die Truppen und Milizen des Assad-Regimes zurückziehen mussten, äschert nun die Luftwaffe die Infrastruktur ein.

Doch nach Monaten des ungleichen Stellungskampfs, in dem das Regime keine Provinz verlor und die Rebellen keine gewannen, gerät die Lage plötzlich in Bewegung: Militärlager, Flughäfen, Städte fallen, demoralisierte und vor allem hungerrige Armee-Einheiten geben einfach auf. Die Rebellen stehen schon am Ostrand von Damaskus. Im Norden und Osten des

Landes liegen die letzten Bastionen der Armee wie Inseln im Meer, sie können nur noch aus der Luft versorgt werden. Selbst Russlands Regierung, neben Iran der wichtigste Verbündete, schreibt den Diktator langsam ab: Wladimir Putin sagte vor Weihnachten, das Schicksal des Assad-Clans kümmere ihn nicht besonders.

„Wir sind müde“, sagt uns einer der Rebellen, die sich an diesem Abend in dem Dorf versammelt haben. Der Verantwortliche für die Brotverteilung ist dabei, ein paar Kämpfer, dazu der Betreiber des einzigen Satellitentelefonats im Dorf. Jeder hier hat Freunde und Verwandte verloren, um sie herum versinkt das Land.

„Aber die anderen sind auch müde, die Soldaten. Und wir wissen wenigstens, wofür wir kämpfen.“ Auch wenn sie selbst manchmal Angst bekämen vor der Zukunft, den Tagen nach dem Sieg, wenn Rache genommen werden wird, wirft ein anderer ein: „Wer kann es einem verdenken, dessen Familie umgebracht wurde?“

Doch was bliebe dann von ihrer Revolution, die den Diktator beseitigen, nicht aber das Land in einen Bürgerkrieg stürzen sollte? Das Haus Assad wird fallen – doch was danach kommt, weiß niemand mehr.

Das Bild der syrischen Revolution im Rest der Welt ist seltsam: Wohl kaum zuvor hat es so viele Meldungen, Fotos, Videos aus einer Kampfzone gegeben – aber wer sind diese Syrer überhaupt, von denen erst wenige, dann Hunderttausende im Frühjahr 2011 begannen, für den Sturz des Systems zu protestieren, und schließlich den bewaffneten Kampf aufnehmen? Was geschieht tatsächlich im Land, in dem – je nach Lesart – längst al-Qaida-Gruppen den Aufstand unterwandert haben oder die CIA alles nur inszeniert, um einen „regime change“ herbeizuführen?

Zwei Millionen Syrer, vielleicht mehr, sind im Moment innerhalb des Landes

auf der Flucht. Mehr als 500 000 Menschen flohen in Nachbarländer. Ungefähr 42 000 sind umgekommen.

Seit Beginn des Aufstands sind wir – ein Fotograf, ein syrischer Kollege und ich – immer wieder durchs Land gefahren, meist auf geheimen Wegen, weitergeleitet von einer lokalen Oppositionsgruppe zur nächsten. Wir haben uns versteckt, verkleidet, wir wurden beschossen und gejagt, und es fällt nicht leicht, das Sterben so vieler zu ertragen, die uns geholfen haben.

Diese Reise nun, kurz vor Weihnachten, ist unsere achte seit Beginn der Revolution. Sie führt durch den Norden und nach Deir al-Sor, der Erdölmetropole am Euphrat tief in der Wüste im Osten. Auf den Fahrten zuvor sind wir durch mehr als zwei Drittel des bewohnten Landes gekommen, waren oft wochenlang unterwegs in Damaskus, Homs, Hama, Aleppo, Idlib, in den Metropolen und zahllosen Dörfern, Kleinstädten.

Wir haben den Anfang der friedlichen Demonstrationen gesehen, das Inferno und die eigentümlichen Phasen der Ruhe dazwischen erlebt.

Am Anfang, 2011, bin ich dreimal mit einem offiziellen Visum ins Land gekommen – als angeblicher Landwirtschaftsberater, eine so absurde Legende, dass sie unverdächtig war. An den Checkpoints der Sicherheitskräfte half es auch, sich als beseelter Christ auszugeben. Nicht, weil alle Christen auf Seiten Assads stün-

den, sondern weil das Regime sie dort gern stehen hätte. 2011 konnten wir uns so noch auf beiden Seiten bewegen, 2012 dann nur noch dort, wo Assads Truppen nicht mehr kontrollierten. Das hat unser Blickfeld eingeschränkt, leider.

Andererseits ist das Gebiet der Aufbegehrenden groß und uneinheitlich genug, um der Vereinnahmung durch einzelne Gruppen zu entgehen. Überdies haben wir uns darauf konzentriert, nur das zu berichten, was wir selbst erlebt haben.

Und: Dies ist eine Geschichte der losen Enden. Die Menschen, mit denen sie beginnt, im Sommer 2011, sind fast alle tot oder verschwunden. Neue sind hinzugekommen, auch von denen sind manche schon umgekommen; andere sind hart geworden und beseelt von Rache. Wiederum andere haben sich gewandelt, sind vom Innendekorateur zum Guerillakommandeur geworden, vom Elektriker zum Bürgermeister. Sie tun, was sie nie gelernt haben, und formen ein neues System schon vor dem Sturz des alten.

Am Anfang, 2011, liegt eine Anspannung in der Luft, aber noch kann sich niemand in Damaskus vorstellen, was geschehen wird. Manche Freunde noch von 1989, als ich für ein Jahr in Damaskus studierte, haben Karriere in der Wirtschaft gemacht. Keiner glaubte ernsthaft an große Veränderungen.

Doch dann kommen im Frühjahr 2011 über YouTube diese verwackelten Videobilder aus Daraa im Süden und Idlib im

Norden, Nachrichten schließlich über Hunderttausende Demonstranten in Hama. Dort hatte Dynastie-Gründer Hafis al-Assad 1982 einen Aufstand und die halbe Innenstadt niederwalzen lassen.

Es bleiben zunächst noch Botschaften aus fernen Landesteilen, nur zwei, drei Stunden Autofahrt entfernt zwar, aber irgendwie unfassbar in der Ruhe von Damaskus. „Wir haben Revolution! Ich habe es im Fernsehen gesehen“, sagt ein alter Freund in Damaskus, der teure Kunst an den Wänden und Remy-Martin-Cognac batterieweise im Schrank hat. Ein brillanter Zyniker, dessen Vater als Oppositioneller einst fliehen musste und im Exil starb. Der Sohn steckt 2011 im selben Dilemma wie viele: Keiner glaubt an das Regime, doch dessen Sturz kann sich auch niemand vorstellen.

Aber immer noch, trotz oder wegen der äußerlichen Ruhe, ist die Furcht allgegenwärtig: Wem kann man trauen? Wir können noch überall telefonieren, aber nicht offen sprechen am Telefon. Später wird es umgekehrt sein: Jeder redet, aber immer häufiger verstummen die Netze. Man kann auch noch durchs Land fahren, aber es sind groteske Schnitzeljagden nötig, um Oppositionelle aus anderen Städten zu treffen.

Schließlich fährt ein niederländischer Jesuitenpater, der seit 35 Jahren in Syrien lebt, von Damaskus nach Homs. Er bietet an, wir könnten ihn begleiten zum Landgut des Klosters, wo sie Wein keltern. Sie hätten dort am Wochenende ein Seminar: zur inneren Einkehr.

Mit einem Priester im Linienbus zu reisen ist unverdächtig im Reiche Assads. Einem Aktivist in Homs, der uns zu nächtlichen Demonstrationen mitnehmen will, versuchen wir zu erklären, wo er uns am nächsten Morgen abholen soll. Nur versteht er nicht, warum er uns an einem jesuitischen Weingut treffen soll – und kommt nicht; vielleicht glaubt er an eine Falle.

So stecken wir fest auf dem Workshop von Pater Frans. In Homs wird geschossen, und wir müssen zwei Tage lang meditieren. Über uns kreisen Drohnen am Himmel, wir machen Yoga.

Wir wissen nicht einmal, auf welcher Seite unser Gastgeber steht. Er spricht mal von gerechtfertigten Protesten, mal nennt er die Rebellen Terroristen, und wir rätseln. Aber wir wollen weder ihn noch uns in Schwierigkeiten bringen. So ist es überall in den ersten Monaten, in denen nichts ausgesprochen wird, weil die alte Angst noch wirkt, die das Land seit 41 Jahren im Griff hat.

Tage später der nächste Versuch, nach Homs zu kommen: Am Busbahnhof müssen wir nach dem Kauf noch die Tickets abstempeln lassen an einem Schalter des Geheimdiensts. Dann erst darf man in den Bus.





Omar wurde fünf Jahre alt. Er war im Haus, als der Hubschrauber auftauchte, aber die Rakete traf sein Zimmer. Der Arzt im Behelfs Krankenhaus konnte nicht mehr tun, als seinen Körper ins weiße Leinentuch zu hüllen. Omars Vater schwört, Baschar al-Assad zu töten; Rastan, Juli 2012

MARCEL METTELSIEFEN / DER SPIEGEL

„Nach Homs?“ Die Frau am Schalter schaut für einen langen Moment schweigend, dann schreibt sie „Aleppo“ auf unsere Fahrkarten. Aleppo ist da noch unverdächtig, fest in der Hand der Regierung. Bei Aleppo fragt niemand nach. Und der Überlandbus dorthin hält auch in Homs. Eine kleine Geste der Subversion.

Homs, die langweilige Industriestadt im Zentrum des Landes, wird den Wendepunkt markieren. Im August 2011 ziehen wir mit Demonstranten los, die wissen, dass jederzeit geschossen werden kann.

Im Winter 2011 wird immer noch demonstriert, aber nur noch dort, wo die Scharfschützen des Regimes nicht treffen können. Nachmittags beginnt die Menschenjagd, schießen sie auf jeden, der noch versucht, auf die andere Seite zu kommen. Zum ersten Mal hören wir in jenem Winter die Frage, die nur aus einem Wort besteht und alle bewegt, eine verschleierte Frau brüllt uns auf der Straße an: „Ouen?“ Wo?

Wo sind die Amerikaner, die Europäer, die arabischen Brüder, wo ist die Welt? Wieso schauen alle zu?

Nach einer Beerdigung auf dem Friedhofshügel eines Dorfs nahe der Stadt bleibt ein alter Mann im Winterwind stehen. Er prophezeit lakonisch präzise, was geschehen wird: „Es hört nicht auf. Baschar wird so viele töten lassen, wie die Welt ihn töten lässt.“

Was mag aus dem Alten geworden sein? Jene Viertel, die wir im Winter 2011

besuchten, liegen jetzt in Trümmern, Homs ist abgeriegelt von der Armee. Und die, mit denen wir damals über die winterkalten Äcker liefen, uns in Hauseingänge drückten und uns vor Scharfschützen duckten, sie sind nicht mehr da. Es gibt ein Abschiedsfoto vom Januar 2012, aus Homs: SPIEGEL-Fotograf Marcel Mettelsiefen mit dreien vom „Medienkomitee“, die uns halfen. Alle drei sind tot.

Omar Astalavista war ein Tarnname des angehenden Ingenieurs, der uns im Viertel Chalidija im August, Dezember und Februar begleitete. Er organisierte Kontakte, Essen und Schlafplätze. Zwischendurch wechselte er alle paar Tage auf die andere, die offizielle Seite, um noch seine letzten Prüfungen an der Universität abzulegen. „Es ist verrückt, ich weiß, aber ich lasse mir doch nicht meinen Abschluss kaputtmachen.“

Als er sich im Morgengrauen des 4. Februar von Marcel verabschiedet, sagt er: „Nächstes Mal kann ich dir hoffentlich auch meinen richtigen Namen nennen.“ Wenige Stunden später ist er tot.

Er hatte nach dem Einschlag einer Mörsergranate die Bergung der Opfer filmen wollen, als die nächste Granate kam. Ma-shar Tajara war sein richtiger Name.

Abu Jassir und Abu Mohammed, die beiden anderen auf dem Bild, flohen Wochen später aus Homs. Sie wollten in Damaskus untertauchen. Im März wurden sie dort bei einer Razzia erschossen.

Pater Frans, der unergründliche Jesuit, der im Sommer zuvor noch jede Festlegung gemieden hatte, ist im Kloster in

der Altstadt von Homs geblieben. Ungefähr 50 Familien, Christen wie Muslime, die nicht fliehen konnten oder wollten, sollen Unterschlupf in den letzten heilen Räumen gefunden haben.

Der entscheidende Wandel im syrischen Kräftegefüge allerdings spielt sich nicht in den Städten ab, sondern auf dem Land, in Tausenden Dörfern. Assads Armee ist gewaltig und beweglich. Aber sie kann nicht überall sein. Auf den Dörfern, wo jeder jeden kennt, schwindet die Angst eher als in den Städten. Langsam, aber stetig wechseln die Menschen dort, wechselt die Fläche die Seiten.

Assads Truppen können nicht jedes Dorf davon abhalten, aber bestrafen können sie jedes – Anfang 2012 – immer noch: Als wir im April durch Idlib fahren, folgen wir der Spur der 76. Armeebrigade.

Wie ein mittelalterlicher Heerzug wagt sie durch die Provinz: greift Dorf um Dorf mit Hubschraubern und Panzern an. Soldaten und angeheuerte Milizionäre plündern, brennen Häuser ab. Menschen werden gequält, erschossen, ebenso die Kühe, Schafe, sogar Tauben. Nach ein paar Stunden, höchstens anderthalb Tagen verschwindet die Truppe wieder, nicht ohne an Hauswänden ihre Visitenkarte zu hinterlassen: „Liwa al-Maut“, Brigade des Todes, hat sie sich selbst getauft.

Wir folgen ihrer Spur durch acht Dörfer, sehen die frischen Massengräber, die Kadaverhaufen der Tiere stinken erbärmlich, wir sehen Schulen und Moscheen mit metergroßen Einschusslöchern, wie Panzergranaten sie hinterlassen. Wir se-



Rebellen haben eine stillgelegte Ölpipeline in der Wüste in Brand geschossen, um die Soldaten eines nahegelegenen Militärpostens herauszulocken. Aber keiner kommt. Das aufgestaute Öl brennt ab, die Rauchwolke ist kilometerweit sichtbar; Tell Abiad, November 2012

MARCEL METTELSIEFEN / DER SPIEGEL

hen die rauchgeschwärzten Ruinen. Und die Graffiti, von denen eines immer wieder auftaucht: „Assad für immer! Oder wir brennen das Land nieder!“

Die Überlebenden könnten nun fliehen, viele tun das auch. Die anderen aber bleiben, „wir sind doch Bauern“, sagt Chalid Abd al-Kadir aus Baschirija. „Wovon sollen wir sonst leben?“, fragt der alte Abd al-Kadir: „Bald sind die Kirchen reif, die Aprikosen.“

Trümmer kann man beiseiteräumen, Trauer überwinden, aber was hilft gegen die Angst?

„Spott“, sagt Asis Adschini, der Englischdozent an der Universität Idlib war und zurückgekehrt ist in sein Dorf Kurin. „Gelächter“ helfe gegen das Grauen, „denn das Wichtigste ist, dass wir unsere ewige Angst besiegen“. Der Mittvierziger erinnert mit seinem Schnurrbart und den rollenden Augen an Groucho Marx. Er hat sich die Slogans der Freitagsdemonstrationen von Kurin ausgedacht, etwa den: „Baschar verlangt den Rückzug der Bewohner aus ihren Städten – zum Schutz der dortigen Panzer.“

Asis Adschini glaubt an die Macht des Verstands und schießt nicht. Sein Cousin Mahmud Adschini hingegen war Leutnant der Panzergrenadiere, aber er ist übergelaufen zur Freien Syrischen Armee (FSA) und trainiert eine kleine Dorfschutztruppe. „Falls wir mal Panzer haben, kann ich damit umgehen.“

Mohammed Adschini, noch ein Cousin – er ist der örtliche Schuldirektor –, hat sich früher mit Begeisterung der Herr-

schaft angepasst. Aber wem soll man sich anpassen, wenn alles so unklar ist? So hat er beschlossen, einfach zu ignorieren, dass ein Organ der Regierung gerade während der Unterrichtszeit mit Panzern auf seine Schule geschossen hat und nur deswegen niemand gestorben ist, weil alle Schüler Minuten zuvor aus dem Gebäude rennen konnten. Jetzt verhandelt Mohammed Adschini am Telefon mit einem anderen Organ der Regierung – der Schulbehörde –, welche Anträge nun auszufüllen seien für neue Lehrmittel, denn die alten sind verbrannt.

Die drei Adschinis ergeben zusammen ein Abbild der Verhältnisse des Nordens. Und für den Moment scheint Dorf-Sarkastik Asis recht zu behalten. In Baschirija, einem der besonders schwer getroffenen Dörfer, sitzen Männer im Schatten eines lädierten Hauses und reißen wie er bittere Witze über die Propaganda des Regimes: „Warum hat die Armee die Kühe erschossen?“ Antwort: „Weil die aus dem Ausland bezahlt wurden.“ Grinsen. Der Nächste setzt nach: „Die Schafe mit ihrer Zauselwolle – sieht man ja, das sind bestimmt Islamisten!“ Kichern. „Die Tauben haben als Kuriere für den Mossad gearbeitet, völlig klar!“ So sitzen sie da und lachen an gegen ihre Angst.

Es ist die Ruhe zwischen den Stürmen. Ungefähr zur selben Zeit, am Morgen des 10. April, haben 100 Kilometer nordöstlich sämtliche Bewohner ihre Kleinstadt Maraa verlassen vor der einrückenden Armee. Sie waren gewarnt, sie hatten eine Nacht, um die Minarette der Mo-

scheen zuzumauern, damit sich keine Scharfschützen oben einnisten wie andernorts. Dann flohen sie in die Olivenhaine oder die nahe Türkei.

Als sie zurückkehren, findet der Cafébesitzer Jassir al-Hadschi seine Kühlschränke mit Handgranaten gesprengt und seinen Schreibtisch von MG-Salven durchlöchert. Er, der vor 30 Jahren ausgewandert war, einen amerikanischen Pass besitzt, in Maraa als Fußballtrainer gearbeitet hat und zuletzt einen Antiquitätenladen in Athen besaß, war Anfang 2011 erst zurückgekommen, als die ersten Protestwellen begannen. Er träumt davon, eines Tages Abgeordneter für Maraa im Parlament zu werden: „Das war unsere Chance, dachten wir. Wir wussten, es würde hart werden. Aber so?“ Er findet jenen allgegenwärtigen Schriftzug, den er noch fotografiert, bevor er übertüncht wird: „Assad für immer! Oder wir brennen das Land nieder!“

Auch für eine Diktatur ist es ungewöhnlich, den Untertanen mit der Zerstörung des ganzen Landes zu drohen. Nicht einmal Saddam Hussein oder Muammar al-Gaddafi haben das getan. Es offenbart das seltsame Verhältnis der Assads zum Land. Als Baschars Vater Hafis al-Assad nach dem Massaker in Hama 1982 seinen Bruder Rifaat nach Saudi-Arabien schickte, weigerte sich der saudische König, den Abgesandten zu empfangen. Rifaat ließ Grüße ausrichten und eine seltsame Drohung: „Sollten wir je wieder bedroht werden, sind wir gewillt, nicht nur Hama, sondern auch Damaskus auszulöschen.“

So eisern die Assads seit vier Jahrzehnten das Land im Griff halten, so fremd scheint ihnen die eigene Herrschaft geblieben zu sein. Syrien ist eine Beute, die man festhält, die eher zerstört als preisgegeben wird. Nichts ist selbstverständlich an der Macht Assads und seiner alawitischen Minderheit, im Gegenteil: Vor seinem Putsch waren die Alawiten – ungefähr zehn Prozent des Volkes – die Ärmsten im Land, nach Damaskus kamen sie allenfalls als Dienstboten. Bis Hafis al-Assad sich nach einem Aufstieg in der Armee 1970 endgültig an die Macht putschte. An dieser Macht gilt es für seinen Sohn nun festzuhalten, um jeden Preis. „Sonst brennen wir das Land nieder!“

Eine verwirrte Ruhe herrscht in den Dörfern in diesem Frühsommer 2012, während die Panzertruppen die Städte, deren Bewohner sich erhoben haben, zerrümmern: Homs, Rastan, Deir al-Sor, die nördlichen Vororte von Damaskus.

Jassir al-Hadschi sitzt zwischen seinen ganz persönlichen Fronten. Er ist einer der zivilen Führer des Aufstands in Maraa. Aleppo, die Metropole des Nordens, ist noch vollständig vom Regime kontrolliert. Aber seine 14-jährige Tochter hat dort Abschlussprüfungen am Gymnasium – und ist eisern entschlossen, sie auch abzulegen.

Fast eine Woche lang erleben wir ihn jeden Morgen zitternd, wenn seine Tochter auf Schleichwegen nach Aleppo fährt, begleitet von ihrer Tante, die als unverdächtigtes Frühwarnsystem neben der Schule wartet – sollten Geheimdienstler vordringen, um sie zu verhaften. Nichts passiert. Sechs Wochen später beginnen die Kämpfe in Aleppo.

Jenseits der kleinen Orte fühlt sich Syrien im Sommer 2012 an, als wäre man im Mittelalter gelandet. Niemand weiß, wie die Lage hinter den nächsten Hügeln aussieht. Unwillkürlich verändert sich unsere Wahrnehmung mit den Wegen, die wir nehmen. Auf winzigen Straßen, Feldwegen, über staubige Äcker geht es von Dorf zu Dorf, durch Seitentäler und Olivenhaine. Wir meiden die Städte, die großen Straßen.

Jede Fahrt hinter den Horizont wird zur Expedition, geplant mit Kieselsteinen im Sand und gemalten Detailkarten: Wo stehen die Posten der Armee? Von welchem Hügel übersehen ihre Scharfschützen welche Abschnitte? Funktioniert das Mo-

bilnetz? Falls nicht, hat jemand Funkgeräte? Und vor allem: Wer fährt voran?

Dabei ist wenig an diesen Fahrten planbar. Aber nichts zeigt uns das Land besser als diese Reisen, auf denen wir oft irgendwo stranden, uns Lebensgeschichten anhören, die Gründe, warum ein Soldat übergelaufen, ein Busfahrer Kämpfer geworden ist.

Wir begleiten Verwundete, Deserteure, Flüchtlinge, geraten in Gefechtsbesprechungen – sogar in Waffengeschäfte der FSA. Wie jetzt im Dezember, als wir zufällig bei einem der größten Schieber von Idlib landen, der offen die Quelle seines Nachschubs nennt: „Die Armee des Regimes. Die Offiziere verkaufen uns, was immer wir bezahlen können. Sie wissen, es geht zu Ende. Sie wollen vorher Kasse machen. Dass wir damit auf ihre eigenen Soldaten schießen, ist ihnen egal. Das System war immer korrupt.“

Und wir erleben das Chaos dieses Aufstands, dessen Schwäche zugleich seine Stärke ist: dass er führerlos an allen Enden brodeln. Niemand kann den Anführer der Revolte beseitigen, weil es keinen Anführer gibt. Aber oft weiß auch niemand, wer ihm gerade gegenübersteht: wie bei

Maskana im Nordosten, wo aus Versehen zwei nächtliche Patrouillen verschiedener FSA-Gruppen aufeinander schossen, weil beide dachten, die anderen gehörten zu Assads Truppen.

In Chafsa bei Aleppo kommen wir zufällig dazu, als der Emissär der FSA-Brigade „Freie des Euphrat“ zwei Autos von der FSA-Brigade „Armee der Heiligen Stätten“ zurückhaben will, die letztere an ihrem Checkpoint einbehalten habe: „Ahmed hat gesagt, die müsstest sie beschlagnahmen!“

Stirnrunzeln: „Welcher Ahmed?“

„Na, Ahmed ...“

„Davon haben wir viele.“

Auch die Routen geben Auskunft über die Wirklichkeit. Denn unser Fortkommen folgt einer Topografie der konfessionellen Umwege: In der Provinz Hama in Zentralsyrien liegen nahe beieinander die Dörfer der Alawiten und die Dörfer der Sunniten, die das Gros der Aufständischen ausmachen.

„Früher waren wir einfach Nachbarn“, erklärt ein Fahrer, der eigentlich Schäfer ist. Nun führt unser Weg in weiten Schleifen um jedes alawitische Dorf herum, „denn überall dort haben die Schabiha ihre Posten“: „Schabiha“ bedeutet „Geister“, es sind Milizen, die das Regime seit Beginn des Aufstands aufgerüstet hat, vor allem Alawiten. Denen wird wieder und wieder einge-redet, die Rebellen wollten sie alle umbringen.

In all den Monaten kommen wir nur durch zwei alawitische Dörfer, die neutral geblieben sind. Alle anderen müssen wir umfahren, nahe Hama, Homs und Idlib.

Doch die Erosion der alten Macht geht weiter, nun wechseln auch jene die Seiten, die jahrzehntlang der Kern des Apparats waren: Parteifunktionäre, Offiziere, Beamte. Im Ort Tulul al-Humr tief in der Steppe südöstlich von Hama ist die gesamte alte Führungsriege übergelaufen. Beieinander sitzen: der alte Bürgermeister, ein Geheimdienstler, ein paar Beamte und der örtliche Chef der Baath-Partei, in deren Namen die Assads ihre Familiendiktatur pflegten.

„Jede Woche kam ein Fax aus der Zentrale für die nächste Parteiversammlung“, erzählt der Funktionär vom Anfang der Rebellion: „Darin stand, was ich den anderen zu erzählen hatte über die Universalverschwörung der Zionisten, über Saudis und al-Qaida, die ausländische Terroristen bezahl-



Er darf sich nicht zu sehr aufstützen, sonst bricht der zerschossene Tisch zusammen unter Jassir al-Hadschi, dem Cafébesitzer, der gern Parlamentsabgeordneter würde; Maraa, Juli 2012



Bezahlt werden Waffen in bar, gekauft wird von Offizieren der Regime-Armee. „Die wissen, dass es zu Ende geht“, sagt der Waffenhändler der Rebellen; Provinz Idlib, November 2012

ten, damit die in Syrien kämpfen.“ Er atmet tief durch. „Wissen Sie, meine Söhne gingen da draußen auf die Straße. Ich konnte nicht mehr.“ Er brach mit dem System, „ob ich jetzt gesucht werde, weiß ich nicht mal“. Alle Faxen hat er aufbewahrt, aber dem Thermopapier bekommt die syrische Hitze nicht gut. Die Parolen von der „Universalverschwörung“ verschwimmen im dunkler werdenden Papier.

Die früher in der arabischen Welt beschworene „zionistische Verschwörung“ hat selbst in Syrien langsam ausgedient. Mit al-Qaida und den Dschihadisten ist die Sache allerdings komplizierter.

Seit Ende 2011 hat es eine Reihe von Sprengstoffanschlägen gegen Zentralen der Geheimdienste in Damaskus und Aleppo gegeben. Die Täter schafften es seltsamerweise durch alle Kontrollen direkt an die Hauptgebäude der schwerbewachten Komplexe – aber meist zu Zeiten, in denen die fast leer waren. In aufwendig produzierten Videos, die bald auch in dschihadistischen Webforen kursierten, übernahm eine bis dahin unbekannte Gruppe namens „Dschabhat al-Nusra“, die „Beistandsfront“, unter Führung ihres „Emirs“ Abu Mohammed al-Dschulani die Verantwortung – alles sieht nach einem neuen Ableger der Qaida aus.

Doch niemand in der Opposition kennt die Formation al-Nusra oder ihren ominösen Anführer. Die Rebellen beschuldigen das Regime, die Islamisten truppe al-Nusra erfunden zu haben. Damit solle die ganze Rebellion in die Nähe der Qaida gerückt werden.

Indizien sprechen für eine Urheberschaft des Regimes: Angebliche Opfer der Anschläge, so stellte sich heraus, waren in Wahrheit bereits zuvor gestorben; andere, angeblich umgekommen, laufen plötzlich durchs Fernsehbild, sobald sie sich ungefilmt wähnen.

Ein Arzt des Militärkrankenhauses in Aleppo sagt uns nach Anschlägen auf die dortigen Geheimdienstzentralen: „Wir waren ja zuständig für den Militärgeheimdienst, da kamen nach der Explosion im Februar ein Dutzend Leichen und rund hundert Verletzte. Das Seltsame war: Die Detonation geschah morgens gegen 8.30 Uhr. In Aleppo steht man spät auf, vor elf kommt keiner der Offiziere ins Büro. Wen es traf, waren die Wachleute.“

Beim Anschlag auf den „politischen Sicherheitsdienst“ am

18. März sei er sogar in der Nähe gewesen, auf dem Weg zur Ärztegewerkschaft: „Ich hörte die mächtige Detonation, dachte, es hätte viele Tote gegeben und lief sofort hin. Aber da war nur ein Mann mit einem Kratzer am Arm, sonst niemand.“

Im September gaben zwei gefangen-genommene Schabiha-Führer aus Aleppo unabhängig voneinander an, dass sie mehrfach Sprengsätze vom Luftwaffen-geheimdienst bekamen, um sie an verschiedenen Stellen der Stadt detonieren zu lassen, auf Befehl des Geheimdienstkommandeurs in Aleppo, Adib Salame.

Doch während im Frühjahr nirgends al-Nusra-Mitglieder zu finden waren in der ansonsten recht offenen Szene der Rebellen, tauchen ab August tatsächlich überall im Land Gruppen auf, die sich auch „al-Nusra“ nennen. Wir treffen sie in Aleppo, in Maskana, Deir Hafir und Habul, in Deir al-Sor im Osten und in der Provinz Idlib.

Untereinander wissen die Gruppen wenig voneinander, unisono bestreiten sie, etwas mit den großen Anschlägen in Damaskus und Aleppo zu tun zu haben: „Aber den Namen kennt jeder“, entschuldigt ihr Anführer in Maskana. „Okay, er

stammt vom Regime – aber jetzt haben wir ihn halt übernommen.“ Dasselbe hören wir andernorts. Jeder kann eine Nusra-Zelle aufmachen.

Wie sich nach und nach herausstellt, machten die Anschläge und Bekennervideos nicht nur Eindruck auf westliche Terrorexperten, die umgehend von „al-Qaida in Syrien“ sprachen, sondern auch auf sunnitische Finanziere vor allem in Saudi-Arabien. Die finanzieren gern einen Dschihad.

Al-Nusra entsteht so nun tatsächlich – Rebellenbrigaden mit islamistischem Hintergrund. Sie bleiben klein im Vergleich zur FSA. Aber sie ziehen ausländische Dschihadisten vom Persischen Golf an, aus Jordanien, Nordafrika. „Sie haben andere religiöse Vorstellungen, aber kämpfen mit uns für dasselbe Ziel“, sagt Oberst Abd al-Dschabar al-Okaidi, einer der Vorsitzenden des Militärrats der Rebellen von Aleppo.

Als die US-Regierung schließlich al-Nusra zur Terrorvereinigung erklärt, verschafft ausgerechnet das den verschiedenen Gruppen unter demselben Namen eine Popularität, die sie zuvor nicht hatten. „Erst helfen die Amerikaner uns die ganze Zeit nicht, und jetzt wollen sie vorschreiben, wer hier mitkämpfen darf?“, sagt ein Kommandeur, und so denken viele im Land.

Im Spätsommer 2012 hat der Krieg sein Gesicht geändert: Nun rollen keine Panzer mehr. Wie eine Fallböe des Grauens kommt der Tod aus der Luft. Im September, wir sind im Norden unterwegs, folgt er uns von Ort zu Ort: In Maskana rennen wir los, als alle rennen, wir hechten in einen Keller, als auch schon das ganze Gebäude zittert. Zwei Häuser weiter schlägt eine Bombe ein, die Staubwolke weht herein. Zwei Minuten später kommt die nächste, sie soll die Menge der Retter und Neugierigen treffen. „Das machen die immer so“, sagt ein Passant und klopft sich den Staub aus dem Hemd.

Am nächsten Vormittag in Deir Hafir, eine halbe Autostunde weiter, fliegt eine Maschine direkt über uns ihr Ziel an und bombardiert das größte Lager für Viehfutter im Bezirk.

Am nächsten Mittag sind wir wieder in Maraa bei Jassir al-Hadschi, dem Besitzer des kleinen Cafés, der seit Monaten versucht, so etwas wie eine Stadtverwaltung der Rebellen zu organisieren. Wir sehen das Flugzeug erst spät, das auf das örtliche Kühlhaus nahebei her-



Drei Panzer haben die Dorfrebellen von Kurin unter Führung eines übergelaufenen Offiziers erbeutet, sie werden, leidlich getarnt zwischen Olivenbäumen, repariert; Provinz Idlib, Dezember 2012



Es sollte ein Erinnerungsfoto der drei Helfer in Homs mit dem SPIEGEL-Fotografen Marcel Mettelsiefen (2. v. l.) sein: Abu Mohammed, Abu Jassir, Mashar Tajara. Alle drei sind nun tot; Homs, Januar 2012



Rebellen fahren im Bus an den Punkt, von wo aus es auf Schleichwegen zu Fuß in die umzingelte Stadt Deir al-Sor geht. Und wo nicht mehr geraucht werden darf, auf dass kein Scharfschütze sie sieht; Provinz Deir al-Sor, November 2012

MARCEL METTELSIEFEN / DER SPIEGEL

unterstützt wie ein Raubvogel. Sechs Menschen sterben, als zwei Bomben neben der Verloaderampe einschlagen. Ein FSA-Mann und Verwandter der Toten dreht durch, als wir fotografieren wollen, er richtet seine Waffe auf Jassir und brüllt, dass wir alle verschwinden sollten. Der Besitzer des Kühlhauses versucht, ihn zu beruhigen, zu erklären, dass es richtig sei zu dokumentieren, was geschieht.

„Es hört nicht auf“, hatte der hellsichtige alte Mann im Dorf bei Homs gesagt, damals, im vergangenen Winter. So, denke ich, fühlt sich ein Amoklauf an, wenn plötzlich jemand auftaucht und nur noch töten will. Nur, dass dieser Amoklauf nicht nach einer Stunde vorbei ist. Sondern immer weitergeht.

Wir übernachten am Ortsrand, sehen am nächsten Morgen, wie eine L-39, eigentlich ein Trainingsflugzeug, näher kommt. Wie sie in den Sturzflug geht, zwei Bomben ausgeklinkt werden, winzig aus der Ferne. Wir sehen Rauchpilze hochschießen, hören das Donnern. Getroffen hat es den letzten heilen Wagen der örtlichen Müllabfuhr und zwei Männer, die aus einem Fass Treibstoff verkauften. Zwei Tage später im Morgengrauen zertrümmert eine Bombe das Einwohnermeldeamt von Maraa.

„Assad für immer! Oder wir brennen das Land nieder!“ Die Parole auf den zerstossenen Mauern ist das gesamte Programm der Regierung, es ist ihr einziger Anspruch auf die Macht. Tag für Tag, Ort für Ort kommen jetzt die Jets. Der Staat zerstört den Staat.

Jassir sitzt an seinem kleinen Pressspan-Schreibtisch mit den Einschusslöchern und sagt, er könne keine Beerdigungen mehr sehen. Anfangs hatten wir ihn noch überredet, mit uns zu gehen.

Aber seit der letzten Beerdigung, auf der wir mit ihm waren, schwindet auch unser Vermögen, weitere zu ertragen. Fünf junge Rebellen aus Maraa waren gebracht worden, genauer: das, was von ihnen übrig blieb, nachdem ihre selbstgebaute Rakete schon vor dem Start explodierte. „Das war nicht der Plan“, murmelte Jassir, und dieser Satz passt auf vieles.

Es war nicht der Plan, dass ein Konditor Sprengstoff anrührt und ein Klempner Raketen schmiedet. Es war nicht der Plan, dass Nachbardörfer einander hassen und die Versuche, ein anderes Syrien aufzubauen, im Bombensturm untergehen. Jassir würde immer noch gern Parlamentarier werden, eines Tages: „Wenn ich das hier überlebe.“

Im Nebel von Idlib, auf der achten Reise, suchen wir die drei Adschini-Cousins: Asis, den Dozenten, der an den Spott und die Vernunft glaubte, und die anderen beiden. Was ist aus ihnen geworden?

In Kurin finden wir sie nicht, es ist ein Geisterdorf. Vor einer Hütte in den Hügeln schließlich steht Asis, unrasiert, in Jogginghose, er ist dünn geworden.

Er hatte die Angst besiegen wollen, er wollte nicht schießen. Damals, im April. Aber er ist ein anderer geworden: Heute will er Waschmaschinen verminen, er will Mikrowellen und Fernseher in getarnte

Bomben verwandeln. Das war seine Idee, als das Gerücht kursierte, die Armee komme abermals nach Kurin. „Und wenn sie dann wieder plündern – bumm!“

Sein Cousin Mahmud, der übergelaufene Offizier, hat mit seiner Gruppe tatsächlich drei Panzer erbeutet. Und Mohammed, der stets angepasste Schuldirektor, verfluche neuerdings die Raketen, die sämtliche Scheiben in seinem Haus zersplittert haben – „aber er fragt nicht, wer sie schickt“, klagt Asis.

Die Armee ist nie zurückgekehrt, nur die Flugzeuge kommen. Vor vier Tagen haben sie eine Streubombe über einer Ölmühle in der Nachbarschaft abgeworfen, wo die Bauern mit ihrer Olivenernte warteten. Neun Tote, „diese Menschen haben das ganze Jahr gewartet, um ihre Oliven pressen zu können“.

Asis ist hart geworden, verbittert. Er sagt, er könne jene verstehen, die „Allahu akbar“ rufen und nur noch auf Gott setzen: „Wer hat uns denn sonst geholfen? Niemand.“

Video: Christoph Reuter über seine Reisen nach Syrien



Für Smartphones:
Bildcode scannen,
z. B. mit der
App „Scanlife“

spiegel.de/app12013syrien oder in der SPIEGEL-App

RUSSLAND

Herodes im Kreml

Wladimir Putin
verbietet amerikanischen
Bürgern, russische
Waisenkinder zu adoptieren –
und schadet sich selbst.

In seiner Neujahrsausgabe kürte das Wirtschaftsblatt „Wedemosti“, eine der angesehensten Zeitungen Russlands, die wichtigsten Menschen des vergangenen Jahres: Der neue georgische Premierminister Bidsina Iwanischwili wurde als eindrucksvollster Politiker gefeiert, die Polit-Aktivistinnen der Punkband Pussy Riot wurden zu „Kulturheldinnen“ ernannt. Neben ihnen lächelt auch ein blonder Junge mit blauen Augen von der Titelseite: Dima Jakowlew, das „Opfer des Jahres“.

Dabei war Dima schon im Juli 2008 gestorben: Stundenlang war der knapp Zweijährige bei brütender Hitze in einem Auto eingesperrt, bis er erstickte. Sein amerikanischer Adoptivvater hatte ihn einfach vergessen. Und zur Empörung der russischen Gesellschaft sprach ein amerikanisches Gericht den Mann später vom Vorwurf der fahrlässigen Tötung frei.

Nun aber werde der kleine Dima, so befanden die „Wedemosti“-Journalisten, „als Kindesopfer und gegen jede christliche Moral“ gleichsam ein zweites Mal getötet – und zwar von den Abgeordneten des russischen Parlaments und von Wladimir Putin.

Der Kremlherr hat am vergangenen Freitag ein nach Dima Jakowlew benanntes Gesetz unterschrieben. Es verbietet amerikanischen Staatsbürgern, Kinder aus Russland zu adoptieren – ein Racheakt wie aus den Zeiten des Kalten Krieges.

Denn Amerika hatte zuvor das sogenannte Magnizki-Gesetz beschlossen: Danach dürfen die Verantwortlichen für Menschenrechtsverstöße in Russland nicht mehr in die USA reisen, ihre Konten können eingefroren werden. Das Gesetz ist nach dem Anwalt Sergej Magnizki benannt, der 2009 in einem Moskauer Gefängnis zu Tode gefoltert wurde. Es untersagt rund 60 russischen Beamten, die Schuld daran tragen sollen, die Einreise in die Vereinigten Staaten.

Präsident Barack Obama hatte lange gezögert, das Gesetz zu unterschreiben. Seinen Diplomaten war klar, dass Moskau die Einmischung in seine inneren Angelegenheiten nicht ohne Gegenschlag hinnehmen würde. Wenige in Washington aber hatten mit dieser Antwort des Kreml gerechnet.

Putin hätte den Amerikanern den Abzug ihrer Afghanistan-Truppen erschweren können, der zum Großteil über russisches Territorium verläuft. Er hätte weniger Boeing-Großraumflugzeuge bestellen oder zu einem Boykott gegen iPhones oder Coca-Cola aufrufen können.

Stattdessen nahm der Mann, der sich gern als Macho inszenieren lässt, die Schwächsten der Schwachen in Geiselschaft: die 130 000 Kinder in mehr als 2000 russischen Waisenhäusern. Seit 1991 haben Amerikaner über 60 000 russische Kinder adoptiert, Hunderte finden jedes Jahr ein neues Zuhause in anderen westlichen Ländern.

Mit dem Stopp der US-Adoptionen schadet Putin auch sich selbst, er unter-

schrrieb gegen die Ratschläge seines Außenministers und seiner Sozialministerin. Sogar eingefleischte Amerika-Hasser wie der Starmoderator Michail Leontjew kritisieren nun das Gesetz. Auch aus der sonst Kreml-hörigen orthodoxen Kirche bekommt Putin Gegenwind. „Wir dürfen nicht akzeptieren, dass Entscheidungen, die Kinder betreffen, nach politischer Großwetterlage getroffen werden“, erklärte der Bischof von Smolensk.

Innerhalb weniger Tage unterschrieben mehr als 100 000 Russen eine Petition gegen das Gesetz. Putin-Kritiker im Internet rückten den Kreml-Boss gar in die Nähe des neustamentarischen Königs und Kindesmörders Herodes.

Denn die Zustände in manchen russischen Waisenhäusern sind immer noch schlimm, auch wenn sie sich im Vergleich zu den neunziger Jahren verbessert haben. In einem Kinderheim unweit der sibirischen Stadt Kemerowo etwa starben in diesem Sommer 27 Kinder an Unterernährung.

„Das Schlimmste ist die vollkommene Isolierung der Heimkinder von der Außenwelt“, stellt die Moskauer Kinderhilfsorganisation „Hier und Jetzt“ fest. Zudem adoptieren Ausländer oft jene Kinder, die in Russland niemand haben will, die also nie eine Chance auf eine neue Familie haben. So hat Putins Unterschrift vergangene Woche 46 laufende Adoptionen gestoppt, einige der Kinder sollen behindert sein.

Eine andere Hilfsorganisation hat recherchiert, was mit den 15 000 Kindern geschieht, die jährlich die Waisenhäuser verlassen müssen: Demnach werden 40 Prozent von ihnen zu Kriminellen, jedes fünfte wird obdachlos.

Diese Zahlen halten einer Gesellschaft den Spiegel vor, in der die Kluft zwischen Arm und Reich Menschen entwurzelt und in der mit dem wachsenden Wohlstand auch der Egoismus zunimmt. Das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen schätzt, dass neun von zehn Kindern in russischen Kinderheimen sogenannte Sozialwaisen sind: Sie haben mindestens noch ein Elternteil, wurden aber aus Not oder Bequemlichkeit verstoßen.

Statt sich mit diesen Missständen zu befassen, beschloss die Duma auf Druck des Kreml beinahe einstimmig das Dima-Jakowlew-Gesetz. Eine Abgeordnete der sozialdemokratisch orientierten Partei „Gerechtes Russland“ unterstellte sogar, dass jedes sechste von Amerikanern adoptierte Kind aus Russland sexuell oder für Organtransplantationen missbraucht würde. Dann blieben immer noch genug, „die für einen Krieg gegen Russland eingesetzt werden können“, hetzte sie.

„An dieser Tirade“, kommentierte der Kreml-Kritiker Wiktor Dawidow, „hätte auch Stalin seine Freude gehabt.“

MATTHIAS SCHEPP

Kinder, Betreuerin in einem Moskauer Waisenhaus: Von der Außenwelt isoliert



VALERY SHARFULIN / ITAR-TASS / CORBIS

AUSTRALIEN

„Felder des Donners“

Vor 60 Jahren zündeten die Briten ihre ersten Atombomben – ohne Rücksicht auf eigene Soldaten oder Aborigines in den Testgebieten.

NEWS / NEWSPIX

Henry Carter ankerte mit seinem Boot in einem Sicherheitsabstand von zwei Seemeilen vor der Sandinsel Trimouille. Er deckte das Schiff mit einer Persenning ab und hockte sich unter die schwarzbeschichtete Plane. Dann warf er sich noch ein dunkelgrünes Handtuch über den Kopf.

Der Skipper befolgte alle Anweisungen, die man ihm erteilt hatte. Pünktlich brach schließlich das Inferno los. Zunächst schien ein derart gleißendes, durchdringendes Licht auf, dass es Carter durch die Plane und das Handtuch blendete: „Ein elektrisches Blau von einer Intensität, die ich nie zuvor gesehen hatte.“ Er presste sich die Hände vors Gesicht – und sah dann entgeistert seine

Handknochen, wie auf einem Röntgenfoto.

Zehn, zwölf Sekunden dauerte das Spektakel. Dann kam die Druckwelle. Das Boot bäumte sich auf, Carter hatte das Gefühl, er befände sich „tief unter Wasser“. Schließlich spürte er „einen Vakuumsog, der den ganzen Körper wie einen Ballon aufblähte“.

Über der Lagune von Trimouille stieg ein monströser Rauchpilz fünf Kilometer in die Höhe. Die Sprengkraft der ersten britischen Atombombe, die gerade vor Westaustraliens Küste explodiert war, betrug 25 Kilotonnen. Die Bombe war damit fast doppelt so stark wie die von Hiroshima, die Operation trug den Codenamen „Hurricane“.

Carters Job war es zuvor, britische Nuklearphysiker und deren Helfer vom 80

Kilometer entfernten Festland nach Trimouille überzusetzen. Nun wurde er Augenzeuge, wie das Vereinigte Königreich zur Nuklearmacht avancierte. In einiger Entfernung lagen vier Kriegsschiffe mit zusammen 1075 Mann Besatzung; ein Soldat sagte später, er habe ein „Ölgemälde aus der Hölle“ gesehen.

Die Bombe von Trimouille, gezündet am 3. Oktober 1952, war nur der Anfang: Vor nunmehr 60 Jahren bauten die Briten mit diversen Tests ihre Atom-Streitmacht auf, die Folgen waren verheerend. Während die Amerikaner bei ihren Versuchen das Bikini-Atoll in der Südsee zerstörten und die Franzosen das Moruroa-Atoll, missbrauchten die Engländer ihre ehemalige Kolonie Australien. 22 000 Briten und 16 000 Australier wurden der Strahlung der Bomben ausgesetzt – dazu viele Aborigines.

In Winston Churchills Kabinett herrschte nach den ersten Tests schwungvolle Champagnerstimmung. Wenig später wusste der Feind in Moskau, dass Britannien, wenn es schon nicht mehr die Weltmeere regierte, jetzt ebenfalls die ultimative Vernichtungswaffe besaß. Man war wieder auf Augenhöhe, voller Nationalstolz und Großmachtphantasien: Einige Militärs in London schwadronierten bereits, im Ernstfall sei die UdSSR mit Atombomben zu erledigen.

Auf die Sowjets bezog sich auch die Versuchsanordnung in der fernen Lagune: Die Engländer entfesselten den „Hurricane“ knapp drei Meter unter dem Meeresspiegel im Rumpf der Fregatte HMS „Plym“, weil daheim die Angst umging, die Kommunisten könnten auf ebendiese Weise ein Atom-Attentat in der Themse verüben.

Man wollte Aufschluss gewinnen über die Auswirkungen eines solchen Angriffs, insbesondere auf Menschen. Das Elend von Hiroshima und Nagasaki genügte nicht als Anschauung, die Briten wollten eigene Messdaten und Erkenntnisse sammeln.

Chefstrategie des 1946 begonnenen Programms war der britische Mathematiker William G. Penney, der schon im US-Nuklearzentrum Los Alamos gearbeitet und die Zerstörungen in Nagasaki durch die Plutoniumbombe „Fat Man“ aus einem Begleitflugzeug beobachtet hatte.

Die ersten drei seiner Versuche fanden im Montebello-Archipel statt, zu dem Trimouille gehört, die folgenden im südaustralischen Outback in zwei Gebieten namens Maralinga („Felder des Donners“) und Emu. Außerdem explodierten 1957 drei Wasserstoffbomben über der zentralpazifischen Malden-Insel. Auch auf der etwas nördlich gelegenen Weihnachtsinsel gab es Tests, einige davon mit der 150fachen Stärke jener Bombe, die Hiroshima verwüstet hatte.

Bei weiteren kleineren Versuchen in Maralinga und Emu wurden bis 1963

* Im September 1956 in Maralinga.

hauptsächlich Zündmechanismen erprobt. Eine Bombe, die 1963 auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges über dem Regenwald von Nord-Queensland ausgeklinkt wurde, soll ebenfalls spaltbares Material enthalten haben. Der australische Sergeant Brian Stanislaus Hussey erhielt jedenfalls 1965 einen hohen britischen Orden für sein Mitwirken bei diesem Projekt, drei Jahre später starb er, mit 45, an multiplem Krebs.

Die Öffentlichkeit wusste bis zu den ersten Klagen von Betroffenen in den achtziger Jahren nichts von den skrupellosen Testmethoden, zumal die Beteiligten mit der Todesstrafe wegen Hochverrats rechnen mussten, sollten sie plaudern. Die Briten erfuhren nur, ihr Land sei nun ebenfalls Mitglied im exklusiven Atomclub.

Dass in der von Spinifex-Gräsern bewachsenen Halbwüste von Maralinga beispielsweise ahnungslose Aborigines lebten und jagten, interessierte da noch weniger als die Gesundheit des eigenen Personals. Die Briten argumentierten zynisch, dies dürfe nicht die Verteidigungsinteressen der westlichen Zivilisation beeinflussen. Australiens konservativer Premier Robert Menzies wiegelte zudem ab, es sei „keine denkbare Verletzung von Leben, Körper oder Eigentum“ zu befürchten.

Uran, Plutonium, Cäsium und Strontium regneten auf die Gebiete der Aborigines und führten bei den Ureinwohnern zu Missbildungen, Siechtum und vorzeitigem Tod – über Generationen hinweg. Bei den Einsatzkräften erhöhte sich die Knochenkrebsrate um das Zehnfache. Tot-, Fehl- und Missgeburten häuften sich.

Der Skipper Henry Carter litt bald unter chronischen Seh- und Atemstörungen. Die Tochter des englischen Soldaten Tommy Wilson, der nach dem Big Bang von Trimouille stundenlang mit einem „wie verrückt tickenden“ Geigerzähler durch die Gegend geschickt worden war, erkrankte an der seltenen Langerhans-Zell-Histiozytose, einer aggressiven Veränderung des Blutbildes. Seine Enkelin Julie wurde mit deformierten Füßen und Wucherungen im Verdauungstrakt geboren.

In Maralinga schmolz roter Wüstensand zu Glas, als auf 30 Meter hohen Metallgerüsten die Sprengköpfe für Atomwaffen mit Namen wie „Rotbart“ oder

„Blaue Donau“ explodierten. Die Druckwellen schleuderten Vögel aus den Bäumen, schwarzer Regen zog über das Land, sogar bis ins 850 Kilometer entfernte Adelaide.

Viele Opfer trugen nur Khaki-Shorts und Hemden, denn die Briten wollten verschiedene Sorten Kleidung auf Strahlungsresistenz prüfen – vom Freizeitdress bis zu weißen Schutzoveralls. Offiziere und Zivilisten mussten nur Stunden nach Detonationen durch verstrahltes Gelände gehen oder fahren, manche sogar über die kontaminierte Erde kriechen. Auf Kommando wälzten sich ganze Hundert-

frachtet, das meterhoch eingezäunt und von Bundespolizei bewacht war. Kaum jemand durfte es betreten.

Der Kühlanlagentechniker Fred Wilkinson indes hatte Zugang, er erinnerte sich an Geräusche „wie von schnatternden Geisteskranken“. Australiens Regierung, gedrängt von Veteranenverbänden und mittlerweile auf Anti-Atom-Kurs, bildete 1984 eine Untersuchungskommission. Sie fand jedoch keine Belege dafür, dass Behinderte getötet wurden.

1958 verabschiedeten sich die Briten von ihrem kostspieligen Programm und verzichteten auf weitere Tests. Die Amerikaner hatten ihnen Einsicht in vertrauliche Daten aus Los Alamos gewährt. Danach erschien es London sinnvoller, den großen technologischen Vorsprung der USA zu nutzen und als Juniorpartner in deren Programm einzusteigen.

Zudem musste sich London später mit Schadensersatzansprüchen befassen. Hartnäckige Strahlenopfer und ihre Unterstützer taten alles, um die Öffentlichkeit aufmerksam zu machen. Spektakulär war beispielsweise der Auftritt einer Aborigines-Delegation, die Anfang der neunziger Jahre einem Parlamentsausschuss in London einen Brocken Plutoniumerde präsentierte.

Die Aufarbeitung der Versuche gestaltete sich schwierig, weil etwa Krankenblätter des Maralinga-Hospitals verschwunden und in anderen Unterlagen die Namen stark verstrahlter Opfer getilgt waren. Erst als der Kommissionsvorsitzende James McClelland, ein Richter und Ex-Senator, die Briten der Vertuschung bezichtigte, machten die, höchst widerwillig, einige Dokumente zugänglich.

Canberra zahlte bereits Millionen an Soldaten und Hinterbliebenen, die Aborigines im Maralinga-Gebiet erhielten pauschal umgerechnet elf Millionen Euro. Die Briten gewährten ihren Staats-

angehörigen Pensionen oder Hinterbliebenenrenten, ohne aber bisher offiziell eine Verantwortung einzugestehen.

Dennoch laufen bis heute zahlreiche Klagen auf Schadensersatz von überlebenden Strahlenopfern, sechs Jahrzehnte nach Beginn der Tests. Vor anderthalb Jahren erreichten ihre Anwälte vor dem Obersten Gericht in London einen wichtigen Sieg. Die Verjährungsfrist für ihre Klage wurde ausgesetzt. Aber jeder dritte Veteran war schon zur Jahrtausendwende tot, die meisten starben an Knochenkrebs oder Leukämie.

RÜDIGER FALKSOHN



Löscheinsatz nach Atombombentest 1952: Codename „Hurricane“



Aborigines-Aktivistin in London 1991: Siechtum und Tod

schaften über den Boden. „Wir waren wie Versuchskaninchen, Teil eines Experiments“, sagt ein Ex-Soldat.

Bis heute kursieren Vorwürfe, dass auch Behinderte systematisch zu Testzwecken missbraucht und den Strahlen besonders rücksichtslos ausgesetzt worden seien. Ein Zeuge, der ehemalige Royal-Air-Force-Pilot Allen Robinson, behauptete schon Ende der achtziger Jahre gegenüber einem Wissenschaftler der Universität Perth, er habe Behinderte nach Maralinga eingeflogen – „aber nicht wieder hinaus“. Sie wurden angeblich in ein Gebäude nördlich der Landebahn ver-

Nur für Studenten:

12 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!

GRATIS
zur Wahl



Halfar-Umhängetasche

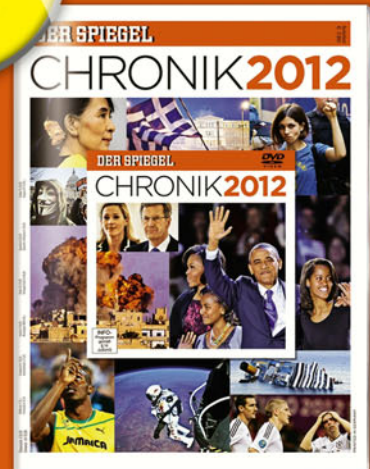
Mit Reißverschluss-Hauptfach, Reißverschluss-Vortasche, Organizer-Fächern und seitlicher Handy-Tasche. Längenverstellbarer Umhängegurt. Material: Baumwolle. Maße (BxHxT): ca. 33x26x11 cm.



Komplett
für nur
€ 19,90
Über 60 %
gespart!

Oral-B-AdvancePower-Batteriezahnbürste

Reinigt mit ihrem rotierenden Putzsystem besser als eine herkömmliche Handzahnbürste. 2-D-Reinigungstechnologie mit 9600 Rotationen pro Minute. Inkl. einer Precision-Clean-Aufsteckbürste und Batterien.



Ihr Zusatzgeschenk: SPIEGEL-Chronik 2012 mit DVD

B&F - Borken



Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **12x den SPIEGEL ohne Risiko testen und über 60 % sparen**
- ☒ **Wunschgeschenk sichern**
- ☒ **UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL gratis**

+ 12x den digitalen SPIEGEL gratis



- Schon sonntags ab 8 Uhr
- Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- Einfach kostenlose DER SPIEGEL-App installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- Optimierte für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle und PC/Mac

Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 50,40 im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für kurzzeit € 2,95 statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

Mein Wunschgeschenk:

☐ Halfar-Umhängetasche (2403) ☐ Oral-B-Batteriezahnbürste (3382) + Zusatzgeschenk SPIEGEL-Chronik 2012 mit DVD

Frau
Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ Ort Geburtsdatum 1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug ☐ BLZ Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert. Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Datum, Unterschrift X SP13-014

Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg

Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP13-014
 Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



Ehrenamtliche mit Essensspenden

USA

Beschleunigter Verfall

Die Stadt, in der McDonald's gegründet wurde, ist bankrott. Amerikas Kommunen haben zwei Billionen Dollar Schulden.

Ketchup und Senf. Immer die gleiche Menge. Das ist das Geheimnis der Portioniermaschine, die Albert Okura in die erste Vitrine seines McDonald's-Museums gestellt hat. Er hat fast alles gesammelt, was McDonald's je produzierte: Pappbecher, Papierservietten, Spielzeug aus den Kindertüten, den Wohlstandsmüll aus Amerikas fettesten Jahren. Aber nichts ist ihm wichtiger als diese kleine Maschine aus Blech. „Es war eine geniale Idee“, sagt er, „so ist jeder Hamburger gleich.“

Er glaubt an die Idee, auch heute noch. Sie erinnert ihn an die großen Jahre des Städtchens San Bernardino, als dort, wo heute sein Museum steht, die Brüder Richard und Maurice McDonald ihren ersten Schnellimbiss eröffneten. Alle wollten diesen seltsamen Laden sehen, damals, 1948. Sie kamen aus dem ganzen Land, und irgendwann kam auch der Handlungsreisende für Milkshake-Mixer Ray Kroc. Er formte dann später aus der Imbissbude einen milliarden schweren Weltkonzern. Könnte das nicht wieder passieren? Könnte nicht auch er, Albert Okura, Sohn eines japanischen Einwanderers, eines Tages entdeckt werden, 70 Jahre nach den Gebrüdern McDonald, genauso, mit ein bisschen Geduld und einer guten Idee?

Am 1. August hat San Bernardino in Kalifornien, eine Autostunde östlich von Los Angeles entfernt, Konkurs angemeldet, eine Stadt, die heute zu den gewalttätigsten und ärmsten Städten Amerikas

zählt. Die Stadt, die einst das Fundament für eine der größten Erfolgsgeschichten Amerikas war, kann sich heute nicht einmal mehr ihre Polizisten leisten und verrotet im eigenen Müll.

Es ist eine Katastrophe für alle, die dort geblieben sind. Aber es ist auch die Bankrotterklärung eines Landes, das die Jahrzehnte des Wohlstands nicht nutzte, um einen handlungsfähigen Staat zu erhalten. Auf allen Ebenen fehlt nun das Geld: in Washington, in den Bundesstaaten, in Städten und Kommunen. Amerika investierte nicht mehr in seine Infrastruktur und schwächte damit das Fundament, das allen Amerikanern eine Chance gibt auf ihren Anteil am amerikanischen Traum.

San Bernardino ist die dritte Stadt in Kalifornien, die im vergangenen Jahr Konkurs anmelden musste. Ende Juni war es Stockton, dann folgte der Skiort Mammoth Lakes. Die Mehrheit der amerikanischen Städte ist mittlerweile hochverschuldet; anders als die Regierung in Washington haben sie keine Möglichkeit



mehr, sich Geld zu leihen. Das bekommen die Bürger zu spüren. „Die Deadline für Städte und Kommunen“, schrieb der „Economist“, „ist nicht erst in zehn Jahren, sie ist schon übermorgen.“

Die Analystin Meredith Whitney, die das Schicksal von Citigroup und Lehman Brothers vorausgesagt hatte, warnte bereits Ende 2010 vor dem Kollaps der amerikanischen Städte und Kommunen. Bis zu hundert seien vom Konkurs bedroht, mit möglichen Verlusten von mehreren hundert Milliarden Dollar. Die Höhe der kommunalen Schulden liegt mit 2 Billionen Dollar zwar unter den 16 Billionen, die die Regierung in Washington angehäuft hat. Die Krise führt jedoch unmittelbar zu Einschnitten bei der Versorgung.

San Bernardino kann inzwischen nicht einmal mehr die Gehälter der Angestellten zahlen. Um Kosten zu reduzieren, hat die Stadt knapp 20 Prozent ihrer Leute entlassen, der Rest musste eine Gehaltskürzung von 10 Prozent hinnehmen. Die Zahl der Mitarbeiter des Bürgermeisters wurde von neun auf zwei reduziert. Drei der vier Büchereien wurden geschlossen, ebenso zwei Beratungsstellen gegen Bandengewalt. Möglicherweise muss sich die Polizei künftig mit Kollegen benachbarter Gemeinden die Autos teilen. Das sind keine guten Nachrichten in einer Stadt, in der es 2012 über 32 Morde gab und die zu den hundert gefährlichsten Orten der USA zählt.

45 Millionen Dollar fehlen San Bernardino, 213 000 Einwohner, im laufenden Haushaltsjahr. Schon jetzt kann die Stadt ihre dringlichsten Verpflichtungen nicht mehr erfüllen. Dazu gehören auch die Pensionszahlungen ihrer Angestellten, die einfach ausgesetzt wurden.

Mit der Finanzkrise sind die Einnahmen weggebrochen, die Umsatzsteuer, vor allem aber die Vermögensteuer auf Häuser und Immobilien, die nahezu wertlos geworden sind.



Feuerwehrleute in San Bernardino

Die Zahl der Zwangsversteigerungen liegt dreieinhalbmal so hoch wie im Bundesdurchschnitt. Und jeden Tag beschleunigt sich der Verfall. In Detroit haben sie die Vorgärten verlassener Häuser noch mit grüner Farbe besprüht, damit es wenigstens so aussieht, als wüchse da Rasen. In San Bernardino haben sie nicht einmal Geld für die Farbe.

Beena Khakhria ist Immobilienmaklerin in San Bernardino. Sie arbeitet für die Neighborhood Housing Services of the Inland Empire, kurz NHSIE, eine gemeinnützige Organisation, die leerstehende Häuser vor dem Verfall retten will. Sie bietet mit, wenn Häuser zwangsversteigert werden. Wenn sie den Zuschlag bekommt, lässt sie die schlimmsten Schäden reparieren, lässt verrottete Fenster und verseuchte Böden austauschen, und sucht dann einen Käufer, der nachweisen muss, dass er in der Stadt wohnen will.

Es ist der Versuch zu retten, was eigentlich nicht mehr zu retten ist: Häuser wie das in der Rose Street, direkt gegenüber von der Interstate 210. Die Interstate ist ein Monster aus Stein und Beton, achtspurig und laut. Khakhria würde das Haus gern kaufen, ein Einfamilienhaus mit drei Schlafzimmern, zwei Bädern. 56 000 Dollar soll es kosten, das entspricht einem Zehntel des Preises für Apartments in besseren Gegenden von Los Angeles. Aber gegenüber der Autobahn?

Doch Khakhria hat nicht die Sorgen, die Immobilienmakler in besseren Orten haben. „Perfekte Lage“, sagt sie. „Für die Kunden, die ich habe, ist es ein Vorteil, dass der Highway in der Nähe ist. Sie fühlen sich sicherer, wenn es in ihrer Nachbarschaft nicht wie ausgestorben ist.“

Die staatlichen Investitionen in die Wirtschaft sind seit den siebziger Jahren stetig gesunken. Während das Vermögen der öffentlichen Hand 1975 noch 72 Prozent des Bruttoinlandsprodukts betrug, liegt es heute unter 55 Prozent. Wieder-

holt gab es zwar Projekte – Stadien, Gemeindezentren –, die Amerikas Bürgermeister bauten, teilweise mit geborgtem Geld. Aber es fehlte ein Gesamtkonzept. Der Staat plante keine Großbauten mehr wie in den dreißiger Jahren den Hoover-Damm oder in den Fünfzigern das Interstate-Highway-System.

Die Städte wurden indes oft zu Selbstbedienungsapparaten für Bürgermeister, Staatsbedienstete, Polizisten, die immer mehr Geld verlangten und sich neue Privilegien schufen. In San Bernardino gibt es heute Feuerwehrmänner, die 100 000 Dollar im Jahr verdienen. Der Beitrag zur Rentenversicherung, den die Stadt zahlt, ist parallel dazu angestiegen und dreimal so hoch wie noch vor zehn Jahren. Die Pensionsforderungen verschlingen 15 Prozent des Budgets. Das macht die Stadt handlungsunfähig.

In der politischen Debatte ging es stattdessen vor allem um eines: um niedrigere Steuern. Nur ein Prozent beträgt die Vermögensteuer in San Bernardino. Sie war einmal deutlich höher, wurde aber durch einen Bürgerentscheid reduziert. Auch das rächt sich nun. Es fehlt ein modernes Verkehrssystem, das San Bernardino an die Metropole Los Angeles anbindet, ohne die langen Staus auf den überlasteten Freeways.

Es war wohl das, was Präsident Barack Obama meinte, als er im Wahlkampf sagte, unternehmerischer Erfolg sei nicht ohne einen starken Staat möglich. „You didn’t build that“, rief er einem Unternehmer zu: Du hast deine Firma nicht allein geschaffen.

Es ging Obama um den Irrglauben, dass jeder ganz allein für Erfolg oder Misserfolg verantwortlich wäre. Aber hartnäckig stemmten sich die Republikaner meistens gegen Steuererhöhungen. Amerika steckt in der Krise, weil es zu lange genauso gedacht hat: dass jeder für sich allein verantwortlich ist.

Albert Okura, der Mann, dem das McDonald’s-Museum gehört, hat 1984 eine Imbisskette für Grillhähnchen gegründet, die er „Juan Pollo Chicken“ nannte. Deren Erfolg, sagt er, beruhe auf dem gleichen Prinzip wie dem der Portioniermaschine von McDonald’s: Er grille alle Hähnchen sekundengenau gleich.

32 Filialen besitzt er inzwischen, er ist einer der wenigen, die Erfolg haben in San Bernardino. Er würde gern ein Restaurant in Los Angeles eröffnen, aber dazu fehlt ihm das Geld. Ein Restaurant in Los Angeles kostet viel mehr als alle seine Restaurants in der Stadt, in der niemand mehr leben will.

„Chicken man“ nennt er sich selbst. Sein Lebensziel sei es, sagt er, so viele Hähnchenschenkel zu verkaufen wie sonst niemand in der Welt.

Deshalb versucht er auch, in die Zeitung zu kommen. Für ein Fest zum Jahrestag der Gründung von McDonald’s mietete er mal einen Sportwagen und stellte ihn auf den Hof des Museums. Es war sein Versuch, sich als reicher Geschäftsmann zu inszenieren. Aber dann wurde der Wagen vom Hof des McDonald’s-Museums gestohlen.

Und am folgenden Morgen stand Okuras Name tatsächlich in der Zeitung, unter der Überschrift: „Auto geklaut“.

MARC HUJER

Video: Tour durch Okuras McDonald’s-Museum



Für Smartphones:
Bildcode scannen,
z. B. mit der
App „Scanlife“

spiegel.de/app12013museum oder in der SPIEGEL-App



Retter aus der Matrix

GLOBAL VILLAGE: Wie WikiLeaks-Mitgründer Julian Assange seine Anhänger auf die Revolution einschwört

Er wisse, was zu tun sei, sagt Bryan. Er habe einen Plan. „Kann sein, dass ich im Knast lande, aber das ist doch die Schönheit dieses Plans.“ Er will die Leute wachrütteln. So wie es der Mann auf dem Balkon gesagt hat.

Einige Tage zuvor stand Bryan mit seinem Bruder Daniel vor einem Backsteinhaus in London und wartete auf seinen Helden. Die Brüder hielten Kerzen in den Händen, sie sahen damit aus wie zwei Messdiener. Ihre Gesichter leuchteten.

Bryan ist 23 Jahre alt, studiert in London Nahostpolitik, er trug eine Pudelmütze. Daniel ist 26, studiert Wirtschaft in Rotterdam und hatte einen dicken Wollschal um seinen Hals geschlungen. Sie froren trotzdem. Die beiden wuchsen in Holland als Söhne eines niederländischen Kaufmanns und einer Ecuadorianerin auf, Daniel lebte unter anderem in Quito, Prag und Berlin; Bryan war ein Jahr in Kairo, bevor er nach London zog. Sie sprechen Englisch miteinander. Bryan ist der Nachdenklichere der beiden, er sagt: „Ich habe gemerkt, dass ich in den letzten drei Jahren radikaler geworden bin.“

Ein paar Schritte weiter schwenkten Demonstranten Schilder, auf denen „Beschützt Assange“ zu lesen war. Kameraobjektive, Tonangeln und Scheinwerfer reckten sich dem Balkon entgegen. Polizisten stießen Atemwölkchen aus. Man fragte sich, wen oder was die Polizisten beschützen sollten. Das Haus vor der Außenwelt oder die Welt vor jenem, der darin lebt?

Daniel und Bryan versuchten, auf Zehenspitzen, in die Wohnung zu blicken. Hinter den Vorhängen von Apartment 3b im Hochparterre, Hans Crescent Nummer 3, liegt die Botschaft Ecuadors. Julian Assange, 41 Jahre alt, Mitgründer von WikiLeaks, ist im vergangenen Juni hierher geflohen. Er wollte verhindern, dass ihn die britische Justiz an Schweden ausliefert, wo er unter anderem wegen des Verdachts der Vergewaltigung gesucht wird.

Assange bezog ein 15 Quadratmeter kleines Zimmer und dachte, das Problem mit den Schweden sei lösbar. Inzwischen ist es Winter. Mit seinen Unterstützern in aller Welt hält er per E-Mail, Skype

und Telefon Kontakt. Hin und wieder tritt er auf den kleinen Eckbalkon mit dem weißen, gusseisernen Geländer und spricht ein paar Worte zu seinen Fans.

Er wollte kein Häftling sein, er wehrte sich, aber ein Teil seiner früheren Anhänger wandte sich dennoch von ihm ab. Einige halten Assange mittlerweile für einen tyrannischen Egomane; andere sind enttäuscht, dass WikiLeaks kaum noch Enthüllungen produziert, weil die Organisation fast nur mit ihm beschäftigt ist. Außerdem kostete seine Flucht einige prominente Fürsprecher wie den Journalisten Phillip Knightley und den Nobelpreis-

aber ein Mitarbeiter des Senders Channel 4, der um ein Interview bettelte.

Die Massenmedien würden stören, verzerren und lügen, sagt Bryan, angeblich verstellen sie die Sicht auf die entscheidenden Dinge. Das war an diesem Abend keine Metapher. Bryan und Daniel sahen wirklich nichts. Vor ihnen balancierten Kameralleute und Fotografen auf Trittleitern. Die Brüder standen hinter einer Wand aus Goretex-Jacken.

Bryan sagt, es gebe zu wenige, die die Mächtigen entlarven. Noam Chomsky, der Autor, ist zu alt, und Slavoj Žižek, der Pop-Philosoph, ist ein Witz. Assange dagegen handle. Er verkündet Wahrheit, wo andere Atemwolken machen. So sieht es Bryan.

Während er in Kairo lebte, schrieb er für eine Nachrichtenseite Artikel über die arabische Revolution. Seine WG lag wenige Schritte vom Tahrir-Platz entfernt. „Ich war kein guter Journalist.“ Er wollte nicht neutral sein und verstehe nicht, wie man Berichterstattung als Job begreifen könne. Er hasst diese Fernsehreporter, die in ihre Objektive starren und es als Berufung missverstehen, Assanges Rede später in Stücke zu hacken. Er zeigt auf die Goretex-Jacken. „Sie begreifen nicht, was hier passiert.“

Assange rief, er werde oft gefragt, was man tun könne. Man müsse begreifen, wie die Welt

funktioniere, dann müsse man handeln. Nach zwölf Minuten ging er zurück in sein Zimmer. Auf dem Weg in den nächsten Pub sagte Bryan zu seinem Bruder: „An Assange kannst du beobachten, was passiert, wenn du wirklich subversiv bist.“

Daniel nickte. Die Schüchternheit war aus ihren Gesichtern gewichen. Bryan sagte, er wolle nicht immer nur reden.

Einige Tage später erzählt er von seinem Plan, mit Freunden den öffentlichen Raum zurückzuerobern. Überall in der Stadt stünden Werbetafeln. Konzerne würden damit die Massen beeinflussen, indem sie halbnackte Frauen zeigten. Mit dem Angriff auf die Werbetafeln beginne die Revolte. Bryan will das Risiko eingehen, auch wenn er erwischt wird. Sein Held sitzt schließlich auch in einer Zelle.

CHRISTOPH SCHEUERMANN



Assange-Fans in London: „Kampf gegen das System“

träger John Sulston, die bei der Polizei für ihn gebürgt hatten, viel Geld.

Assange trat auf den Balkon. „Guten Abend, London!“ Er war bester Laune. Bryan zog sein Fotohandy hervor. Die Kritik an Assange hält er für ein weiteres Manöver der globalen Elite, einen Gegner kaltzustellen. Für ihn und seinen Bruder ist der Mann auf dem Balkon der Retter, der aus der Matrix gestiegen ist. Ein Rebell des 21. Jahrhunderts. „Er kämpft gegen das System“, sagt Daniel.

Das System besteht in seinen Augen aus einem Konglomerat dicker alter Männer. Politiker, Konzernchefs, Banker, all jene, die Geld und Macht besitzen. Als Assange zu sprechen begann, brüllte ein Mann durch ein Megafon: „Julian!“ Der Mann trug eine Fliege, man hätte ihn für einen Teil der Elite halten können. Es war

BOXEN

Zäher Oldie

Der Schwergewichtsboxer Andreas Sidon feiert im Februar seinen 50. Geburtstag, das ist ein Alter, in dem man nicht mehr als Profi in den Ring steigen sollte. Doch genau dies hat Sidon vor. Ende März will der ehemalige deutsche Meister in seiner Heimatstadt Gießen gegen den Kanadier Sheldon Hinton antreten, dem er vor drei Jahren in Edmonton noch klar unterlegen war. Die Halle für den Fight sei bereits gebucht, sagt Sidon. Der allein-erziehende Vater von drei Kindern steigt als Weltmeister des unbedeutenden Verbandes World Boxing Union in den Ring. Den Titel hat er sich im vorigen Mai bei einem Kampfabend im rheinland-pfälzischen Ransbach-Baumbach durch einen Punktsieg gegen den Weißrussen Henadzi Daniliuk geholt. Sollte Sidon abermals gegen Hinton verlieren, will er mit dem Boxen aufhören – was vor allem beim Bund Deutscher Berufsboxer für Erleichterung sorgen dürfte. Vor über fünf Jahren entzog der Verband dem Box-Oldie aus gesundheitlichen Gründen die Lizenz. Sidon klagte und boxte einfach weiter, indem er sich für seine Kämpfe eine einstweilige Verfügung besorgte. „Ich bin fit, Boxen macht mir nach wie vor Spaß“, sagt Sidon. Demnächst wird sein Fall vor dem Bundesgerichtshof verhandelt. Sollte er vor den Richtern den Kürzern ziehen, würde dies den Auftritt gegen Hinton nicht gefährden. Sidon hat sich bereits sicherheitshalber eine lettische Kampflizenz besorgt.



Sidon

BERT BOSTELMANN / BILDFOLO



Michu

AFP

FUSSBALL

Spanische Entdeckung

Big Names, große Namen, sind ein wesentlicher Grund, warum die englische Premier League weltweit noch immer als attraktivste Fußballmarke gilt. Vor allem die mediale Dauerpräsenz von Stürmerstars wie Mario Balotelli (Manchester City), Wayne Rooney und Robin van Persie (Manchester United) oder Luis Suárez (FC Liverpool) befeuert weltweit das Interesse – auch wenn die englischen Clubs in den europäischen Wettbewerben zuletzt eher schwach gespielt haben. Die Figur der Hinrunde auf der Insel ist jedoch keiner der Glamourboys und Großkopferten, sondern ein 26-jähriger Spanier, den in England bis vor kurzem allenfalls Experten kannten: Mittelfeldspieler Miguel Pérez Cuesta, der Einfachheit halber von allen Michu genannt, von Swansea City, dem einzigen wali-

sischen Verein in der Premier League. Michu, der im Sommer für vergleichsweise günstige 2,5 Millionen Euro vom spanischen Erstligisten Rayo Vallecano kam und zuvor jahrelang in der zweiten spanischen Liga gekickt hatte, führte nach 19 Spieltagen mit 13 Treffern zusammen mit van Persie die Torjägerliste an. Der großgewachsene Offensivmann, der fünf seiner Treffer mit dem Kopf und sieben mit seinem linken Fuß erzielte, besticht zudem durch sein branchenuntypisches Auftreten: Michu gibt sich selbstironisch („Mein Spiel sieht immer ein wenig seltsam aus“) und bescheiden. Seine erste Nacht in Wales verbrachte er klaglos im Haus der Mutter des Zeugwarts von Swansea City – der Abgesandte seines neuen Clubs, der ihn am Flughafen abholen sollte, hatte ihn vergessen.

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Unter Dauerstrom“

Handball-Nationaltorwart Silvio Heinevetter, 28, über die Chancen des deutschen Teams bei der Weltmeisterschaft, Lehrjahre bei einem früheren DDR-Trainer, Würfe in die Weichteile und seine Beziehung mit der Schauspielerin Simone Thomalla



Handballstar Heinevetter

BENNO KRAEHAHN / DER SPIEGEL

SPIEGEL: Herr Heinevetter, im Januar spielen Sie mit der deutschen Nationalmannschaft bei der Weltmeisterschaft in Spanien. Haben Sie Angst, sich zu blamieren?

Heinevetter: Auf keinen Fall. Ich freue mich auf die WM und will etwas erreichen. Ich fahre dort nicht hin, um Sechster zu werden.

SPIEGEL: Bei der WM 2011 war die Nationalmannschaft schlecht wie nie zuvor, es reichte nur zu Platz elf. Was macht Sie nun so zuversichtlich?

Heinevetter: An guten Tagen können wir jede Mannschaft schlagen. Das ist keine Floskel. Dummerweise ist es aber auch so, dass wir an einem schlechten Tag gegen eine Gurkentruppe verlieren können. Das ist das Unbefriedigende. Unsere Gegner können sich nie sicher sein, was auf sie zukommt.

SPIEGEL: Das klingt eher nach Galgenhumor.

Heinevetter: Im Ernst: Es wird nicht leicht. Unsere zwei wichtigsten Rückraumspieler fallen verletzt aus, und einer unserer besten Torschützen fehlt. Dazu kommen noch die Spieler, die absagten, weil sie keine Lust haben.

SPIEGEL: Wer macht denn so was? Meinen Sie den Flensburg Rückraumspieler Holger Glandorf, den Bundestrainer Martin Heuberger wegen seines WM-Verzichts scharf kritisierte?

Heinevetter: Ich nenne hier keine Namen, aber es gibt schon Spieler, die gesagt haben, der Verein sei ihnen wichtiger. Ein bisschen kann ich das sogar verstehen, schließlich werden sie ja auch vom Club bezahlt und nicht von der Nationalmannschaft. Die Jungs sind vielleicht etwas angeschlagen; dann ohne Pause die WM zu spielen und danach nahtlos zurück in den Bundesliga-Alltag – das ist ein ganz schöner Schlauch.

SPIEGEL: Für Sie wäre abzusagen keine Option?

Heinevetter: Wenn das Vaterland ruft, bin ich da.

SPIEGEL: Vor sechs Jahren war Handball in Deutschland so populär wie noch nie. Damals gewann die Nationalmannschaft die WM im eigenen Land, das Finale sahen bis zu 20 Millionen Zuschauer im Fernsehen. Warum ist von dem Boom nichts übrig geblieben?

Heinevetter: Ein Grund ist, dass der Erfolg nicht richtig vermarktet wurde. Es gab genügend Sponsoren, die in den Handball einsteigen wollten, aber der Verband ist nicht auf sie zugegangen, er arbeitet in dieser Sache nicht zeitgemäß.

SPIEGEL: Können Sie uns denn erklären, warum inzwischen Länder wie Frankreich, Dänemark und sogar Montenegro stärker sind als Deutschland?

Heinevetter: Viele der Spieler, die 2007 den Titel gewannen, haben noch zwei Jahre im Nationalteam weitergemacht. In dieser Zeit hätte aber schon der Nachwuchs rangemusst. Die Spieler, die jetzt nach Spanien fahren, sollen es reißen, haben aber zu wenig internationale Erfahrung. Es gibt Teams, deren Spieler im selben Alter sind wie wir, die aber schon vier Jahre länger für ihr Land dabei sind.

SPIEGEL: So eng wie im Handball ist der Terminkalender in kaum einer anderen Sportart. Bundesliga, Champions League und jedes Jahr zwischendurch noch eine EM oder eine WM. Ist das für Sie als Torwart genauso strapaziös wie für einen Feldspieler?

Heinevetter: Mit der Position hat das nichts zu tun. Das Anstrengende sind nicht nur die vielen Spiele, was wirklich reinhaut, sind die Reisen. Du spielst in Zagreb, drei Tage später in Magdeburg, dann nach Hause, nach Berlin, eine Nacht im eigenen Bett, dann nach Weißrussland. Ich kann nach einem Spiel ganz schlecht einschlafen, weil ich so aufgedreht bin. Ich liege mit aufgerissenen Augen im Bett und komme oft erst um vier Uhr morgens zur Ruhe, da hilft kein Schäfchenzählen. Das geht mit der Zeit in die Knochen. Wenn ich einen Fußballer jammern höre, dann denke ich: Der beklagt sich aber auf hohem Niveau.

SPIEGEL: Wer ist der bessere Torhüter: Manuel Neuer oder Sie?

Heinevetter: Der Vergleich ist grundsätzlich schwierig. Ich würde sagen: Neuer ist der beste Torwart, ich bin der allerbeste. Man muss an sich glauben.

SPIEGEL: Sie wagen sich ja ziemlich weit hervor. Manuel Neuer hat ein größeres Tor und einen größeren Strafraum zu beherrschen.

Heinevetter: Bei uns geht es viel intensiver zur Sache als im Fußball, die Feldspieler geben ständig Vollgas, und ich bin unter Dauerstrom, weil ich mich ohne Pause konzentrieren muss. Sie glauben nicht, wie das an die Substanz geht. Meine Wäsche ist nach einem Spiel komplett durch, wirklich klitschnass. Im Fußball kommt es vor, dass der Torwart friert.

SPIEGEL: Manchmal springt ein Gegner auf Sie zu, er ist dann nur zwei Meter von Ihnen entfernt, wenn er den Ball mit Tempo 110 aufs Tor feuert. Wie können Sie so einen Wurf halten?

Heinevetter: Du kannst in so einer Situation nicht mehr reagieren, du musst anti-

zipieren, du musst erraten, wohin er werfen will. Ich gucke viele Videos und weiß von den meisten Spielern, wann sie am liebsten in welche Ecke zielen. Wenn ich das nicht weiß, dann kann ich oft anhand der Bewegung des Spielers, an seiner Armhaltung erkennen, wohin der Ball fliegen soll.

SPIEGEL: Man sieht Sie in abenteuerlichen Körperhaltungen durch den Kreis fliegen, im Spagat oder sogar mit einem Fuß über dem Kopf. Sie sind schon ein bisschen irre, oder?

Heinevetter: Hin und wieder weiß ich auch nicht genau, was ich da tue. Ich bin dann



Nationaltorhüter Heinevetter

„Ich kriege den Ball gegen den Kopf, c'est la vie“

selbst erstaunt über mich. Mir ist die Technik aber relativ schnuppe, ich will einfach den Ball halten, egal wie.

SPIEGEL: Sie kriegen oft den Ball ins Gesicht, in den Bauch, in die Weichteile. Muss man als Handballtorwart masochistisch veranlagt sein?

Heinevetter: Man stellt sich das so vor, es ist aber Quatsch. Wenn mich ein Ball unvorbereitet im Gesicht trafe, dann würde ich umkippen wie ein Baum. Aber ich rechne ja damit, getroffen zu werden, ich will es sogar. Im Spiel bin ich so vollgepumpt mit Adrenalin, ich spüre die Schmerzen nicht. Ich trage ein Suspensorium, das ist schon lebensnotwendig. Und

im Gesicht, da geht es eigentlich. Erst zu Hause auf dem Sofa bemerke ich die blauen Flecken, und dann tut mir ab und zu auch der Nacken weh.

SPIEGEL: Hat Ihnen ein Spieler schon mal absichtlich ins Gesicht geworfen?

Heinevetter: Natürlich, es geht auf dem Feld nicht darum, Freundschaften zu knüpfen. Ich bin ein Typ, der polarisiert, und deswegen macht es manchen doppelt so viel Spaß, mich im Gesicht zu treffen. Das ist okay. Ich kriege den Ball gegen den Kopf, c'est la vie. Aber der Ball ist eben auch nicht im Tor. Und dann freue ich mich.



Glamourpaar Thomalla, Heinevetter
„Den Medien ein bisschen was bieten“

SPIEGEL: Sie lassen sich das einfach so gefallen?

Heinevetter: Nein, der kriegt schon was zu hören von mir. Im besten Fall kassiert er bei unserem nächsten Angriff ein verstecktes Foul von meinen Jungs. Dafür ist eine Mannschaft schließlich da – um so etwas zu regeln.

SPIEGEL: Finden Sie, dass Sie mutig sind?

Heinevetter: Ja.

SPIEGEL: Mutiger als andere Torhüter?

Heinevetter: Jeder Torwart sucht den Kick. Aber auch vom Sport abgesehen – es gibt wenige Dinge, die ich nicht wagen würde.

SPIEGEL: Was ist denn das Mutigste, das Sie bisher getan haben?

Heinevetter: Hmm – ich denke, das ist Simone, meine Freundin.

SPIEGEL: Simone Thomalla ist Schauspielerin und ermittelt als „Tatort“-Kommissarin in Leipzig. Sie sind seit gut drei Jahren ein Paar, was ist daran so mutig?

Heinevetter: Es ist eine große Herausforderung, das Leben mit einer so erfolgreichen Frau zu teilen.

SPIEGEL: Als Sie fünf Jahre alt waren, wurden Sie operiert, weil Sie ein Loch in der Herzscheidewand hatten. Wurde das nie zum Problem in Ihrer Karriere?

Heinevetter: Doch, mit 16, da war ich Schüler in Bad Langensalza, meiner Heimatstadt. Ich hatte ein Angebot aus Eisenach, die spielten in der ersten Liga. Ich wollte unbedingt dorthin wechseln, aber meine Eltern meinten, wir müssten zunächst hören, was die Ärzte sagen. Ob Leistungssport überhaupt möglich sei. Es hat dann ziemlich lange gedauert, bis ein Herzspezialist sein Okay gegeben hat.

SPIEGEL: Sie sind dann ein Jahr später auf das Sportgymnasium in Leipzig gewechselt. Die Schule ist ein Überbleibsel des DDR-Sportsystems. Wie hat es Ihnen dort gefallen?

Heinevetter: Auf das Internat zu gehen war die beste Entscheidung überhaupt.

SPIEGEL: Warum?

Heinevetter: Irgendwann willst du zu Hause ausziehen, und auf so einem Internat wirst du noch von Erziehern geführt, lernst aber auch, selbstständig zu sein.

SPIEGEL: Gibt es etwas, das Sie besonders geprägt hat?

Heinevetter: Ich hatte einen ehemaligen DDR-Trainer, so einen richtigen Schleifer. Sein Training, ich sage das jetzt mal ganz unverblümt, das war teilweise ein einziges Auskotzen. Das hat nicht unbedingt Spaß gemacht, aber im Nachhinein viel gebracht.

Kopf ausschalten und durch – das ist es, was ich gelernt habe. Und den brutalen Respekt vor dem Alter.

SPIEGEL: Das heißt?

Heinevetter: Ich finde es wichtig, dass ein älterer Sportler von den anderen für seine Erfahrung geschätzt wird. Mir gefällt es zum Beispiel, wenn ein jüngerer Spieler dem älteren die Sporttasche trägt. Ich versuche auch, das heute noch an die jungen Mannschaftskameraden weiterzugeben und es mit ihnen ähnlich zu handhaben.

SPIEGEL: Klappt das?

Heinevetter: Leider immer seltener.

SPIEGEL: Sie gelten als Führungsspieler, der seine Mannschaft antreibt. Wie bringen Sie sich vor einer Partie in Fahrt?

Heinevetter: Es gibt Spieler, die brüllen in der Kabine rum. Ich hasse das. Ich muss mir auch nicht auf die Brust klopfen wie ein Gorilla. Das weiß auch jeder von meinen Jungs. Wenn die sich alle abklatschen, bin ich außen vor.

SPIEGEL: Was machen Sie in der Zeit?

Heinevetter: Ich bin ganz ruhig. Ich sitze da und bin kaum ansprechbar. Ich visualisiere Spielszenen, ich stelle mir vor, wie ich Bälle abwehre.

SPIEGEL: Hören Sie dabei Musik?

Heinevetter: Nein.

SPIEGEL: Stimmt es eigentlich, dass Sie ein Fan von Andrea Berg sind?

Heinevetter: Ja, wieso?

SPIEGEL: Weil wir niemanden in Ihrem Alter kennen, der solche Musik hört.

Heinevetter: Sie waren wahrscheinlich auch noch nie auf einem Konzert von ihr. Ich schon, und ich war dort nicht der Jüngste. Deutsch ist eine super Sprache. Bei Musik ist es mir wichtig, dass ich verstehe, was gesungen wird, auch zwischen den Zeilen. Roland Kaiser etwa – sehr geil. Ich gebe Ihnen mal ein Beispiel.

SPIEGEL: Gern.

Heinevetter: *(lehnt sich nach vorn und fängt leise an zu singen)* „Ich glaub, es geht schon wieder los, das darf doch wohl nicht wahr sein.“

SPIEGEL: Nicht schlecht.

Heinevetter: Wenn ein Jugendlicher das Lied hört, kann der garantiert mitsingen, obwohl er Roland Kaiser wahrscheinlich gar nicht kennt.

SPIEGEL: Sie haben weder einen Twitter-Account noch eine Facebook-Seite für Ihre Fans. Es gibt noch nicht einmal eine Homepage von Ihnen. Ist das heutzutage nicht ein Muss für einen Profi-Sportler?

Heinevetter: Ich mag mein Privatleben zu sehr, als dass ich davon zu viel preisgeben möchte. Ich brauche keine Online-Freunde, ich setze mich lieber zu den Leuten an den Tisch und unterhalte mich.

SPIEGEL: Sie treten ziemlich häufig zusammen mit Ihrer Freundin auf dem roten Teppich auf. Wollen Sie sich lieber im Doppelpack vermarkten?

Heinevetter: Nein. So etwas gehört dazu. Wenn ich mit einer Bäckerin zusammen wäre, würde ich auch um drei Uhr morgens wach, weil sie aufstehen muss. Aber es ist schon so, dass wir den Medien manchmal ein bisschen was bieten müssen, damit sie uns in Ruhe lassen.

SPIEGEL: Der Manager Ihres Vereins hat gesagt, die Werbung, die der Silvio mit seiner Freundin für die Berliner Füchse gemacht habe, hätte er selber in so kurzer Zeit nie hinbekommen. Stimmt das?

Heinevetter: Er hat nicht unrecht.

SPIEGEL: Wenn bei Heimspielen der Fuchse ein Siebenmeter für den Gegner gepfiffen wird, läuft die „Tatort“-Melodie in der Halle. Wessen Idee war das denn?

Heinevetter: Läuft die? Wirklich?

SPIEGEL: Ja, immer.

Heinevetter: Weiß ich doch. Das war weder Simones noch meine Idee. Aber ich höre das schon gar nicht mehr.

SPIEGEL: Herr Heinevetter, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

VEREINE

Sterben auf Raten

Der Rückzug des FSV Kroppach aus der Tischtennis-Bundesliga ist ein Alarmsignal: Sinkendes Interesse am Ehrenamt bedroht die Vielfalt des deutschen Sports.

Achtmal im Jahr war, meist freitags, nach der letzten Unterrichtsstunde in der Grundschule Kroppacher Schweiz mächtig Betrieb. Dann rückten etwa 20 freiwillige Helfer an, um die Provinzturnhalle zu einer Bühne für den Spitzensport umzubauen.

Sie karrten Tribüneenteile aus einem Geräteraum heran, die sie verschraubten, so dass Platz für 400 Zuschauer war. Sie stellten Tafeln mit Sponsoren-Logos auf und behängten die Wände mit Werbebanern. Sie prüften die 1000-Lux-Lampen an der Decke, sie checkten die Mikrofone. Und sie montierten in einem Vorraum einen Tresen, an dem sie später am Abend das 0,2-Liter-Glas Pils für einen Euro und den Kartoffelsalat mit Bockwurst für 2,50 Euro verkauften.

Nach drei Stunden war meist alles erledigt. Dann konnte Deutschlands bestes Frauenteam im Tischtennis an die Platte treten, der FSV Kroppach; eine Mannschaft, die 2003 im Europapokal der Landesmeister triumphiert hat und die in den vergangenen fünf Jahren fünfmal in Serie den Bundesligatitel gewann. Eine Mannschaft, die mit Krisztina Toth eine ungarische und mit Kristin Silbereisen sowie Wu Jiaduo zwei deutsche Nationalspielerinnen im Kader hat. „Ein Team wie aus einem Guss“, wie Clubmanager Horst Schüchen, 48, schwärmt.

Doch die Profis aus Kroppach, die auch derzeit die Bundesligatabelle anführen, werden nur noch bis Ende dieser Saison für den Verein spielen. Dann zieht der FSV sein erfolgreiches Frauen-Quintett aus der ersten Liga zurück.

Es passiert immer wieder, dass sich Clubs als amtierende deutsche Meister abrupt aus der obersten Spielklasse verabschieden. 2011 zog der TC Radolfzell sein Tennisteam aus der ersten Liga zurück, im Triathlon erwischte es die Mannschaft des TV 1848 Erlangen, im Trampolin die Athletinnen und Athleten der TGJ Salzgitter. Oft hängen die Clubs am Tropf eines einzigen Sponsors oder Mäzens. Stellt dieser Finanzier seine Zahlungen ein, ist das Ende besiegelt.

In Kroppach, einem 660-Einwohner-Nest im Westerwald, das sich seit dem



Kroppacher Spielerinnen Wu, Silbereisen: „Aus und vorbei, ich könnte heulen“

Aufstieg in die erste Liga im Jahr 2000 erfolgreich als „Deutschlands kleinstes Bundesliga-Dorf“ vermarktete, fehlt es nicht an Geld. Mehr als 30 Sponsoren überweisen jährlich 180 000 Euro in die Kassen. „Mit dem Profi-Betrieb“, sagt Manager Schüchen, „haben wir in all den Jahren keine Schulden gemacht.“

Zum Aufgeben zwingt den kleinen Vorzeigeverein vielmehr ein gesellschaftliches Phänomen, das einiges erzählt über schwindende Bindungskräfte im ländlichen Raum und die abnehmende Bedeutung von Gemeinsinn.

Die insgesamt etwa drei Dutzend Ehrenamtlichen, ohne deren Hilfe in Kroppach der Spielbetrieb in der Tischtennis-Bundesliga nicht organisiert werden kann, sind fast allesamt Pensionäre und Rentner um die 70. Sie wollen nicht mehr, und sie können nicht mehr. Doch es gibt im Umfeld des FSV offenbar nicht genügend junge Menschen, die die Aufgaben der Alten verlässlich übernehmen würden: ohne Bezahlung, ohne Gegenleistung. Als Ehrenamtliche. „Wir haben es mit Engelszungen versucht“, sagt Manager Schüchen, „aber nun ist der Punkt erreicht, an dem wir sagen müssen: Das war’s.“

Kroppach ist überall. Laut dem aktuellen Report „Sportvereine in Deutschland“, den das Bundesinstitut für Sportwissenschaft, die Kölner Sporthochschule und der Deutsche Olympische Sportbund alle zwei Jahre herausgeben, fühlt sich mittlerweile jeder dritte der insgesamt mehr als 91 000 deutschen Sportvereine wegen der „Probleme der Gewinnung und Bindung ehrenamtlicher Funktionsträger in seiner Existenz bedroht“.

Dieser Trend hat sich in den letzten beiden Jahren deutlich verschärft. Mehr als 60 Prozent der Vereine geben an, keine Nachfolger für ehrenamtliche Posten zu finden, mehr als 40 Prozent der Clubs be-

klagen Probleme bei der Rekrutierung ehrenamtlicher Trainer oder Übungsleiter.

„Es ist ein Sterben auf Raten“, sagt der Kölner Sportwissenschaftler Christoph Breuer, einer der Autoren des neuesten Sportentwicklungsberichts. Einerseits wünschten die meisten Eltern, dass ihre Kinder in Sportvereinen aktiv seien; andererseits seien immer weniger dieser Eltern bereit, „sich selber zu engagieren“. Ein Ehrenamt in einem deutschen Sportverein kostet ja nicht nur Nerven, sondern auch Zeit: Pro Monat bringt jeder Ehrenamtliche durchschnittlich mehr als 15 Stunden für seinen Club auf.

In manchen Regionen herrscht wegen des Mangels an Ehrenamtlichen mittlerweile der Notstand. Selbst in Traditionssportarten.

In einem „Brandbrief“ in den „Husumer Nachrichten“ warnte der Vorsitzende des Jugendausschusses im Kreishandballverband Nordfriesland unlängst, dass nach dieser Saison der Spielbetrieb sämtlicher Jahrgänge bis zur A-Jugend eingestellt werden müsse, sollten nicht „bis spätestens 15. Januar 2013“ mehrere vakante Funktionärsposten von Freiwilligen übernommen werden: „Dieses ist jetzt der letzte verzweifelte Versuch, noch einmal alle Vereine eindringlich aufzufordern, die sich anbahnende Katastrophe abzuwenden.“

Beim FSV Kroppach steht die Nachwuchsabteilung, die sich im Sog der Erfolge des Frauenteams in den vergangenen Jahren einen guten Ruf erarbeitet hat, nicht auf dem Spiel.

Doch der Reiz, den der kleine Club auf Jugendliche in der Region ausübt, wird nachlassen, sobald Deutschlands bestes Frauen-Tischtennisteam nicht mehr in der Grundschulturnhalle spielt. „Aus und vorbei“, sagt Manager Schüchen, „ich könnte heulen.“

MICHAEL WULZINGER



Heißwasser-Eisbohrer

PETE BUCKTROUT / BRITISH ANTARCTIC SURVEY

ANTARKTIS

Permafrust im Eis

Der Eisforscher Martin Siegert ist gescheitert. Seit Wochen haust der Glaziologe von der University of Bristol mit elf Mitarbeitern auf einem Gletscher in der Antarktis. 16 Jahre lang hatte er seine millionenteure Mission vorbereitet – vergebens. An Heiligabend musste Siegert, 45, das Projekt abbrechen. Der Brite wollte in mehr als drei Kilometer Tiefe den Ellsworth-See anzapfen, der seit über 500 000 Jahren unter dem Eispanser verborgen liegt (SPIEGEL 50/2012). Darin hoffte er Leben nachzuweisen. Doch ihn verfolgte eine Pechsträhne. Zunächst ging ein Widerstand kaputt, ein winziges elektronisches Bauteil, ohne das der kerosinbetriebene Kocher kein heißes Wasser für den Hochdruck-Bohrstrahl bereitstellen kann. Das Ersatzteil, das Siegert dabei hatte, versagte gleichfalls unter den harschen Bedingungen der Antarktis. Ein weiteres Ersatzteil wurde ihm nach Tagen des Wartens über Chile aus Großbritannien geliefert.

Dann folgte der Todesstoß: Wie sehr sich Siegerts Leute auch anstrebten, es gelang ihnen nicht, in 300 Meter Tiefe den notwendigen Pool zu schaffen, eine Blase voll flüssigem Wasser. Nach 20 Stunden vergeblicher Arbeit hatten sie so viel Kerosin verbraucht, dass der Brennstoffvorrat nicht mehr ausreichte, um noch bis hinab zum See zu bohren. Jetzt räumt Siegert tief enttäuscht sein Lager – und hofft, die Mission 2013 fortzusetzen. Dann allerdings könnten ihn andere geschlagen haben. Bereits Anfang Januar will eine amerikanische Mannschaft den Whilans-See anbohren, der nur unter 800 Meter Eis liegt. Und auch die Russen setzen ihre Bemühungen am Wostok-See fort. Sie hatten bereits vor knapp einem Jahr seine Oberfläche erreicht, rund 4000 Meter unter dem Eis. Wegen des hereinbrechenden Winters mussten sie ihre Arbeit damals unterbrechen, ehe sie Proben entnehmen konnten.

MEDIZIN

Weniger Raucher, mehr Dicke

Wie sehr Lebensumstände die Gesundheit prägen, können Mediziner der Universität Greifswald anhand einer einzigartigen Langzeitstudie ablesen. Seit 15 Jahren untersuchen sie in Vorpommern knapp 4000 Frauen und Männer zwischen 20 und 79 Jahren. Herausgekommen ist dabei beispielsweise, dass die Menschen nur noch halb so viel Alkohol wie im Jahr 2002 konsumieren – offenbar eine Folge von Aufklärungskampagnen. Auch

Rauchverbote scheinen zu wirken: Die Zahl der Raucher ist deutlich gesunken. Andererseits ist die Fettleibigkeit erheblich stärker verbreitet als noch vor zehn Jahren. Der federführende Mediziner Henry Völzke erklärt das mit der veränderten Berufswelt, in der Menschen in wachsender Zahl und immer länger in Büros hockten, anstatt körperlich anstrengende Arbeit in Fabriken und in der Landwirtschaft zu verrichten.



ULLSTEIN BILD

ROBOTER

Blinder Jongleur

Computer steuern Autos, handeln mit Aktien – und nun drohen sie auch noch Jongleuren ins Handwerk zu pfuschen: „Blind Juggler“ heißt ein Projekt der Ingenieure Philipp Reist und Raffaello D’Andrea von der ETH Zürich. Ihr blinder Jongleur ist ein Automat, der stundenlang Bälle mit Hilfe eines Aluminiumtellers in der Luft halten kann, ohne zu ermüden – all das ohne Kamera oder Radar. Stattdessen „erspürt“ der Teller die Flugrichtung des Balls durch Richtung, Stärke und andere Eigenschaften des Aufpralls, wie die Forscher in der Fachzeitschrift „IEEE Transactions on Robotics“ berichten. Abweichungen von der idealen Flugbahn, ausgelöst etwa durch einen Lufthauch, werden automatisch erkannt und dann ausgeglichen: „Wir machen das Chaos kontrollierbar“, sagt Reist.



Video: So jongliert ein Roboter

spiegel.de/app472012bbi
oder in der SPIEGEL-App



Blick ins Unendliche

Aus 66 transportablen Antennen besteht das Radioteleskop „Alma“, 5000 Meter hoch in der chilenischen Atacama-Wüste. In dieser Woche werden „Almas“ erste große Erkenntnisse aus dem All veröffentlicht.

BABAK A. TAFRESHI / ESO

GESUNDHEIT

Fitness-Tipps für Nerds

Computerfreaks gelten als lichtscheue Schwächlinge, die Sport nur aus Videospielen kennen. Abhilfe verspricht eine Gesundheitsfibel, die im Computerfachverlag O'Reilly erschienen ist: „Reboote dein Betriebssystem“, fordert der Programmierer Bruce Perry darin auf

und bietet etliche „Lifestyle-Hacks“, um „den Körper biochemisch aufzuwerten“. Nach einer anthropologischen Einführung in die Naturgeschichte unserer Steinzeitvorfahren trägt Perry, Hobbybergsteiger und Wissenschaftsjunkie, ein detailliertes Kompendium an Trainings- und Ernährungstipps zusammen. Aufgrund der Ergebnisse von „randomisierten, kontrollierten Studien“ kommt er zu dem Schluss, dass eine „Paläo-Diät“, wie sie unsere Vor-

fahren einnahmen, am gesündesten ist: viel Fleisch, Fisch, Gemüse, Obst und Nüsse. Außerdem rät er zu Treppenlaufen, Meditation und ausreichend Schlaf. Die Frage ist allerdings, ob er seine Zielgruppe erreicht: Bislang, sagt Perry, scheinen sich besonders Frauen für sein Buch zu interessieren.

Bruce W. Perry: „Fitness für Geeks. Hacks, Apps und Wissenswerte rund um deine Gesundheit“. O'Reilly Verlag, Köln; 340 Seiten; 24,90 Euro.

ARCHÄOLOGIE

Rätsel um Briten-Vampir

Hat die Angst vor Untoten schon die frühmittelalterlichen Einwohner Britanniens umgetrieben? Zu dieser Ansicht neigt offenbar der Archäologe Matthew Beresford, der einem 1959 in der Ortschaft Southwell in Nottinghamshire entdeckten Skelett einen ausführlichen Bericht gewidmet hat. Danach waren dem aus dem sechsten oder siebten Jahrhundert stammenden



Southwell-Skelett (I.) 1959

den Opfer lange Eisennägel durch Schultern, Herz und Knöchel getrieben worden – für den Forscher ein Zeichen, dass es sich bei dem Bestatteten um einen „gefährlichen Toten“ gehandelt hatte, der am Verlassen des Grabs gehindert werden sollte. Die Furcht vor der Wiederkehr von Toten war zur damaligen Zeit wohl nicht ungewöhnlich: Auch hingerichtete Diebe, Mörder oder sogar Ehebrecher seien mitunter im Grab fixiert, mit dem Gesicht nach unten begraben oder in sumpfigem Boden bestattet worden. Über das Rätsel des „Southwell-Vampirs“ wird sich somit weiter trefflich streiten lassen.

UNIVERSITY OF NOTTINGHAM ARCHAEOLGY



Familie Waidelich

„Am Anfang war es komisch, die Jungs weniger zu sehen und weniger Einfluss auf sie zu haben. Aber das war nur mein Egoismus.“



Männerdämmerung

Ist das männliche Geschlecht vom gesellschaftlichen Wandel überfordert? Jungen versagen in der Schule, Männer verlieren ihren Job, Kinder wachsen ohne Vater auf. Gesucht wird der moderne Mann.

In der Ehe der Wenglers ist Katja der Mann und André die Frau. André Wengler arbeitet als Gas-Wasser-Installateur. Seine Frau ist Professorin für Wirtschaftsinformatik. Sie verdient rund doppelt so viel wie er. Er macht dafür mehr im Haushalt.

Paare wie die Wenglers sind, im Jahr 2013 in Deutschland, ungefähr so alltäglich wie Sonnenschein im Hamburger Winter.

André Wengler, 36, kräftig gebaut, mit Polo-Shirt und eckiger Brille, ist keiner dieser Männer, die sich vor klugen, erfolgreichen Frauen fürchten. An Katja, 35, schätze er vor allem „ihre Auffassungsgabe“, sagt er, lächelt, deutet auf ihren Kopf, „und was da so alles reinpasst“.

Katja Wengler genießt, „dass André für mich da ist“, wie sie sagt. „Dass er zum Beispiel sieht, wenn ich Stress bei der Arbeit habe, und dass er mich dann aufmuntert und mir was Nettes kocht.“

Für die Wenglers war die Tatsache, dass Katja mehr Geld verdient, nie ein Thema, sagen sie – bis jetzt. Denn jetzt, mit Mitte dreißig, wünschen sie sich Nachwuchs. Und damit stehen sie vor einem Dilemma: Wer steckt dann im Beruf zurück? Die Frau, wie es üblich ist? Oder derjenige, der weniger zum Familieneinkommen beiträgt, wie es wirtschaftlich vernünftig ist?

Wäre Katja tatsächlich der Mann und André die Frau, wäre das Dilemma wohl schnell gelöst. Der Mann verdient das Geld, also konzentriert er sich auf seine Karriere. Die Frau arbeitet, bis ein Kind zur Welt kommt, dann bleibt sie zu Hause und kümmert sich um den Nachwuchs. Vielleicht steigt sie nach einer Weile wieder in ihren Beruf ein, oft in Teilzeit, mit geringerem Gehalt. Das ist in Deutschland noch immer der Normalfall.

Als Katja und André sich kennenlernten, mit 14 und 15 Jahren, beim Tennis in einem kleinen Ort in der ehemaligen DDR, war nicht absehbar, dass es bei ihnen einmal anders sein würde. Sie wurden Tennispartner, Freunde, verliebten sich. André entschied sich für seine Ausbildung, weil er gern unter Menschen und handwerklich geschickt ist. Katja studierte Informatik an der Hochschule Lausitz, promovierte in Mannheim, forschte drei Jahre lang an der Universität von Hertfordshire in Großbritannien. Ihre Liebe überstand die Fernbeziehung.

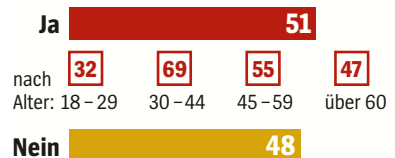
2011, im Jahr ihrer Heirat, wurde Katja Wengler Professorin in Karlsruhe. Sie wohnen jetzt in einem schicken, hellen Einfamilienhaus in einer baden-württembergischen Kleinstadt. Ohne ihr Gehalt, sagt Katja Wengler, könnten sie sich wohl nur eine Drei-Zimmer-Wohnung leisten.

Die Hausarbeit teilen sie sich, das meiste jedenfalls. „André übernimmt schon mehr als ich“, sagt Katja Wengler, „er kocht, dafür hätte ich gar keine Zeit.“ Sie arbeitet oft auch am Wochenende, seit

SPIEGEL-UMFRAGE Berufliche Karriere

NUR MÄNNER:

„Würden Sie zugunsten Ihrer Partnerin auf eine berufliche Karriere verzichten und für längere Zeit Hausmann sein?“



TNS Forschung vom 12. bis 13. Dezember;
1000 Befragte ab 18 Jahre; Angaben in Prozent;
an 100 fehlende Prozent: „Weiß nicht“/keine Angabe

kurzem ist sie zusätzlich Studiengangsleiterin und Gleichstellungsbeauftragte. Vor einigen Tagen war sie dienstlich in Kuala Lumpur.

Und André Wengler? Er möchte ein moderner Mann sein, einer der zu einer modernen Frau wie Katja passt. Aber was bedeutet das? Wenn das alte Bild des Mannes als Ernährer nicht mehr passt, welches passt dann?

Klug, souverän und erfolgreich sollte ein Mann sein. Zugleich flexibel und umsichtig. Kompromissbereit, verständnisvoll, verantwortungsbewusst. Sein Arbeitgeber erwartet Einsatzbereitschaft und Erreichbarkeit, möglichst rund um die Uhr; seine Frau wünscht sich, dass er Hausarbeit verrichtet, nicht nur kocht, sondern auch Wäsche aufhängt.

Und dann muss er natürlich für seine Kinder da sein, so wie seine Mutter damals für ihn da war. Aber zu weich darf er auch nicht sein, der Mann von heute, auf keinen Fall unmännlich.

Alles klar? Leider nein. Der Mann kommt nicht mit. Er ist verwirrt.

Die Wenglers schieben die Kinderfrage vor sich her. „In meinem Forschungsbereich ist es schwierig auszusteigen und wieder einzusteigen“, sagt Katja Wengler. „Man muss präsent sein, Konferenzen besuchen, Fachartikel schreiben. Eine Teilzeitprofessur lässt sich kaum umsetzen.“

Ihr Mann starrt auf seine Hände und schweigt. „In meinem Job gibt es keine Teilzeit“, sagt er schließlich. „Ich könnte kündigen, etwas anderes bliebe mir nicht.“

Die meisten Informatikerinnen, die Katja Wengler kennt, sind Single; die Informatiker nicht, die haben Frauen und Kinder. Die Auswahl an modernen Männern, so scheint es, ist überschaubar.

Eine Kluft tut sich auf zwischen Männern und Frauen in Deutschland. Klaus Hurrelmann beobachtet diese Entwicklung mit Sorge. Der Soziologe leitet seit zwölf Jahren die „Shell Jugendstudie“, die seit 1953 die Werte und das Sozialverhalten junger Deutscher erfasst.

Frauen, sagt Hurrelmann, hätten in den vergangenen Jahrzehnten ihre Geschlechterrolle erweitert. Zu den beiden traditionellen „K“ Kinder und Küche sei ein drittes gekommen: der Wunsch nach Karriere. „Über 80 Prozent der jungen Frauen leben heute mit dem Selbstverständnis, erfolgreich einen Beruf ausüben zu wollen“, sagt Hurrelmann. Die Frauen verhielten sich zielstrebig, zögen im Bildungssystem an den Männern vorbei. „Bei allen relevanten Abschlüssen kann man das an den Statistiken sehen.“

Die jungen Männer jedoch verharrten zu einem großen Teil in einem traditionellen Männerbild. „60 Prozent sehen sich weiterhin in der Rolle des Familienernährers“, berichtet Hurrelmann. Sie gingen davon aus, dass sie aufgrund ihrer



CIRA MORO / DER SPIEGEL

Ehepaar Wengler

„André übernimmt im Haushalt mehr als ich. Er kocht zum Beispiel, dafür hätte ich gar keine Zeit.“

beruflichen Verpflichtungen kaum Zeit für Kinder und Haushalt haben würden.

Jenen 80 Prozent der Frauen, die eine Karriere möchten, stünden nur 40 Prozent der Männer gegenüber, die sich vorstellen können, das zu unterstützen. „Man kann es nicht anders sagen“, so Hurrelmann, „das passt nicht zusammen.“

Der Forscher erwartet, dass viele Frauen nicht länger bereit sein werden, sich durch dieses Missverhältnis stoppen zu lassen. „Die sagen: Ich habe so viel in Beruf und Karriere investiert, das gebe ich jetzt nicht preis“, sagt Hurrelmann. „Die marschieren durch. Egal ob sie den Mann dazu finden oder nicht.“

Und wie geht es dann mit den Männern weiter? Was das betrifft, erreichen uns

besorgniserregende Botschaften aus Übersee: „The End of Men“ heißt ein Buch, das in den USA hitzige Debatten ausgelöst hat und das im Januar auf Deutsch erscheint. Männer hinkten Frauen mittlerweile in fast allen Lebensbereichen hinterher, schreibt die Autorin Hanna Rosin (siehe SPIEGEL-Gespräch Seite 106) – nicht nur in den Schulen und Hochschulen, sondern auch in der Arbeitswelt. Dort machten sich der Bildungsvorsprung und die Flexibilität der Frauen zunehmend bezahlt.

Hart arbeitenden, aufstiegswilligen Frauen, so Rosins Befund, stünden Massen schlechtqualifizierter, unbeweglicher Männer gegenüber. Männer, die auf die Abwanderung traditionell männlicher

Jobs mit Schockstarre reagierten. Die sich an alten Rollenbildern festklammerten und von neuen Anforderungen, beruflich und privat, überfordert seien.

Das führe dazu, dass die Geschlechter kaum noch zueinanderfänden, konstatiert Rosin. Glaubt man ihren Recherchen, ist nicht unbedingt der Mann, wohl aber die dauerhafte Partnerschaft ein Auslaufmodell, nicht unbedingt überall, wohl aber in den unteren Schichten der Gesellschaft.

Die Autorin, verheiratet und Mutter dreier Kinder, untermauert ihre Thesen mit Zahlen wie diesen: Männer machen in den USA nur noch 40 Prozent aller Bachelor- und Master-Abschlüsse und reichten 2010 auch erstmals weniger als die Hälfte aller Doktorarbeiten ein. Waren in den fünfziger Jahren noch 85 Prozent der männlichen Amerikaner im Erwerbsalter beschäftigt, sind es heute weniger als 65 Prozent. Und, besonders erstaunlich: Vor zwei Jahren standen in den USA erstmals mehr Frauen als Männer in Lohn und Brot. In fast 40 Prozent aller amerikanischen Ehen verdient die Frau mehr als der Mann.

Manche Frauen lassen das Heiraten lieber bleiben: Fast jedes zweite Kind wird heute von einer alleinstehenden Frau geboren. Und viele dieser Kinder wachsen ohne Vater auf.

Rosin beschreibt, polemisch überspitzt, eine Entwicklung, die auch Wissenschaftlern wie David Autor Sorge bereitet, einem Arbeitsökonom vom Massachusetts Institute of Technology in Cambridge. „Der Abstieg der Männer zeigt sich in vierfacher Weise“, sagt Autor. „Erstens bei ihren schulischen Leistungen, zweitens bei ihrem Abscheiden auf dem Arbeitsmarkt, drittens in der Qualität ihrer Jobs und viertens darin, wie sie mit Arbeitslosigkeit umgehen.“ In all diesen Punkten diagnostiziert er „eine verblüffende Unfähigkeit der Männer, sich anzupassen“.

Es ist nicht leicht, sich Rosins und Autors Argumente unvoreingenommen anzuhören. Wer beherrscht denn bitte Politik und Wirtschaft in den USA, in Deutschland, überall? Wer gewinnt mehr Nobelpreise?

Autor nickt. Alles richtig, aber nicht die ganze Wahrheit. Er rechnet vor: „Bei den Highschool-Abschlüssen sind Frauen mit einem Anteil von 55 Prozent in der Überzahl, an den Hochschulen mit 60 Prozent. Die Einkommen von Männern ohne höhere Bildung sind in den vergangenen drei Jahrzehnten um bis zu 25 Prozent gesunken.“ Es sei schwierig, die Sprengkraft dieser Entwicklungen zu überschätzen.

Die Wirtschaftskrise von 2008 habe die Situation der Männer verschärft, sagt Autor. Millionen Amerikaner verloren ihre Jobs. Häufig traf es jene mit geringer Bildung. Doch Frauen sei es danach öfter gelungen, sich für bessere Jobs zu quali-

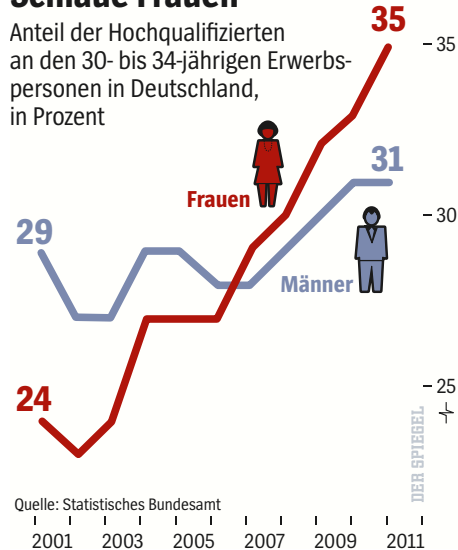
fizieren. Männer seien tendenziell in schlechtere Jobs abgerutscht – oder in die Arbeitslosigkeit.

Drastisch zeigt sich das dort, wo die Krise am stärksten wirkte. Einer der Brennpunkte, an dem Hanna Rosin ihre These vom Schwächeln des starken Geschlechts bestätigt fand, ist Alexander City in Alabama. Einer der Ersten, dem man dort über den Weg läuft, ist Kenneth Boone, ein Mann, der Traditionen schätzt. Den Weg zu seinem Büro erklärt der Herausgeber der Lokalzeitung von Alexander City so: „Fragen Sie die Leute. Jeder im Ort weiß, wo wir residieren.“ Vor seinem Verlagshaus weht eine amerikanische Flagge.

Boone, 52, etwas untersetzt, mit schütterem grauem Bart, weiß, wo was hingehört. Zwei Arten von Damen gebe es, erklärt er. Da sind die, die in sein Weltbild passen. Ihnen ist der Artikel gewidmet,

Schlaue Frauen

Anteil der Hochqualifizierten an den 30- bis 34-jährigen Erwerbspersonen in Deutschland, in Prozent



der gerade im Hintergebäude für den kommenden Tag gedruckt wird – er behandelt den Schönheitswettbewerb, den die Zeitung nun zum 39. Mal ausrichtet. „Unsere Mädels“, sagt Boone, „gelten nicht umsonst als Südstaatenschönheiten. Sie verwenden mehr Zeit darauf, sich hübsch zu machen, als die Frauen in anderen Teilen des Landes.“

Und dann gibt es für Boone noch die andere Sorte Frau, zu der gehört Hanna Rosin. Sie hat über den Strukturwandel in Boones Städtchen berichtet. „Wer hat die Hosen an in dieser Wirtschaft?“, so betitelte sie ihr Stück darüber in der „New York Times“.

Boone kann daran überhaupt nichts witzig finden. „Sie hat sich danebenbenommen“, sagt er und zieht den Leitartikel heraus, den er als Antwort auf Rosins Text im „Alexander City Outlook“ veröffentlicht hat. „Sie entmannte

die Männer und hob die Frauen auf ein Podest“, heißt es darin. „Hanna, hab Mumm genug, dich bei den Männern von Alexander City zu entschuldigen.“

Wofür genau Rosin sich entschuldigen sollte, kann der Chefredakteur nicht so recht erklären. „Ihre Kernaussage, dass unser Ort sich rasant verändert hat, ist richtig“, räumt er ein.

Alexander City ist eine verwelkte Südstaatenschönheit. Auf der Main Street, der örtlichen Vorzeigestraße, steht jedes zweite Geschäft leer. „Wir haben unseren Schwung verloren“, sagt Boone. Und das gilt besonders für die Männer des Ortes.

Für deren Wohlergehen sorgte mehr als ein Jahrhundert lang Russell, eine der größten Textilfirmen der USA. Wenn die Menschen in Alexander City ihre Fernseher einschalteten, konnten sie Football-Stars in den Trikots sehen, die sie ein paar Straßen weiter herstellten. Alexander City war eine „Company Town“, so wie Wolfsburg oder Leverkusen.

Noch 1996 arbeiteten 7000 Leute in den Russell-Werken, bei einer Einwohnerzahl von 15 000. Kinder kamen im Russell Medical Center zur Welt und besuchten die Russell High School. Wer als Junge mehr Zeit auf dem Sportplatz als in der Bibliothek verbracht hatte, konnte bei Russell dennoch gutes Geld verdienen.

Doch als die Globalisierung voranschritt, entdeckten die Russell-Bosse, dass sich in Mexiko oder Honduras ein Trikot für einen Dollar pro Stück statt für zehn herstellen ließ. Bald arbeiteten nur noch 5000 Menschen in den heimischen Werken, dann 3000, derzeit sind es 750.

Alexander City, der kleine Ort mit der großen Firma, ist bloß noch ein kleiner Ort. Und nun weiß dort niemand mehr so recht, was einen Mann im 21. Jahrhundert zum Mann macht.

Sicherlich, an den Wänden der Bars hängen weiterhin die Fotos muskelbepackter Football-Stars. Das örtliche „Muscle Car Museum“ feiert rasante Flitzer mit Testosteron unter der Motorhaube. Im Schaufenster des Fotostudios hängen Bilder, auf denen Blondinen in knappen Kleidchen vor Schimmeln posieren.

Doch wenn es in den Bars und Geschäften ums Bezahlen geht, zücken nun oft Frauen die Geldbörse. Um das Familieneinkommen auszugleichen, arbeiten sie als Verkäuferinnen, Sekretärinnen, Servicekräfte – Jobs, die den meisten Männern von Alexander City nicht männlich genug sind.

Manche Frauen machen aber auch so rasant Karriere, dass Rollenbilder ins Wanken geraten, wie in der Ehe von Charles und Sarah Gettys, beide Mitte fünfzig. 23 Jahre lang arbeitete Charles Gettys bei Russell, er war zuletzt für die Stoffverkäufe in ganz Amerika zuständig. Er verdiente genug, um für seine fünf-

köpfige Familie ein Haus direkt am See zu bauen.

Sarahs Karriere stand hintenan, wie es sich gehörte, sie kümmerte sich um die Kinder. Doch als der Job ihres Mannes gefährdet schien, startete die gelernte Krankenschwester durch. Zunächst wurde sie Chef-Krankenschwester, mittlerweile leitet sie die Patientenbetreuung im Russell Medical Center. Ihren Terminkalender organisiert eine Sekretärin.

Charles betreibt jetzt ein Baugeschäft, aber eigentlich ist er schlicht ein Handwerker auf Abruf, der mal einen Steg für Bekannte baut, mal eine Scheune. Die „New York Times“ hat das Paar für Hanna Rosins Artikel fotografieren lassen, Sarah trägt einen schicken Hosenanzug und schaut in die Kamera, Charles sitzt zusammengesunken auf einem Stuhl, ohne Socken.

„Ich bin im Süden geboren, wo Männer für ihre Frauen sorgen. Nun müssen wir uns plötzlich auf die Frauen verlassen“, vertraute er der Autorin Rosin an. Heute will er über ihren Text nicht mehr reden. Schließlich lässt er über seinen Freund Boone ausrichten, viele ihrer Beobachtungen trafen zu. „Aber musste ich auf dem Foto so niedergeschlagen aussehen?“

Hanna Rosin schildert Charles Gettys als Prototypen des Verlierers in einem tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel. In ihren Augen leidet Gettys stellvertretend für den amerikanischen Mann an und für sich.

Es stellt sich die Frage: Wird dieses Schicksal dem deutschen Mann erspart bleiben? Oder wird auch ihm widerfahren, was sein Pendant jenseits des Atlantiks derzeit durchmacht?

Oftmals schon haben sich in Europa gesellschaftliche Trends fortgesetzt, die in Amerika begannen. Kein anderes Land beeinflusst so sehr unsere Kultur und das tägliche Leben. Doch gilt dies auch für das Verhältnis der Geschlechter?

Gewiss, schon der erste Blick auf die Statistik offenbart, dass die Situation in Deutschland anders ist. Frauen, die mehr verdienen als ihre Männer, sind hierzulande vergleichsweise rar. Und schon gar nicht kann davon die Rede sein, dass auf dem deutschen Arbeitsmarkt mehr Frauen als Männer tätig sind.

Knapp jeder fünfte Haushalt in Deutschland wird heute hauptsächlich von einer Frau finanziert. Mehr als die Hälfte dieser Frauen ist alleinerziehend. In den restlichen Fällen springen die Frauen meist ein, weil ihre Männer arbeitslos geworden sind oder zu wenig verdienen. 31 Prozent der Paarhaushalte mit einem weiblichen Familienernährer verfügen über ein Einkommen von maximal 900 Euro pro Monat.

Diese Zahlen bestätigen: Deutschland ist auch im 21. Jahrhundert noch ein



Hochschulabsolventinnen in Bonn

Land, das auf das Modell des männlichen Familienernährers ausgerichtet ist. Denn stärker als in den meisten anderen Industrienationen wird dieses Modell von den herrschenden Normen unterstützt: Mit enormen Steuersubventionen zementiert der deutsche Staat die traditionelle Rollenverteilung der Geschlechter; Krankenkassen versichern Ehefrauen, die den Haushalt besorgen, kostenlos mit; das System der Halbtagschulen setzt voraus, dass sich die Mütter nachmittags um ihre Kinder kümmern können; und auch vom Versprechen, flächendeckend Kita-Plätze anzubieten, ist die Wirklichkeit fast überall noch weit entfernt.

Paare, die nicht wie ihre Eltern oder Großeltern zusammenleben wollen, haben es schwer: Die Arbeitszeiten gerade

in bessergestellten Positionen lassen oft nicht mehr viel Zeit für Kinder. Wer zugunsten der Familie zurücksteckt, muss mit einem Karriereknick rechnen. Männer sind dazu selten bereit; viele Frauen scheinen es aber auch nicht mehr zu sein. Die Geburtenzahl hat einen historischen Tiefpunkt erreicht.

Hinzu kommt, dass Deutschland, mehr als Amerika, noch immer ein stark industriell geprägtes Land ist, in dem Männer mit geringer Bildung relativ leicht Arbeit finden können. Das macht es einfacher, an der traditionellen Rollenverteilung festzuhalten. Das amerikanische Beispiel zeigt, dass die Krise des Mannes besonders dort zutage tritt, wo alte Industrien zusammengebrochen sind.

Auch die Vereinigten Staaten sind im Herzen konservativ, doch anders als in Deutschland wird die Rollenverteilung der Geschlechter kaum durch staatliche Subventionen gestützt. In einem Land, in dem Solidarität weniger wichtig ist und Eigenverantwortung das höchste Gut, fällt es vermutlich leichter, alte Rollen abzustreifen. Und wenn Männer ihre Jobs verlieren oder zu wenig zum Leben verdienen, gibt es oft keine andere Wahl.

Die Geschichte von Alexander City mag deshalb eine sehr amerikanische sein – und doch gibt es auch in Deutschland bereits Orte, in denen die Frauen weitgehend auf sich allein gestellt sind, weil die Männer den Anschluss verloren haben. Besonders Ostdeutschland hat eine Zeit radikalen Umbruchs hinter sich – und hier zeigt sich, dass Frauen, ähnlich wie bei der Strukturkrise in den USA, dem Wandel besser gewachsen waren als Männer.

Wanzleben-Börde ist einer jener Orte, an denen sich das Phänomen studieren lässt. „Unsere Männer werden sehr gepflegt“, sagt dort Petra Hort, „wir denken zum Beispiel am Herrentag an sie. Gratulationen, ein kleines Geschenk.“ Der Herrentag ist im Westen als Vatertag bekannt.

Petra Hort ist Bürgermeisterin von Wanzleben-Börde, einer Gemeinde in Sachsen-Anhalt, die aus zehn kleinen Orten besteht. In Horts Büros arbeiten 45 Leute. 6 davon sind Männer. Die Frauenquote liegt bei 87 Prozent.

men die Stellen, viele andere nahmen ihre guten Zeugnisse und zogen weg. Was sollten sie hier, wo es nicht genug Jobs gab? Die ländlichen Regionen in den neuen Bundesländern entvölkerten sich, und es waren mehr Frauen als Männer, die gingen.

Vielorts übernahmen diejenigen, die blieben, die Macht. Im Osten gibt es besonders viele Bürgermeisterinnen, die meisten in Mecklenburg-Vorpommern.

Auch das ist ein Stück deutscher Realität: Viele Frauen investieren in ihre Bildung, sie strengen sich an für ihr berufliches Fortkommen, fordern eine gesetzliche Quotenregelung. Viele Männer kämpfen dafür, in Fußballstadien Feuerwerkskörper abschießen zu dürfen. Manchmal wirkt es, als hätten sie sich von der Zukunft verabschiedet.

Was bedeutet Männlichkeit in unserer Zeit, in der sich die alten Gewissheiten auflösen?

Der Männerforscher Martin Dinges, 59, sitzt in einer weißen Villa in Stuttgart und zieht ironisch die Brauen hoch. „Den neuen Mann kenne ich schon seit den siebziger Jahren“, sagt Dinges, ein ergrauter Herr mit grauem Anzug und grauem Hemd, „später gab es den Softie, und es wurde gestrickt. Ich kann das alles nicht mehr hören.“

Tatsächlich verändere sich der deutsche Mann, sagt Dinges, aber er tue es eben langsam. Dinges ist Medizinhistoriker, er beschäftigt sich mit der männ-

Schließlich seien es die Männer, die früher stürben – und ein wesentlicher Grund dafür sei ihre Belastung durch die traditionelle Arbeitsteilung. „Noch immer arbeiten 93 Prozent der beschäftigten Männer in Deutschland Vollzeit“, sagt Dinges, „und 90 Prozent der Teilzeitarbeitenden sind Frauen.“

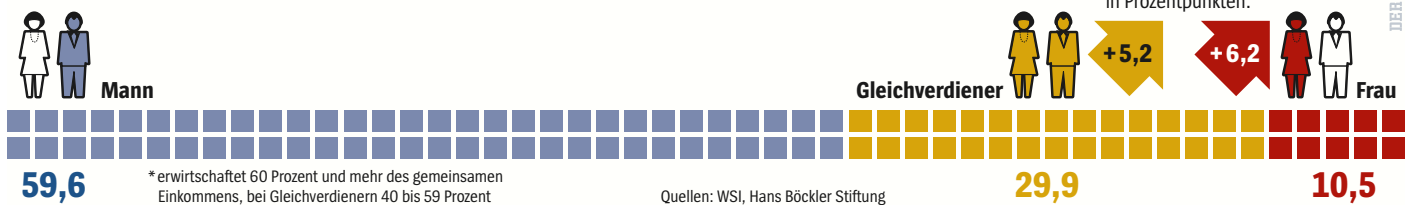
Und wie definiert der Männerfachmann nun Männlichkeit? „Der Begriff steht für Zuverlässigkeit, Standhaftigkeit, Leistungskraft, Einsatzbereitschaft für andere“, sagt Dinges, lehnt sich zurück und lächelt. „Nun können Sie völlig zu Recht einwenden, das sei aber ein sehr positives Männerbild“, sagt er. „Aber es geht ja auch darum, wie wir Jungen heute eine positive Identität vermitteln können, die ihnen ihre Verunsicherung etwas nimmt.“

Nicht nur Männerforscher wie Dinges sorgen sich derzeit um die seelische Verfassung von Jungen. Wenige Wochen nach ihrem Amtsantritt, im Februar 2010, gründete Familienministerin Kristina Schröder das Referat 415: „Gleichstellungspolitik für Jungen und Männer“. Jungen würden alleingelassen von der Politik, so begründete sie damals ihr Engagement. Heute sagt sie: „Mir ist wichtig, dass schon Kinder mit dem Bewusstsein aufwachsen, dass es unterschiedliche Möglichkeiten des ‚Mannseins‘ gibt, im Beruf genauso wie in der Familie.“

Mit Projekten wie der Initiative „Mehr Männer in Kitas“ oder dem Netzwerk „Neue Wege für Jungs“ will sich das Fa-

Familienernährer*

in deutschen Paarhaushalten 2010, Angaben in Prozent



Die Führungspositionen sind allesamt von Frauen besetzt, nur das Bauamt leitet ein Mann. In Schulen, Kitas und Sportstätten sei die Frauenquote nicht ganz so hoch, sagt Hort: „Manchmal braucht man einfach Männer. Zum Beispiel als Hausmeister.“

Mitte der neunziger Jahre lag die Arbeitslosenquote der Frauen in Sachsen-Anhalt fast doppelt so hoch wie diejenige der Männer. Im Jahr 2011 war der Anteil der Männer ohne Arbeit etwas höher als derjenige der Frauen.

Seit der Wende, erzählt die Bürgermeisterin, habe es jedes Jahr eine Ausbildungsstelle gegeben. Stets bewarben sich mehr Mädchen als Jungen. Und stets hatten die Mädchen die besseren Zeugnisse. Die besten Bewerberinnen beka-

men die Stellen, viele andere nahmen ihre guten Zeugnisse und zogen weg. Was sollten sie hier, wo es nicht genug Jobs gab? Die ländlichen Regionen in den neuen Bundesländern entvölkerten sich, und es waren mehr Frauen als Männer, die gingen.

Um sich mit anderen Experten auszutauschen, hat Dinges Ende der neunziger Jahre den Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung (AIM Gender) gegründet. Alle anderthalb Jahre diskutieren die Wissenschaftler bei einer Tagung Themen wie „Männer und Gefühle“, „Männlichkeit und Arbeit“ oder „Männer als Täter und als Opfer“. Er habe sich über die „feministische Verzerrung“ in der Geschlechterforschung geärgert, erklärt Dinges, darüber, dass ständig nur über die Benachteiligung der Frauen diskutiert worden sei.

milienministerium für „faire Chancen im Lebenslauf für Frauen und Männer“ einsetzen. Im Jahr 2012 hat das Referat dafür 2,04 Millionen Euro ausgegeben.

Schröder preist erste, zaghafte Erfolge: Vor zwei Jahren, zu Beginn der Kita-Initiative, seien 2,4 Prozent der Fachkräfte in den Kitas männlich gewesen, exakt 8609. 2011 seien es schon 11 288 gewesen, 2,9 Prozent. „Das klingt immer noch nach sehr wenig, ist es auch“, gibt die Familienministerin zu. „Aber immerhin haben wir damit eine Steigerung um rund 20 Prozent.“

Im Osten, wo traditionelle Männerjobs dünn gesät sind, scheinen die Bemühungen des Ministeriums allmählich zu fruchten. In Broderstorf, einer kleinen Gemeinde bei Rostock, steht Markus Ludwig vor

neun Kindern in Strumpfhosen. Er spielt Gitarre und singt dazu das Lied „Wir sind die drei Männer aus Pfefferkuchenland“.

Die Kinder, fünf und sechs Jahre alt, stampfen mit den Füßen. Auf einer flachen Bank am Fenster sitzt Ludwigs Chef und achtet darauf, dass der Takt stimmt. Markus Ludwig, 32, hat noch nie unter einem Mann gearbeitet.

Es gibt an seinem Arbeitsplatz, anders als in dem Lied über das Pfefferkuchenland, auch kaum Männer. Wenn Ludwig von seinem Job spricht, kann es passieren, dass er „Erzieherin“ sagt. „Wenn ich Erzieherinnen sage, meine ich uns alle“, erklärt er.

Eigentlich hatte er nach dem Abitur vor, Zweiradmechaniker zu werden, er baute gern an alten Motorrädern herum. Ludwig kommt aus Neubrandenburg im Süden von Mecklenburg-Vorpommern. Seine Kumpel wurden Handwerker oder gingen an zu studieren. Er machte erst mal Zivildienst, in einem Ferienhaus für Familien, das von acht Nonnen geleitet wurde. Die Nonnen brauchten einen Hausmeister. Ludwig stellte fest, dass er gut mit Kindern umgehen konnte und kein Problem mit Chefinnen hatte.

So meldete er sich an einer Schule an, die Erzieherinnen ausbildete, 28 Frauen lernten in seinem Jahrgang und 3 weitere Männer. Sein Vater sei ein bisschen enttäuscht gewesen, sagt Ludwig: „Er wollte lieber, dass ich studiere.“

Markus Ludwig hat einen Zopf, aber auch einen Kinnbart, an dem die Kinder gern zupfen. Er sagt, dass er nicht allzu viel über Rollenbilder und solche Sachen nachdenke. In seiner Freizeit repariert er weiterhin alte Motorräder.

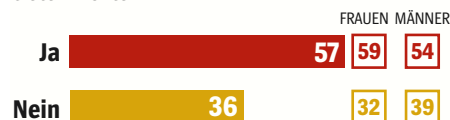
Nach der Ausbildung fing er in der Krippe des „Kinderlands“ an. Weil er das Gefühl hatte, dass es Zeit für eine berufliche Veränderung war, wechselte er im Herbst in den Kindergarten.

Aufstiegchancen, Karrieremöglichkeiten, darum geht es oft in der „Mehr Männer in Kitas“-Initiative des Familienministeriums. In Mecklenburg-Vorpommern organisiert der Verein, bei dem Ludwig angestellt ist, die Kampagne.

SPIEGEL-UMFRAGE Arbeitgeber

BERUFSTÄTIGE FRAUEN UND MÄNNER:

„Hätte Ihr Arbeitgeber Verständnis, wenn Sie zugunsten Ihres Partners beruflich kürzer treten wollten?“



TNS Forschung vom 12. bis 13. Dezember;
1000 Befragte ab 18 Jahre; Angaben in Prozent;
an 100 fehlende Prozent: „Weiß nicht“/keine Angabe

Erzieher Ludwig, Kita-Kinder in Broderstorf

„Wenn ich Erzieherinnen sage, meine ich uns alle.“



CHRISTIAN LENHART / ARGUMENT / DER SPIEGEL

Ludwig hat ein Lied für den „Erzieher-Song-Wettbewerb“ geschrieben und sich für den „Erzieher-Kalender“ fotografieren lassen. Er besucht Schulen und Jobmessen, um Jungen für seinen Beruf zu begeistern. Meistens kommen mehr Mädchen an seinen Stand.

Aber immerhin sind auch etwa ein Drittel der Interessenten Jungs. Oft fragen sie nach Perspektiven und nach dem Geld. Ludwig kann ihnen sagen, dass Erzieher ein krisenfester Job ist, dass man in der Region eine Stelle finden kann. In Mecklenburg-Vorpommern kann man das nicht von vielen Berufen sagen. Das Einstiegsgehalt liegt um 2000 Euro, brutto.

Markus Ludwig sagt, er könne von seinem Gehalt seine Familie ernähren, er hat zwei Söhne, die in seine Kita gehen. Ernähren, viel mehr aber nicht. Seine Frau studiert.

„Vielleicht wird der Beruf ja aufgewertet, wenn ihn auch Männer ergreifen“, sagt Sabine Kossow, Ludwigs Chef. Sie beschäftigt seit kurzem einen zweiten Erzieher, einen 43-jährigen Quereinsteiger, Mathematiker mit Diplom. Bei Kindern und Eltern, sagt sie, kämen die Männer gut an. Sie ist nur ein wenig enttäuscht, dass der Mathematiker handwerklich so gar nicht begabt sei.

Während sich die Politik müht, Männern traditionelle Frauenjobs schmackhaft zu machen, trotz schlechter Bezahlung und geringer Karriereaussichten, sorgen sich bereits die ersten Männer, dass Frauen nun an ihrer letzten noch weitgehend behaupteten Bastion rütteln: den Führungsetagen.

Spätestens seit Arbeitsministerin Ursula von der Leyen vor knapp zwei Jahren im SPIEGEL „mit Kawumms“ die gesetzliche Frauenquote forderte, wie Medien-Managerin Julia Jäkel das formuliert, ist das Thema allgegenwärtig. Die Drohung der Ministerin hat weite Teile des Managements deutscher Unternehmen aus dem Tiefschlaf gerissen. Plötzlich werden selbst dort Frauen befördert, wo es zuvor noch hieß, es gebe leider nicht genügend qualifizierte.

Natürlich starten die Frauen von einem extrem niedrigen Niveau. In den Dax-30-Konzernen sitzen gerade mal 13 Frauen im Vorstand. Um sie herum: gut zehnmal so viele Männer.

Der Wandel an der Spitze vollzieht sich langsam, aber erkennbar. Einer Studie des Personalvermittlers Egon Zehnder International zufolge gingen in den 41 größten deutschen Unternehmen gut 40 Prozent aller im vergangenen Jahr neu-



GETTY IMAGES

besetzten Führungspositionen an Frauen. „Wir spüren den Trend massiv“, sagt Brigitte Lammers, Leiterin des Berliner Büros von Egon Zehnder. Headhunter würden derzeit von Unternehmen aus der Dax-Liga bestürmt, Frauen zu vermitteln.

Schon befürchten Karrieremänner, künftig wegen ihres Geschlechts benachteiligt zu werden. Bei einer Umfrage unter Führungskräften in der Chemieindustrie gaben fast 40 Prozent der Frauen an, von den Diversity-Programmen ihrer Firmen zu profitieren. Mehr als die Hälfte der befragten Männer hingegen äußerte die Sorge, ihre Chancen auf Top-Jobs seien mit solchen Programmen geschrumpft.

Aufgeschreckte Manager suchen Hilfe bei Fachleuten. „Männer kommen zu uns und sagen, sie brauchen mehr sogenannte weibliche Tugenden“, berichtet der Führungskräfte-Trainer Bernhard Zimmermann, „Sozialkompetenz, Kommunikationsgabe, Empathie.“

Vielleicht gäbe es für manchen dieser Männer einen anderen Weg, dieses Ziel zu erreichen: eine neue Form der Partnerschaft, die, ganz nebenbei, womöglich hilft, ein erfülltes Leben zu führen.

Wenn man ein wenig sucht, findet man sie auch in Deutschland – Paare, die sich von gesellschaftlichen Zwängen nicht be-

hindern lassen. Männer und Frauen, die sich gegenseitig stärker und freier machen, weil beide beides können: sich um Kinder und Haushalt kümmern und die Familie ernähren. Wie so ein modernes Leben aussehen kann, zeigt die Geschichte von Gerhard und Kirsten Waidelich, 51 und 40 Jahre alt.

Die Geschichte begann vor zehn Jahren, durchaus traditionell, im Skiurlaub in Grindelwald. Sie arbeitete damals als Gynäkologin in Hamburg, er als Veranstaltungsmanager bei Daimler in Stuttgart. Ein paar Monate lang pendelten sie, dann zog Kirsten zu Gerhard. Sie heirateten, und als die Kinder, zwei Söhne, kamen, wurde Kirsten Waidelich Hausfrau, für dreieinhalb Jahre. Danach nahm sie eine Teilzeitstelle in einer Klinik an.

„Das war die schwierigste Zeit“, erinnert sich Waidelich, eine attraktive Frau mit kinnlangem Bob und winzigem Glitzersteinchen auf dem Nasenflügel. Es ist ein nasskalter Winterabend, sie sitzt ihrem Mann gegenüber am Esstisch ihres großen Hauses. „Ich hatte ständig das Gefühl, mich zwischen Familie und Arbeit zu zerteilen“, sagt sie. Zwei Jahre lang hielt sie durch. Ihr Mann arbeitete weiter Vollzeit bei Daimler, er verdiente das Geld.

Dann, Ende 2007, wurde Gerhard Waidelichs Bereich, das Veranstaltungsmanagement, verkauft. Er verlor seine Stelle, nach 18 Jahren. Kurzzeitig versuchte er sich als Unternehmer, und er half beim Aufbau eines Indoor-Spielparks mit. Doch er war erschöpft. Die Arbeit fühlte sich auf einmal schwer an.

„Das war der Moment, wo wir gesagt haben: Mensch, lass uns das doch mal anders versuchen“, erzählt Gerhard Waidelich, ein durchtrainierter dunkelblonder Mann mit einem offenen, freundlichen Gesicht. Gemeinsam beschlossen sie: Er würde zu Hause bleiben und sich um die Jungs und den Haushalt kümmern. Sie würde so schnell wie möglich ihren Facharzt machen und eine Praxis übernehmen.

Der Plan ging auf. Vor bald zwei Jahren eröffnete Kirsten Waidelich ihre Praxis. „Am Anfang war es komisch, die Jungs weniger zu sehen und weniger Einfluss auf sie zu haben“, gesteht sie. „Aber das war nur mein Egoismus. Für sie ist es super, dass ihr Papa zu Hause ist – der hat viel mehr Spaß an Jungspielen. Auf der Wiese kicken zum Beispiel oder ins Porschemuseum gehen.“

Auch den Haushalt, sagt Kirsten Waidelich, habe ihr Mann perfekt organisiert. Er sei nämlich nicht nur Betriebswirt, sondern auch gelernter Koch. Sie lächelt, sichtlich stolz. Der Gepriesene strahlt zurück: „Und ich freue mich zu sehen, dass meine Frau nicht nur eine gute Mutter ist, sondern auch in ihre neue Rolle als Unternehmerin hineinwächst.“

Nun, da die Praxis läuft, könnte Gerhard Waidelich allmählich darüber nachdenken, sein nächstes berufliches Projekt anzugehen. Er habe da so eine Idee, sagt er, etwas mit Veranstaltungen und Kochen. Aber es eile nicht: „Ich hätte nie gedacht, dass mir das mit den Kindern so viel Spaß machen würde“, sagt er. „Ich fühle mich irgendwie – frei.“

Was sind die Nachteile ihres Familienmodells? Darüber müssen die Waidelichs kurz nachdenken. „Na ja“, sagt er, „ich bin im Moment natürlich von Kirsten abhängig. Finanziell, auch was Vorsorge angeht. Wenn sie mich verlassen würde ...“ Seine Frau ruft dazwischen: „Dafür würden bei einer Trennung die Kinder bestimmt ihm zugesprochen.“

Die Waidelichs wirken nicht, als müssten sie sich in absehbarer Zeit mit solchen Fragen herumschlagen. „Ich kann den Männern nur Mut machen“, sagt Gerhard Waidelich, bevor er in die Küche geht, um das Abendessen zu servieren.

WIEBKE HOLLERSEN, KERSTIN KULLMANN,
GREGOR PETER SCHMITZ, SAMIHA SHAFY,
JANKO TIETZ



Video: Ein Tag im Kindergarten mit Erzieher Markus Ludwig

spiegel.de/app12013erzieher
oder in der SPIEGEL-App

Autorin Rosin

„Es scheint, als gelinge es den Gebildeten, sich von starren Rollenbildern zu lösen und dadurch mehr Freiheit zu gewinnen. Ich nenne es die Schaukelbrett-Ehe.“



SPIEGEL - GESPRÄCH

„Lernen gilt als uncool“

Die israelisch-amerikanische Autorin Hanna Rosin, 42, diagnostiziert eine Identitätskrise des starken Geschlechts. Männer erklärt sie zu den Verlierern der Wirtschaftskrise, weil sie zu starr und unflexibel seien.

SPIEGEL: Frau Rosin, der Titel Ihres Buchs klingt wie eine Kriegserklärung: „The End of Men“. Was wollen Sie uns damit sagen?

Rosin: Die Formulierung hat sich ironischerweise ein Mann ausgedacht, ein Redakteur des Magazins „The Atlantic“, als

ich 2010 die gleichnamige Titelgeschichte schrieb. Die Zeile setzte sich fest, sie wurde zur Formel für die ganze Debatte – vier kleine Wörter, die provozieren und im Gedächtnis haften bleiben. Als ich das Buch schrieb, überlegte ich mir, ob ich etwas daran verändern sollte, aber keine Alternative schien mir so treffend. Es ist, als hätte ich ein Stoppschild in den Boden

gerammt, und nun diskutiert alle Welt darüber. Manche Leute reagieren wütend, andere befremdet, aber in jedem Fall löst die Zeile Emotionen aus.

SPIEGEL: Die Provokation ist Ihnen gelungen, in den USA hat sich eine hitzige Debatte um Ihre Thesen entsponnen. Trotzdem: Männer dominieren noch überall in Politik und Wirtschaft, sie leiten

Das Gespräch führte die Redakteurin Samiha Shafy.



SUSANA RAAB / DER SPIEGEL

mindestens 95 Prozent der umsatzstärksten Unternehmen der Welt, besetzen 82 Prozent der Sitze im amerikanischen Kongress und werden für die gleiche Arbeit besser bezahlt als Frauen. Ist es nicht etwas voreilig, ihr Ende zu verkünden?

Rosin: Ja, natürlich. Mein Befund ist, dass derzeit eine enorme Umwälzung in der Gesellschaft stattfindet: Auf einmal gibt es all diese jungen Frauen, die besser ausgebildet sind und mehr verdienen als gleichaltrige Männer. Wenn sich junge Paare heute entschließen zu heiraten, haben sie ganz andere Erwartungen an einander als noch ihre Eltern. Und selbst an der Spitze der Karriereleiter tut sich etwas. Das wird oft unterschätzt.

SPIEGEL: Wenn man sich in den Führungsetagen großer Unternehmen umschaute, ist davon nicht viel zu erkennen.

Rosin: In den USA haben Frauen in den letzten Jahren rund ein Drittel aller

neubesetzten Managementjobs erobert. Meine Recherchen der vergangenen drei Jahre haben ergeben, dass der Trend auf allen Ebenen in die gleiche Richtung zeigt – wobei übrigens nicht dieser Aufstieg der Frauen zum Niedergang der Männer führt, sondern eher umgekehrt: Weil eine wachsende Zahl von Männern schon in der Ausbildung scheitert, den Job verliert und danach nicht mehr auf die Füße kommt, müssen die Frauen einspringen. Die treibende Kraft ist nicht feministische Überzeugung, sondern ökonomische Notwendigkeit. Ein Glück, dass Jacob uns nicht zuhört ...

SPIEGEL: ... Ihr neunjähriger Sohn, dem Sie das Buch gewidmet haben ...

Rosin: ... ja. Er könnte Ihnen jetzt in aller Ausführlichkeit erzählen, was für ein fieses, teuflisches Buch ich geschrieben habe und wie sehr er es hasst.

SPIEGEL: Lassen Sie uns die Frage anders formulieren: Wie würden Sie das „Ende der Männer“ einem Mädchen in Pakistan erklären, das gewaltsam daran gehindert wird, zur Schule zu gehen?

Rosin: Meine Recherchen konzentrieren sich auf die USA, doch ein Teil der Prozesse, die ich beschreibe, lässt sich in arabischen und asiatischen Ländern beobachten. Auch im Nahen Osten spielt Bildung eine zunehmende Rolle. Und wenn Frauen Zugang zu höherer Bildung erhalten und dann auf einmal besser abschneiden als die Männer, kann das die Gesellschaftsordnung gehörig ins Wanken bringen. Das ist exakt das, was in Südkorea passiert ist, einer eigentlich streng patriarchalischen Gesellschaft. Die Frauen dort werden ausgebildet, und danach sind sie nicht mehr so, wie die Gesellschaft sie haben will. Das hat zu einer veritablen kulturellen Krise geführt.

SPIEGEL: Deutschland gilt im Gegensatz dazu als fortschrittliche Nation, doch auch hier müssen Frauen noch immer für Lohnungleichheit und berufliche Aufstiegschancen kämpfen. In einem Land, das über Frauenquote und Herdprämie streitet, klingt Ihre These vom Untergang des Mannes weltfremd.

Rosin: Seltsamerweise ist gerade in Deutschland das Interesse an meinem Buch enorm. Deutsche Wissenschaftler berichten mir, dass sich die Männer in Deutschland in einer tiefen Identitätskrise befänden, obwohl sich an den Machtverhältnissen bislang wenig geändert habe. Da fragt sich: Warum fühlt sich der deutsche Mann belagert, wenn er es objektiv betrachtet gar nicht ist?

SPIEGEL: In den USA ist er offenbar durchaus belagert. Sie haben in einigen Regionen des Landes einen regelrechten sozialen Kollaps der amerikanischen Mittelschicht beobachtet,

ausgelöst durch die Vernichtung von Industriebeschäftungen oder deren Abwanderung ins Ausland. Ist das, was Sie das Ende der Männer nennen, nicht vielmehr der Niedergang des Industriestandorts USA?

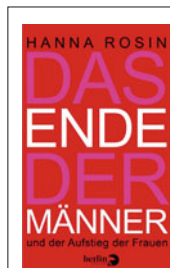
Rosin: Nein. Auch in anderen traditionell männlichen Domänen wie Recht oder Medizin ist der männliche Nachwuchs mittlerweile in der Minderheit. Finanzwelt und Politik sind zwar nach wie vor fest in Männerhand, doch in vielen anderen Bereichen ist absehbar, dass sich die Mehrheitsverhältnisse zugunsten der Frauen verschieben. Jungs schneiden in den Schulen und Universitäten schlechter ab. Es ist doch nur logisch, dass dieses Ungleichgewicht, das sich in den meisten Industrieländern beobachten lässt, auch die Situation auf dem Arbeitsmarkt verändert.

SPIEGEL: Sie sprechen damit ein Phänomen an, über das die Experten rätseln. Haben Sie eine Erklärung dafür gefunden, warum so viele junge Männer Probleme in der Schule haben und ihre Ausbildung frühzeitig abbrechen?

Rosin: Die oft gehörte Behauptung, es liege an der Überzahl von Lehrerinnen, halte ich für Unsinn. Erste Klagen über die Verweiblichung der Schule ertönten schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts, lange bevor die Probleme der Jungs begannen. Mein Eindruck ist, dass wir es hier mit einem kulturellen Phänomen zu tun haben: Unter Jungs gilt es einfach als uncool und mädchenhaft, in der Schule aufzupassen, Hausaufgaben zu machen und zu lernen. Hinzu kommt die Flut von Ablenkungen, etwa durch Computerspiele, die Jungs tendenziell stärker ansprechen als Mädchen. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass es früher für Männer ohne höhere Bildung ungleich mehr Möglichkeiten gab als heute.

SPIEGEL: Sie haben bei Ihren Recherchen einstige Industriestandorte in traditionell geprägten Regionen der USA bereist. Dort ist ein großer Teil der Männer ganz vom Arbeitsmarkt verschwunden ...

Rosin: Ja, die Veränderungen sind dramatisch, gerade weil das Patriarchat in diesen Orten traditionell sehr ausgeprägt ist. Der Chef der großen Fabrik steht ganz oben in der Hierarchie, gefolgt von seinen Managern, und die Frauen kommen ganz unten. Diese Ordnung wird von niemandem in Frage gestellt, weil sie auch mit der Bibel begründet wird: Der Mann ist das Oberhaupt der Familie, er ist dazu bestimmt zu führen und zu predigen. Doch auf einmal ist die ökonomische Wirklichkeit eine andere – die Fabriken werden geschlossen, und die Männer haben keinen



Hanna Rosin
Das Ende der Männer und der Aufstieg der Frauen

Berlin Verlag; 352
Seiten; 19,99 Euro.
Erscheint am
15. Januar.



Einstiger Industriestandort Detroit: „Der Mann ist das Oberhaupt der Familie“

Job mehr. Ihre Arbeit hat ihre Männlichkeit definiert, und plötzlich bricht alles weg. Die Männer wirken wie erstarrt.

SPIEGEL: Was verändert sich dadurch?

Rosin: Die ältere Generation versucht, die ökonomische Realität irgendwie mit ihrem traditionellen Weltbild in Einklang zu bringen. So wird die Rolle des Ernährers abgekoppelt von der Rolle des Familienoberhaupts. Auch wenn nun in vielen Fällen die Frau die Familie ernährt, zum Beispiel als Krankenschwester, bleibt der arbeitslose Mann das Familienoberhaupt. Sie verdient das Geld, aber er trifft die Entscheidungen. Seine Autorität wird jetzt ausschließlich spirituell begründet. Die Jüngeren allerdings reagieren anders. Bei denen stürzt alles zusammen.

SPIEGEL: Was heißt das genau?

Rosin: Was diese jungen Leute in der Kirche lernen, lässt sich nicht mehr mit ihrer Lebenswirklichkeit vereinbaren. Doch Männer wie Frauen tun sich ungemein schwer damit, ihre veränderten Rollen zu akzeptieren. Deshalb gehen Ehen zugrunde, Mütter ziehen ihre Kinder allein auf. Viele Frauen bleiben lieber allein, als einen Mann zu heiraten, der nichts zum Familieneinkommen beitragen kann.

SPIEGEL: Sie schreiben, dass die Entwicklung der amerikanischen Wirtschaft Männer härter treffe als Frauen, weil die Frauen auf die veränderte Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt flexibler reagierten. Wie belegen Sie diese These?

Rosin: Tatsache ist doch: Die Frauen haben binnen wenigen Jahrzehnten einen gewaltigen Rollenwandel vollzogen – in der Art und Weise, wie sie in der Öffentlichkeit auftreten, wie sie Bereiche der Arbeitswelt erobern, die noch vor kurzem als Männerdomänen galten. Im Ver-

gleich dazu hat sich das Auftreten der Männer nicht groß verändert. Durch die Wirtschaftskrise sind in den USA Millionen Arbeitsplätze in der verarbeitenden Industrie verlorengegangen – doch Männer weichen selbst dann nicht auf traditionell weibliche Wachstumsbranchen wie Pflege oder Bildung aus, wenn das die einzigen verbliebenen Jobs sind. Das führt zu den gesellschaftlichen Spannungen, die ich eben beschrieben habe: arbeitslose Familienoberhäupter und unfreiwillige Familienernährerinnen.

SPIEGEL: Kritiker Ihres Buchs bemängeln, dass dies nur eine Momentaufnahme sei: Wenn sich die Wirtschaftskrise in den USA auf weiblich dominierte Bereiche wie Schulen oder den Öffentlichen Dienst ausweite, gingen dort die Arbeitsplätze der Frauen genauso verloren wie zuvor die der Männer.

Rosin: Das ist kein überzeugendes Argument. Jobs im Öffentlichen Dienst kommen und gehen. Wenn das Geld knapp ist, werden Lehrer entlassen, und in besseren Zeiten werden sie wieder eingestellt. Die Jobs in der industriellen Produktion hingegen werden nicht zurückkehren. Das sind Relikte einer vergangenen Ära.

SPIEGEL: Wenn man Ihnen so zuhört, könnte man den Eindruck gewinnen, dass Sie Männer für obsolet halten.

Rosin: In bestimmten Teilen der amerikanischen Gesellschaft sind sie das tatsächlich, aber ich finde es furchtbar. In der Arbeiterklasse wird inzwischen mehr als die Hälfte der Kinder der unter 30-jährigen Mütter außerhalb der Ehe geboren. Die Mehrheit dieser Kinder wächst ohne Vater auf. Wir kennen das Phänomen aus der armen, schwarzen Bevölkerung, doch nun weitet es sich auf weitere Schichten

der Gesellschaft aus, bis in die Mittelklasse. Männer finden keinen Job mehr, sie scheiden aus der Gesellschaft aus, und so entsteht faktisch ein Matriarchat. Für die oberen sozialen Schichten ist die Ehe nach wie vor ein Erfolgsmodell, für die ärmeren nicht.

SPIEGEL: Die Ehe ist also nichts als ein „privater Spielplatz für jene, die bereits mit Überfluss gesegnet sind“, wie es der Soziologe Brad Wilcox formuliert hat?

Rosin: In der Tat. Die Statistiken beweisen es. College-Absolventen lassen sich heute seltener scheiden als vor einigen Jahrzehnten, und sie bezeichnen ihre Beziehung mit höherer Wahrscheinlichkeit als glücklich. Diese Entdeckung hat mich verblüfft. Es scheint, als gelinge es den Gebildeten, sich von starren Rollenbildern zu lösen und dadurch mehr Freiheit zu gewinnen. Ich nenne es die Schaukelbrett-Ehe: Mann und Frau wechseln sich in der Ernährerrolle ab. So ermöglichen sie einander zu verschiedenen Zeiten Karrieresprünge und Auszeiten.

SPIEGEL: Das klingt jetzt hoffnungsfroh. Sie beschreiben allerdings auch Paare, bei denen die Tatsache, dass die Frau plötzlich mehr Geld verdient als der Mann, zu erheblichen Spannungen führt.

Rosin: Ja, das stimmt. Diese Konstellation ist so neu, dass sowohl Männer als auch Frauen häufig gemischte Gefühle dabei haben. Man muss nicht sehr tief graben, um das freizulegen. Treffend hat es ein junger Mann aus Kanada formuliert: Er glaube theoretisch und politisch hundertprozentig an das Konzept des Hausmanns, sagte er mir, er wolle nur selbst keiner sein.

SPIEGEL: Frau Rosin, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

NATURSCHUTZ

Erzengel des Waldes

Die ältesten Bäume der Erde sind bedroht. Aktivisten klonen und verbreiten die Riesen. Werden auch die Jungpflanzen in den Himmel wachsen?

Das Wetter war lausig. Durch strömenden Regen schleppten die Helfer die Pflanzen über den steilen Hang. Dann stießen sie ihre Spaten in den feuchten Grund. Unter ihnen schäumte der Pazifik.

Vor wenigen Wochen setzten Gärtner 248 Bäumchen an einem Nordhang der Ocean Mountain Ranch bei Port Orford im US-Bundesstaat Oregon. „Es war ein scheußlicher Tag für uns, aber ein großartiger Tag für die Bäume“, erinnert sich Terry Mock, der Besitzer der Ranch.

Die Gewächse, die Mock und seine Helfer in die feuchte Erde pflanzten, sind genetisch identisch mit 28 bis zu 3000 Jahre alten Mammutbäumen von der US-Westküste. Geht es nach Mock, sollen die Pflänzlein für Jahrhunderte bei Port Orford stehen bleiben und wie ihre Mutterpflanzen 40 Stockwerke hoch werden.

Die Pflanzaktion ist Teil eines Projekts zur Vermehrung der größten und ältesten Bäume der Erde. „Wir legen eine lebende Bibliothek an, um die genetische Information dieser Bäume zu bewahren“, sagt David Milarch, Mitgründer des Archangel Ancient Tree Archive. In Gewächshäusern seines Anwesens in Michigan pflegt Milarch Abkömmlinge von 70 handverlesenen Bäumen, die zu den jeweils ältesten ihrer Art gehören.

„Champions“ nennt der 63-Jährige die Methusalems der Baumwelt. Er hat Triebe von über 1000 Jahre alten Eichen aus Irland gesammelt. Von der Ägäisinsel Kos stammt Material der „Platane des Hippokrates“. Angeblich soll der berühmte Arzt vor rund 2400 Jahren die Mutterpflanze zum Baum gesetzt haben.

Auch Abkömmlinge des Fieldbrook Stump zählen zu Mi-

larchs Archiv. Der Baumstumpf mit einem Durchmesser von knapp zehn Metern war einst Fuß eines riesigen Küstenmammutbaums. Experten schätzen seine einstige Größe auf etwa 120 Meter. „Als der Baum gefällt wurde, wog er so viel wie neun Blauwale“, sagt Milarch.

Der Stumpf von Fieldbrook steht exemplarisch für eine globale Baumkrise. Ob Ponderosa-Kiefer, Riesen-Eukalyptus oder Mammutbaum: Die ältesten Exemplare vieler Baumarten verschwinden in rasantem Tempo, berichten Forscher Anfang Dezember im amerikanischen Wissenschaftsmagazin „Science“. Von einem „verstörenden Trend“ spricht Co-Autor William Laurance von der australischen James Cook University, „wir reden vom Verlust der größten Organismen des Planeten“.

Holzeinschlag, intensive Landwirtschaft, Waldbrände und Insektenbefall begünstigen den Tod der Baummethusalems. Die ökologischen Auswirkungen seien immens, warnen die Autoren. „Große alte Bäume bieten in manchen Ökosystemen Nistplätze und Unterschlupf für bis zu 30 Prozent aller Vögel“, sagt Laurance, „sie recyceln Nährstoffe, beeinflussen den Wasserhaushalt und speichern enorme Mengen von Kohlenstoff.“

Forscher untersuchten beispielsweise ein Waldgebiet in Kaliforniens Yosemite National Park. Nur 1,4 Prozent der Bäume hatten dort einen Stammdurchmesser von mehr als einem Meter. Doch sie stellten knapp 50 Prozent der Baumbiomasse.

Die Baumretter des Archangel Ancient Tree Archive wollen nun zumindest das Erbgut der Riesen retten. Milarch hält es für keinen Zufall, dass Gewächse wie der Riesenmammutbaum „General Sherman“ (Umfang: 31 Meter) aus dem kalifornischen Sequoia National Park die Jahrhunderte überdauerten. „Solche Bäume haben bewiesen, dass sie Krankheiten und Stürmen besser trotzen können als andere ihrer Art“, sagt er. Ihr genetisches Profil sei einzigartig.

Um Triebe der botanischen Raritäten zu bergen, rücken die Aktivisten mit Klettergeschirr an, kraxeln bis in luftige Höhen und knipsen junge Triebe ab. Mit Nährstoffen und Hormonen gepöppelt, schlagen die Stecklinge bald Wurzeln. Sind die Klone kräftig genug, werden sie ausgewildert. Milarch hofft, dass auch die Ableger in den Himmel wachsen.

Langfristig, glaubt er, könnten sie sogar helfen, den Klimawandel zu lindern. „Wir schlagen vor, Millionen und Abermillionen dieser Bäume zu pflanzen und sie als Kohlenstoffsänke zu verwenden“, sagt Milarch. Gerade Mammutbäume würden sehr schnell wachsen und könnten große Mengen Kohlenstoff über viele Jahrhunderte binden.

Doch würde das wirklich helfen, die Klimaänderung abzuschwächen? Forstexperte William Libby von der University of California in Berkeley ist skeptisch. Zwar würden die Bäume tatsächlich viel Kohlendioxid aus der Luft ziehen, so Libby. Andererseits absorbieren Waldgebiete wegen ihres dunklen Kronendachs mehr Sonnenlicht als Ackerland oder Weiden. Somit tragen Bäume wiederum zur Erwärmung bei. Libby: „Das könnte den positiven Effekt zunichtemachen.“

Dennoch unterstützt der emeritierte Professor das Milarch-Projekt. Das Baumarchiv biete die einzigartige Chance, die Genetik von Bäumen mit außergewöhnlicher Wachstumskraft zu studieren.

Aktivist Milarch spricht den Bäumen zudem spirituellen Wert zu. „Wenn ich meinen Kopf an einen alten Baum lehne, kann ich dessen Lebensenergie spüren“, sagt der grüne Archivar. „Durch einen alten Wald zu gehen ist magisch.“

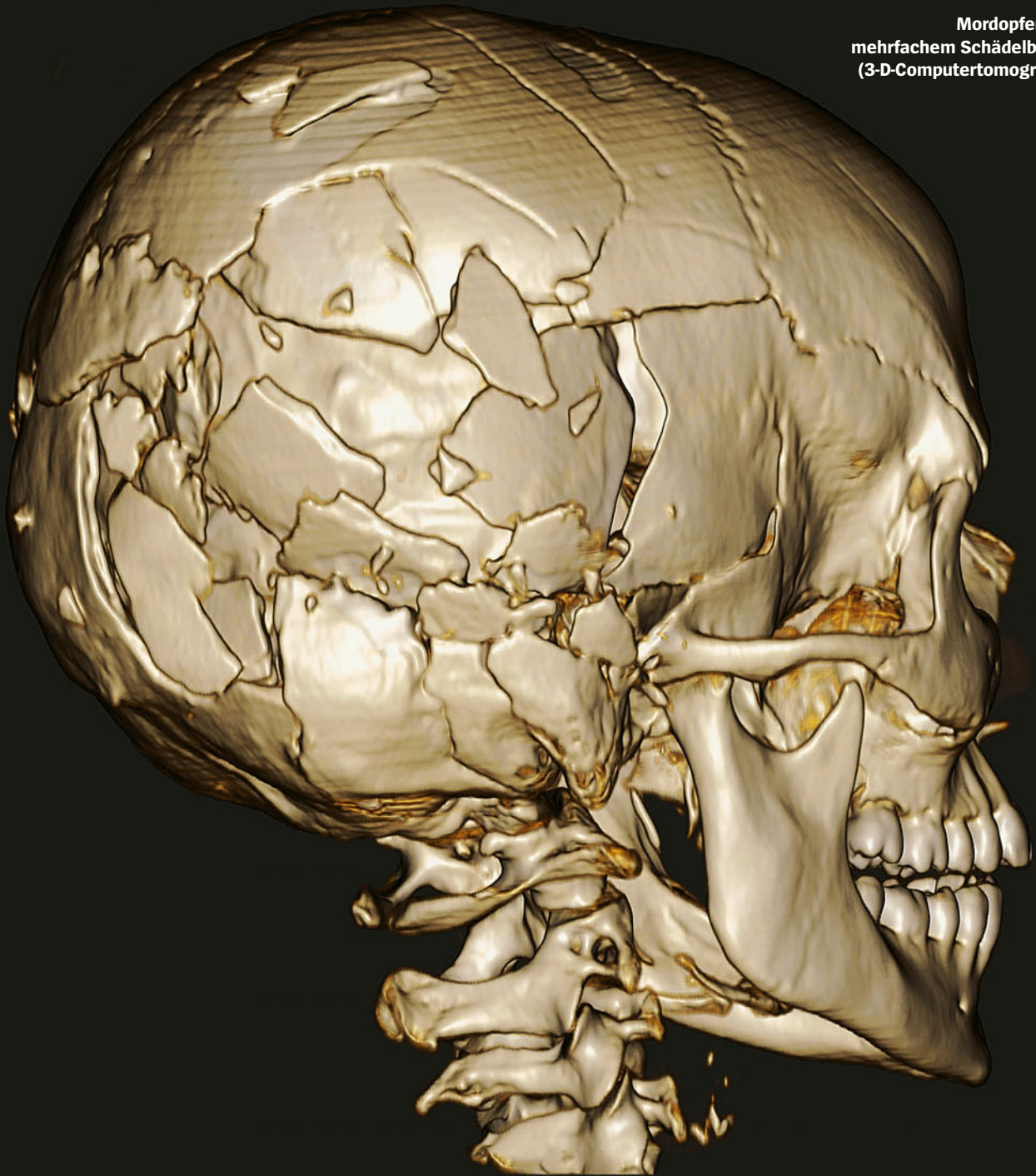
PHILIP BETHGE



Küstenmammutbaum

So schwer wie neun Blauwale

Mordopfer mit
mehrfachem Schädelbruch
(3-D-Computertomografie)



FORENSIK

Sezieren ohne Skalpell

Die von Schweizer Forschern entwickelte virtuelle Autopsie ermöglicht ungekannte Einblicke in tote Körper. Lassen sich dadurch Morde aufklären, die bislang übersehen wurden?

UNIVERSITÄT ZÜRICH INSTITUT FÜR RECHTSMEDIZIN

Ein Ehepaar sitzt am Frühstückstisch. Plötzlich klagt die Frau über starke Kopfschmerzen. Sie springt auf, schreit – und bricht zusammen. Doch erst als gegen Mittag die Atmung aussetzt, ruft ihr Mann einen Krankenwagen.

Dieser Fall von ungeheurer Herzlosigkeit warf für die ermittelnden Kriminalisten vor allem eine Frage auf: Was hatte der Mann seiner Frau womöglich angetan?

Der überraschende Befund: gar nichts – bis auf das erschütternde Desinteresse, das er seiner Lebenspartnerin entgegenbrachte.

Forensiker des Rechtsmedizinischen Instituts der Universität Zürich diagnostizierten Blut im Hirnwasser sowie ein kleines Aneurysma, das im Kopf der Frau geplatzt war, mithin eine natürliche Todesursache.

In einem anderen Fall suchte die Zürcher Polizei nach der Tatwaffe, mit der eine Frau ermordet worden war. Die Gerichtsmediziner entdeckten winzige Metallpartikel in der Kinnregion.

Der Fund führte die Polizei schließlich zum Corpus Delicti: einem Küchenmesser.

Um beide Fälle zu lösen, reichte es nicht, dass die Rechtsmediziner nur vorschriftsmäßig das Brustbein der Verstorbenen aufsägten, um zur klassischen inneren Leichenschau zu schreiten. Zur Aufklärung der Todesumstände zerlegten die Forensiker nicht die Körper, sondern betrachteten dreidimensionale Abbilder der Toten, die sie auf ihrem Rechner gespeichert hatten.

„Virtuelle Autopsie“ nennt sich dieser Vorgang, bei dem die Rechtsmediziner die Aufnahmen leistungsstarker Computer- und Magnetresonanztomografen sowie Oberflächenscans von Leichen miteinander kombinieren.

Mit Hilfe dieser geballten Durchleuchtungstechniken sind die Experten nunmehr in der Lage, aufschlussreiche und faszinierende Einblicke in das Innere toter Körper zu gewinnen. Vor allem aber entdecken die Fachleute Brüche und Blutungen, die ihnen durch die herkömmliche Form der Sektion bislang verborgen geblieben sind.

Experten schwärmen von der neuen Methode, welche die klassische Autopsie zumindest ergänzen soll. Die Idee: Nach Durchleuchtung einer Leiche sollen Radiologen die Gerichtsmediziner auf Auffälligkeiten hinweisen, auf die sie am Bildschirm gestoßen sind.

„Rechtsmediziner können ihre Obduktion dadurch viel effizienter planen“, sagt Dominic Wichmann, Facharzt für innere Medizin vom Universitätsklinikum in Hamburg-Eppendorf. Die „Annals of internal Medicine“ veröffentlichten jüngst eine Studie, in der Wichmann die Vor-

züge der virtuellen Leichenbegutachtung preist.

Spezialisten des amerikanischen FBI reisen neuerdings in die Schweiz, um an der Universität Zürich die von Computern gestützte Leichenschau zu bestaunen. „Virtobot“ nennt der Rechtsmediziner Michael Thali den von ihm entwickelten Geräteparcours.

Ausgangspunkt für die virtuelle Autopsie war der Mord an einer Frau und die Frage, ob der Täter das Opfer mit einem Hammer oder einem Fahrradschlüssel erschlagen hatte.

Als er das Rätsel mit Computerhilfe zu lösen versuchte, hauste Thali mit seinem Stab noch in einer kalten Baracke auf dem Campus der Uni Bern. „Im Winter froren wir, nur die Rechner heizten“, erzählt der Radiologe Steffen Ross, der seit Jahren zum Team gehört.

Erst der Wechsel an die Uni Zürich und die Erbschaft einer begüterten Augenärztin verhalfen dem Projekt zum Durchbruch. Doch in der Fachwelt blieb der Zuspruch zunächst aus. „Anfangs waren wir als Enfant terrible der Forensik verschrien“, berichtet Thali. Alte Recken des Sektionsaals kommentierten die Idee der virtuellen Autopsie häufig nur mit einem knappen „Das ist Mist“, erinnert sich Thali.

Die jüngere Generation der Rechtsmediziner, die inzwischen an den meisten Instituten das Ruder übernommen hat, ist sehr viel aufgeschlossener für die neue Technik. Der Chef-Rechtsmediziner der Berliner Charité, Michael Tsokos, orderte jüngst eine abgespeckte Variante des Virtobots. „Wir benutzen eine Variante, die

sich ein armer Stadtstaat wie Berlin leisten kann“, sagt Tsokos.

Die neuen Möglichkeiten postmortalen Bebilderung wertet er als „Revolution für die Rechtsmedizin“ – vergleichbar mit der Entdeckung des genetischen Fingerabdrucks und der Haaranalyse. „Hätte man Uwe Barschel oder Kurt Cobain in den Computertomografen geschoben, würde deren Tod heute nicht so viele Fragen aufwerfen“, urteilt Tsokos.

Neben der Charité können bislang erst 3 weitere von insgesamt 35 rechtsmedizinischen Instituten an deutschen Universitäten virtuelle Autopsien durchführen. Und auch in Berlin wird nur ein Bruchteil der Verstorbenen in den Scanner geschoben; für größeren Aufwand fehlt technisch ausgebildetes Personal, das mit den Geräten fachgerecht umgehen kann.

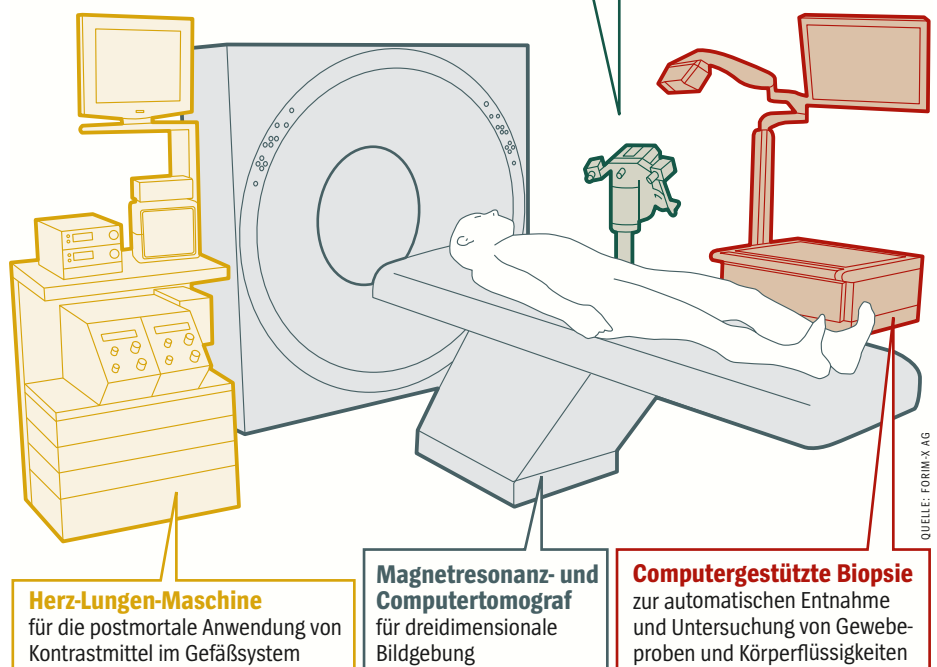
So kamen Tsokos und seine Kollegen anfangs auch ins Schleudern wie Familienväter, die ohne Anleitung eine neue TV-Anlage installieren wollen. Denn wie etwa die gewonnenen Daten abgespeichert, archiviert und schließlich gedeutet werden, dafür liefert der Hersteller keine Gebrauchsanweisung mit.

In Thalys Superlabor in Zürich hat sich die einst herausragende Rolle des Rechtsmediziners als Maestro des Seziertischs aufgrund der Hightech-Ausstattung relativiert: Ohne Radiologen und Ingenieure als gleichberechtigte Partner an seiner Seite könnte Thali seinen Maschinenpark gar nicht bedienen.

Die virtuelle Autopsie könnte aber auch dazu führen, die normale Leichenschau zu verändern. Heute entscheiden

Postmortale Durchleuchtung

Geräteparcours für die virtuelle Autopsie



meist Hausärzte darüber, ob der Tod die Folge einer natürlichen Ursache war oder nicht. Diese Praxis ist in Deutschland in Verruf geraten. Rechtsmediziner Tsokos mutmaßt, dass derzeit jedes zweite Tötungsdelikt übersehen wird. Verantwortlich dafür seien Ärzte, die diesen Teil ihres Berufs schlicht nicht beherrschen oder ihm nicht die nötige Ernsthaftigkeit widmeten.

Mitarbeiter des Instituts für Rechtsmedizin der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) bestätigen den kritischen Befund. In einem kürzlich im „Archiv für Kriminologie“ veröffentlichten Aufsatz schreiben die MHH-Experten, „dass die Leichenschau in über 10 Prozent der Fälle unvollständig oder nicht nach den gesetzlichen Bestimmungen durchgeführt wurde“. Ihr Fazit: „Die ärztliche Leichenschau erfüllt derzeit nicht die ihr zugesprochenen Qualitätsansprüche, insbesondere nicht im Hinblick auf die Rechtssicherheit.“

Anders als in den Instituten für Rechtsmedizin wird in den Krankenhäusern heute kaum noch obduziert. Während eine rechtsmedizinische Sektion bei Mordverdacht von der Staatsanwaltschaft angeordnet wird, kann eine klinische Sektion von einem Pathologen nur dann vorgenommen werden, wenn die Angehörigen dem zustimmen.

Insbesondere diese klinische Form der inneren Leichenschau erlebte in Deutschland in den vergangenen Jahrzehnten einen drastischen Rückgang. Lediglich etwa drei Prozent aller Verstorbenen werden noch zur Inspektion der inneren Organe geöffnet – in Österreich landen zehnmal so viele Fälle in der Pathologie.

Hauptgrund seien Verwandte, die panisch darüber wachten, dass der Körper ihres verstorbenen Angehörigen nicht aufgeschnitten werde, sagt Facharzt Wichmann vom Hamburger Universitätsklinikum. Bei der virtuellen Autopsie zeigten die Hinterbliebenen weit weniger Berührungsängste.

Auch die Schweizer Pioniere verbinden mit der neuen Untersuchungsmethode die erfreuliche Erfahrung, dass ihnen allzu blutige Erlebnisse nun häufiger erspart bleiben – etwa im Fall jenes Bergsteigers, der in den Schweizer Alpen abgestürzt war. Thalys Team diagnostizierte unter anderem einen komplett geborstenen Hirnschädel, den Bruch der Lendenwirbelsäule und den Bruch des Unterschenkels – aber alles nur am Bildschirm.

Andere Untersuchungen hingegen bleiben selbst virtuell unschön: Ein Verstorbener, dessen Leichnam wochenlang in einer Wohnung unentdeckt geblieben war und der von Maden bereits weithin entstellt wurde, ist auch in 3-D-Darstellung am Computer kein leicht verdaulicher Anblick.

FRANK THADEUSZ



Qualitätstest bei Huawei in Shenzhen: „Vom Land aus die Städte einkreisen“

INTERNET

Rattenfeste Funkstationen

Kaum einer kennt den geheimnisvollen Huawei-Konzern – doch viele nutzen seine Mobilfunktechnik. Gegründet hat die Firma ein ehemaliger Offizier der chinesischen Armee.

Hua-was, bitte? Hawaii? Der Name der Firma ist schon das erste Problem: Huawei, sprich: Huaa-uäi. Er bedeutet so viel wie „China handelt!“

Diese patriotische Angeberei ist das zweite Problem: Dem Netzwerkausrüster und Handy-Hersteller aus der südchinesischen Stadt Shenzhen wird vorgeworfen, die Welt mit Spionagetechnik zu unterwandern, Verbindungen zur Volksbefreiungsarmee zu unterhalten und Länder wie Iran zu beliefern. Ein Ausschussbericht des US-Kongresses fordert Provider auf, sich nach anderen Anbietern umzusehen. Australien schloss die Firma vom Bau neuer Breitbandnetze aus.

Doch Huawei scheint nicht zu stoppen zu sein. Auf der Consumer Electronics Show, die kommende Woche in Las Vegas beginnt, wird die Firma eines der ersten Mobiltelefone mit dem Betriebssystem Windows Phone 8 vorstellen sowie ein aufgemotztes Riesenhandy mit über sechs Zoll Bildschirmdiagonale, einen Zwitter aus Tabletcomputer und Telefon („Phablet“).

Im Juli brachte die Firma mit dem Ascend P1 bereits ein respektables Android-Handy auf den Markt, flacher als viele andere und mit einem stärkeren Akku als dem des iPhone 5. Die Chinesen haben den Ehrgeiz, bald bessere Smartphones zu bauen als Samsung und Apple.

Das klingt nach Größenwahn. Aber die Firma meint es ernst. Rund ein Drittel der Weltbevölkerung nutzt angeblich bereits auf irgendeine Weise Huawei-Technik – oft ohne es zu wissen: Viele Internetverbindungen laufen über Server aus Shenzhen, viele Mobiltelefonate über Huawei-Basisstationen. Auch die ersten Surfsticks für den schnellen Datenfunk LTE der Telekom stammten von Huawei.

Derzeit wird mit einer Charmeoﬀensive versucht, die Bedenken zu zerstreuen. „Es ist ein Missverständnis, dass wir eine chinesische Firma sind“, beteuert Firmensprecher Roland Sladek. „Wir sind längst international.“ Der freundliche Lockenkopf mit grüner Designerbrille ist das europäische Gesicht der Firma. Früher hielt der gebürtige Freiburger an der Elitehochschule Sciences Po in Paris Vorlesungen über „Interkulturelle Kommunikation“. Nun sitzt der 39-Jährige in der Zentrale von Huawei, einem 21-stöckigen Glaspalast in einem Industriegebiet von Shenzhen.

Ein paar Kilometer von hier entfernt spucken die Foxconn-Fabriken, wo auch Samsung und Apple fertigen lassen, jeden Tag gigantische Menschenströme aus, Tausende Jugendliche blockieren dann die Kreuzungen wie bei einer Großdemonstration; dabei ist das einfach der Schichtwechsel.

Auf dem Huawei-Campus dagegen wird nicht montiert, sondern getüftelt.

Die Konferenzräume sind elegant eingerichtet, die Espressobars vom Feinsten, die subtropischen Zimmerpflanzen hängt mit glänzender Weihnachtsdeko.

Hinter den Fenstern dampft der riesige Firmencampus in der Mittagssonne, mit Palmen, Restaurants und einem Heer junger Ingenieure, die größtenteils in so etwas wie Studentenwohnheimen untergebracht sind. Das Durchschnittsalter der Mitarbeiter liegt bei 29 Jahren. 40 000 von ihnen arbeiten allein auf diesem Campus.

Insgesamt hat Huawei weltweit rund 150 000 Mitarbeiter in über 140 Ländern. In Deutschland sind es gut 1600. Dennoch ist Huawei eine ausgesprochen chinesische Firma geblieben. Gegründet wurde sie 1987 von Ren Zhengfei, zuvor Offizier in der Volksbefreiungsarmee. Shenzhen, einst ein 30 000-Seelen-Kaff, das direkt an die britische Kronkolonie Hongkong grenzte, war 1980 zur Sonderwirtschaftszone erklärt worden – als Entwicklungslabor für kapitalistische Experimente. Heute leben zehn Millionen Menschen in der futuristischen Retortenstadt. Start-up-Gründer Ren importierte anfangs Telefonschalt-schränke aus Hongkong, aber schon bald ließ er eigene IT-Bauelemente entwickeln. Er rollte den Heimatmarkt vom Lande her auf, gemäß der Strategie von Mao Zedong: „Vom Land aus die Städte einkreisen“.

Als Beispiel für die besondere Kunden-nähe nennt Sprecher Sladek die ratten-festen Kabel. Die Telefonleitungen auf dem Lande seien damals oft von Nagern zerstört worden, erzählt er: „Die anderen Firmen haben mit den Schultern gezuckt, aber unsere Ingenieure haben die Kabel gegen Rattenbisse verstärkt.“

Nach der Jahrtausendwende expandierte Huawei dann auch international. Die einstige Start-up-Firma des Ex-Militärs ist heute weltweit die Nummer zwei unter den Netzwerkausrüstern, mit einem Jahresumsatz von rund 25 Milliarden

Euro. Bald dürfte sie den schwedischen Marktführer Ericsson überholen. Dabei baut Huawei nicht einfach nur Billigtech-nik nach, sondern steckt über elf Prozent des Umsatzes in Forschung und Entwick-lung und hält bereits über 20 000 Patente.

Noch nie hat Firmengründer Ren ein Interview gegeben. Zur Undurchsichtig-keit tragen auch chinesische Besonderheiten bei, zum Beispiel das hauseigene Komitee der Kommunistischen Partei Chinas bei Huawei. Das Komitee sei überbewer-tet, jede Firma mit mehr als 50 Angestell-ten müsse das in China haben, auch die Filialen von VW und BMW, wehrt Sladek ab: „Die Komitees tun nicht mehr, als zum chinesischen Neujahr Geschenkkörbe mit Früchten an die Mitarbeiter zu verteilen.“ China-Experten bezweifeln diese Version.

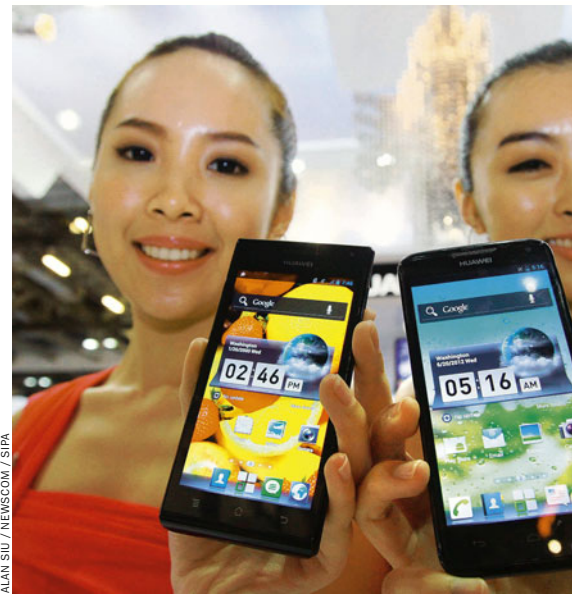
Rein äußerlich wirkt alles harmlos bei Huawei, der Campus würde auch im Sili-con Valley kaum auffallen, mit palmenge-säumten Alleen und dem neoklassizisti-schen Säulenhau, „White House“ genannt: Hier werden Prototypen in Klimalabors gequält – Qualitätskontrolle. Formal be-findet sich die Firma im Besitz der Ange-stellten, wobei der Gründer 1,4 Prozent der Anteile hält – und dynastischen Nei-gungen nachgeht: Seine Tochter ist Finanz-chefin, sein Bruder im Aufsichtsrat.

Wie vielseitig die Firma in den digita-len Alltag eingreift, zeigt die Daueraus-stellung im Tiefgeschoss der Zentrale: Huawei bietet solarbetriebene Mobilfunk-stationen, Krankenhaus-Software, Tele-konferenzsysteme, interaktives Fern-sehen, Überwachungskameras, Verkehrs-leitsysteme, Gebäudesteuerung. Bei den Preisen unterbieten die Chinesen die Kon-kurrenz meist um rund 30 Prozent.

Pro Jahr verkauft Huawei rund hun-dert Millionen Handys – allerdings oft un-ter dem Namen der jeweiligen Mobilfunk-betreiber. Da sich die No-Name-Anbieter in einem mörderischen Preiskrieg befin-den, setzt Huawei nun auf eine eigene Marke, wie es schon Firmen wie die tai-wanische HTC vorgemacht haben.

„Die gute Nachricht ist: Wir bauen gute Technik“, erläutert Manager Shao Yang, ein eleganter Herr in schwarzem Anzug. „Und jetzt die schlechte Nachricht: Kaum einer kennt unsere Marke.“ Das zu än-dern sei seine Aufgabe.

Um die Spionagevorwürfe aus der Welt zu räumen, hat das Unternehmen vor zwei Jahren zudem einen radikalen Schritt gewagt: Im britischen Städtchen Banbury unweit von Oxford befindet sich das Cy-ber Security Evaluation Centre, eine Art Quarantänestation, wo 20 Mitarbeiter im Austausch mit dem britischen Geheim-dienst GCHQ die Geräte auf Sicherheits-lücken untersuchen. Sogar der Quellcode sei dort hinterlegt – das Allerheiligste ei-ner jeden Hightech-Firma. Das soll die Angst vor dem geheimnisvollen Ren-Clan und seiner Armeevergangenheit bannen.



Messepräsentation des Handys Ascend P1 (L.)
Bald besser als Apple und Samsung?

In Berlin-Kreuzberg, in einem Hinter-hof im vierten Stock, ist man skeptisch. „Das soll wohl beruhigend klingen, aber was haben deutsche Firmen davon, wenn der britische Geheimdienst die Sicher-heitslücken von Huawei kennt?“, sagt Felix Lindner. Er ist Chef der Sicher-heitsfirma Recurity Labs mit derzeit zehn Mitarbeitern, kleidet sich gern komplett in Schwarz und ist in der Szene besser bekannt als „FX“. „Geheimdienste lie-ben Sicherheitslücken“, sagt er. „Für den Fall, dass sie selbst einmal Zugang brau-chen.“

Lindner sorgte weltweit für Aufsehen, als er auf der Hacker-Konferenz Defcon in Las Vegas auf Hintertüren in Huawei-Systemen hinwies: Die Sicherheits-Soft-ware der Router ließ sich damals einfach knacken, indem Angreifer fest voreinge-stellte Standard-Passwörter eingaben, zum Beispiel „supperman“, mit zwei p.

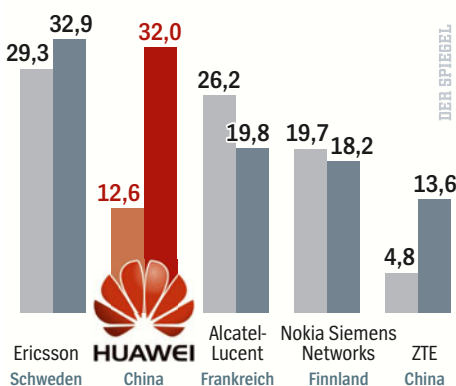
„Früher habe ich oft Firmen wie Sun Microsystems kritisiert“, sagt Lindner trocken. „Aber Sun erscheint mir im Ver-gleich geradezu vorbildlich, seit ich Huawei kenne. Deren Sicherheit erinnert an das Niveau der neunziger Jahre.“ Die kritisierte Firma antwortet, dass sie höchsten Wert auf Qualität lege, aber in Sachen Sicherheit nicht ins Detail gehen könne.

Sicherheitsexperte Lindner glaubt nicht, dass die ungesicherten Hintertür-chen in Huawei-Routern mit böser Ab-sicht programmiert wurden. Er vermutet, dass eher Schlamperei unterbezahlter Jung-Ingenieure dahintersteckt.

HILMAR SCHMUNDT

China macht mobil

Die führenden Telekommunikations-Ausrüster
Gesamtumsatz in Milliarden Dollar ■ 2007 ■ 2011

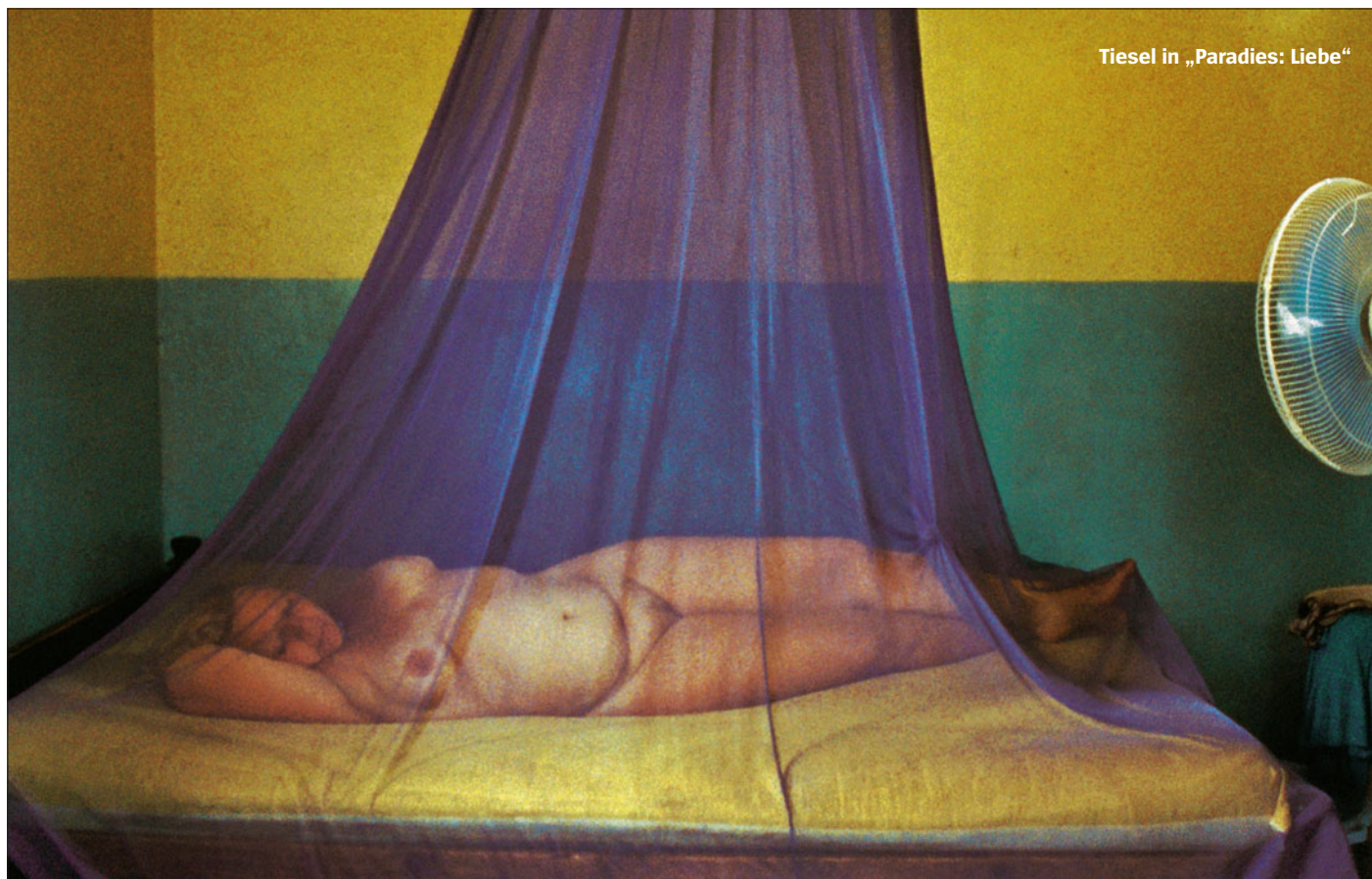


rund 150 000 Mitarbeiter weltweit
1850 Millionen Dollar Gewinn 2011



Video: Hilmar Schmundt über
Huaweis Zentrale in China

spiegel.de/app12013huawei
oder in der SPIEGEL-App



Tiesel in „Paradies: Liebe“

KINO IN KÜRZE

„**Paradies: Liebe**“. Dem Zuschauer wird wenig erspart in diesem Film über die etwa 50-jährige alleinerziehende Mutter Teresa (Margarethe Tiesel), die sich zu ihrem Geburtstag einen Urlaub in Kenia schenkt. Sie sucht hier weniger Erholung als das Erlebnis, begehrenswert zu sein und geliebt zu werden. Sie glaubt, sie sei zu dick und zu alt, um dieses Gefühl bei einem weißen Mann zu Hause in Österreich zu finden. Regisseur Ulrich Seidl zeigt erbarmungslos genau, wie Teresa und drei andere weiße Frauen die um sie buhlenden schwarzen Männer demütigen. Doch kaum haben sie einen gefunden, in dessen Armen sie sich wohl fühlen, verwandeln sich die Frauen in hilflose Einsamkeitsmonster. Dies ist der erste Teil von Seidls Paradies-Trilogie, er zeigt die Hölle; die anderen beiden Teile heißen „Glaube“ und „Hoffnung“.

„**Jack Reacher**“ ist ein Actionfilm für die Generation 70 plus, die Handlung entwickelt sich gemächlich und ist leicht verständlich, die Schauspieler grimassieren so stark, dass auch Zuschauer mit schwachen Augen mühelos in ihren Gesichtern lesen können. Tom Cruise spielt den Titelhelden, einen ehemaligen Militärpolizisten, der in einem Mordfall ermittelt, einen altmodischen Kerl, der keine Handys mag und gern Bus fährt. Der deutsche Regisseur Werner Herzog gibt Reachers fiesen Gegenspieler mit viel teutonischer Grimmigkeit und macht aus seiner Rolle eine unvergessliche Chargennummer. Regisseur Christopher McQuarrie hat leider keine Idee, wie er aus der Romanvorlage von Lee Childs mehr machen kann als einen sehr betulichen Krimi.



POP

Schmutzige Geheimnisse

Das durchgedrehteste Musikvideoprojekt der vergangenen Jahre atmet neues Leben. 2005 fing es an, als der amerikanische Soulsänger und Superstar R. Kelly die ersten Folgen seiner sogenannten HipHopera „Trapped in the Closet“ veröffentlichte, einer Videoclipserie, die es rasch zu zwei Staffeln mit insgesamt 22 Episoden brachte. Aufgebaut wie eine Soap-Opera, erzählten



R. Kelly (2. v. r.)

sie von den komplizierten Folgen eines One-Night-Stands. Eine haarsträubend komische Beziehungskomödie, voll unwahrscheinlicher Wendungen. Nichts ist, wie es scheint, jeder hat sein schmutziges Geheimnis, jeder Hetero kann in Wirklichkeit homo sein und jede Frau einen Liebhaber im Schrank haben. Die Folgen hatten meist Popsong-Länge, alles eingesungen von R. Kelly. Nun geht's weiter, der Sänger hat wieder elf Folgen ins Netz gestellt. Zu sehen beim amerikanischen Independent Film Channel (www.ifc.com). Verrückter (und besser) wird es dieses Jahr nicht mehr.

PARRISH LEWIS / IFC

LITERATUR

Sex, verweht

Nein, ein Roman ist das eigentlich nicht. Das macht nichts. In ihrem Buch „Tanzen auf Beton“ bringt die in Berlin lebende Autorin Iris Hanika ganz gegensätzliche Welten unter ein Prosadach, vom Berliner Kult-Techno-Club Berghain (daher der Titel) bis zur Couch der Psychoanalytikerin – klug beobachtet und kommentiert. Nebenbei geht Hanika, 50 („Treffen sich zwei“), einer verkorksten Liebesbeziehung auf den Grund, offen autobiografisch. Nebenbei? Mehr und mehr zeigt sich, dass die Qual dieser Liaison der Antrieb des Schreibens ist. Ob es um die ausführlich erörterte Frage geht, wie anzüglich eine bestimmte Songzeile in „Whole Lotta Love“ von Led Zeppelin ist, um politische Erörterungen (das Schicksal Israels), um Beobachtungen im Internet oder auf Reisen – der rote Faden bleibt der Versuch einer nicht mehr jungen Frau, sich über die Grün-



Iris Hanika
Tanzen auf
Beton

Literaturverlag
Droschl, Graz; 168
Seiten; 19 Euro.

de ihrer inzwischen beendeten Beziehung zu einem verheirateten Mann klarzuwerden, einer Beziehung, die sich in kurzen sexuellen Begegnungen erschöpft. „Dieses Verhältnis dauerte so lange, weil es meiner Neurose entsprach“, lautet eine Schlussfolgerung. Die Erzählerin erwägt, ob das Liebesritual vielleicht gerade gut in ihr Leben passe: „Dann haben wir gevögelt, dann ist er gegangen, dann war ich wieder bei mir.“ Sie schont sich nicht, sondern gibt sich preis, mal melancholisch, mal sarkastisch. Gegenüber ihrer Analytikerin erklärt sie, ihr Dilemma bestehe in der Vorstellung, „dass mir zum einen keiner zustehe und zum anderen keiner gewachsen sei“ – was zu weitgehenden Deutungen führt. „Ich wollte ja auch nicht ihn, sondern brauchte nur die Vorstellung, es gäbe einen Mann in meinem Leben.“ Mit der Zeit verändere sich das Verhältnis zur Sexualität, irgendwann seien „solche Dinge“ nicht mehr wesentlich: „Schlimmer als kein Sex ist keine Liebe.“ Aber auch das ist nur so ein Gedanke.

VERLAGE

„Mechanik der Rufschädigung“

Der Hamburger Unternehmer Hans Barlach, 57, über seinen Streit mit der Suhrkamp-Verlegerin Ulla Unseld-Berkéwicz



ACHENBACH-PACINI/DER SPIEGEL

SPIEGEL: Herr Barlach, Frank Schirmacher unterstellt Ihnen in der „FAZ“, Sie wollten mit Ihren Prozessen um den Suhrkamp Verlag den Preis Ihrer Minderheitsbeteiligung in die Höhe treiben, um sie möglichst lukrativ an die Siegfried und Ulla Unseld Familienstiftung verkaufen zu können. Hat er recht?

Barlach: Er behauptet, dass die Familienstiftung, die die Mehrheit hält, das Vorkaufsrecht für die Anteile der Medienholding AG habe, die ich vertrete. Von 2015 an aber hat die Medienholding laut Vertrag allein das Recht, ihre Beteiligungen an der Suhrkamp-Verlagsgruppe an jeden Interessenten zu verkaufen. Die Familienstiftung ihrerseits ist hingegen nicht frei, ihre Anteile zu verkaufen. Sie kann das nicht ohne unsere Zustimmung tun.

SPIEGEL: Für Sie komfortabel.

Barlach: Hoch komfortabel. Aber in der öffentlichen Darstellung wird die Lage falsch wiedergegeben.

SPIEGEL: Es wird ein Mediationsverfahren zwischen Ihnen und Frau Unseld-Berkéwicz gefordert. Machen Sie mit?

Barlach: Das Klima dafür ist nicht günstig. Ich bin betroffen darüber, dass Suhrkamp-Autoren wie Rainald Goetz und Peter Handke Juristenschelte betreiben und auch meine Person verunglimpfen – ohne jede Sachkenntnis. Das passt zur Mechanik der Rufschädigung. Für eine Mediation habe ich meine Bedingungen genannt: dass sich die Familienstiftung aus der Geschäftsführung zurückzieht.

SPIEGEL: Sie wollen erst verhandeln, wenn Frau Unseld-Berkéwicz die Geschäftsführung niedergelegt hat?

Barlach: Ein Gericht hat festgestellt, dass die Geschäftsführung abberufen ist und dass sie dem Verlag Schadensersatz zu leisten hat. Da kann man nicht von mir als Mitgesellschafter verlangen, dass ich zu dieser Geschäftsführung Vertrauen habe.

SPIEGEL: Was soll geschehen?

Barlach: Wir müssen uns zuerst auf eine neue Geschäftsführung einigen. Danach können wir uns über alles andere unterhalten.



Szene aus
„Räuber.Schuldengenital“

THEATER

Mordattacke auf die Spaßsenioren

Sie brauchen keinen Rollator, weil sie sich am Champagnerkelch festklammern. Sie verpassen ihr Geld für blöden Luxus, und sie haben sogar schärferen Sex als die Jungen. „Die Unsterblichen“ werden die rüstigen Alten im Stück „Räuber.Schuldengenital“ genannt, das jetzt im Wiener Akademietheater uraufgeführt wurde. Weil sie anders nicht totzukriegen sind, macht der eigene Nachwuchs den glücklichen Senioren schließlich gewaltsam ein Ende. Das Familienkriegsdrama um Mord und Geldgier ist das jüngste Werk des österreichischen Autors Ewald Palmetshofer, 34, des derzeit

wohl besten und sprachmächtigsten deutschsprachigen Stückeschreibers überhaupt. Wie in Schillers Klassiker „Die Räuber“ heißen die jungen Helden auch bei Palmetshofer Karl und Franz Moor, die Handlung und die Sprache seines Stücks aber sind strikt von heute. „Bin innen hohl, fast ausge-trunken“, wird in der Inszenierung von Stephan Kimmig lamentiert, die alle Schockeffekte des Dramas mit viel Schauspielkunst übertüncht. Aus Palmetshofers großem Gemetzel der Jungen an den Alten werden diverse Nachspiel-Regisseure bestimmt noch härteren Theater-Splatter machen.

ZEITGESCHICHTE

Wer ist Anne Frank?

Sie war Tagebuchschreiberin, Opfer, Hoffnungsfigur. Zwei Bücher, ein Filmprojekt und ein juristischer Streit zeigen diese Heilige des Holocaust anders – heutiger, komplizierter, jüdischer. *Von Georg Diez*

Für Buddy Elias war sie das Mädchen mit dem Lachen, das Mädchen, mit dem er Verstecken spielte, das Mädchen, das unbedingt mit ihm Schlittschuh fahren wollte, seine Cousine, die er immer noch schützen will.

Sie hatte sogar das Kleid in ihr Tagebuch gemalt, das sie anziehen wollte, wenn sie mit ihm aufs Eis gehen würde.

Ach, Anne, Freundin der Welt, kleine, kluge Schwester. Buddy Elias strahlt, auch wenn seine Augen traurig schauen.

Seit Jahren erzählt er von seiner Anne, der guten Anne, der Lieblings-Anne, vor Schülern, die staunen, dass es ihn gibt, dass es Anne wirklich gab, sie wissen das schon, sie haben ja ihr Tagebuch gelesen, sie waren mit ihr im Hinterhaus, sie haben mit ihr gesprochen, sie haben mit ihr gezittert, manche sind mit ihr gestorben, und manche haben sie gesehen, in Manila oder Buenos Aires, doch, doch, da sind sie sich sicher, Anne Frank hat überlebt.

Sie ist das Gesicht des Holocaust.

In ihrem Zimmer in der Prinsengracht 263 in Amsterdam, wo sie sich versteckte mit ihren Eltern und ihrer Schwester Margot und der Familie van Pels und dem Zahnarzt Fritz Pfeffer, vom 6. Juli 1942 bis 4. August 1944, hatte sie ein Foto von Greta Garbo, sie hatte viele Bilder an die Wand geklebt, sie war ein Teenager. Sie träumte von Hollywood.

Buddy Elias wurde ein Star bei Holiday on Ice, er spielte im Theater und im Fernsehen, er lebte Annes Traum – es scheint ihn zu beflügeln, bis heute, obwohl nicht klar ist, ob er nicht davonlief, all die Jahre, in Ägypten, in Amerika, auf Tournee, bevor er der Mann wurde, der Annes Cousin ist: Es ist die Rolle seines Lebens.

87 Jahre ist er alt und schafft immer noch den Kopfstand. Für Buddy Elias war Anne Frank Familie. Für sie selbst war sie „ein Bündelchen Widerspruch“, so beginnt ihr letzter Tagebucheintrag am

1. August 1944, drei Tage, bevor sie veratet und fortgeschafft wurde, ins Lager in Westerbork, dann nach Auschwitz und später Bergen-Belsen. Für alle anderen war sie – ja, was war sie?

Sie war das Opfer, natürlich, ein Opfer für alle, für die sechs Millionen ermordeten Juden. Ihre Geschichte wurde eine, wie man so sagt, gegen das Vergessen.

Es sollte nie wieder passieren. Auch dafür war sie da, Anne Frank, Mahnmal und Mädchen.

Sie war die Freundin, die starke, die schwierige, die verliebte Anne, die sich mit der Mutter streitet und ihre Vagina entdeckt und die trotz ihres Todes eine Geschichte der Hoffnung erzählt.

Sie war die Heilige des Holocaust, sie war der Teenage-Star. Eines war sie selten: Sie war selten sie selbst.

Das wird sich ändern, wenn es nach den Produzenten und dem Drehbuchautor des, überraschenderweise, ersten deutschen Films über Anne Frank geht. 2014 wird er ins Kino kommen und von ihrem Leben, aber auch von ihrem Sterben erzählen. Die ganze Anne Frank, mehr als Hinterhaus: Kindheit und KZ.

Das soll sich auch durch das Familien-Frank-Zentrum ändern, das in Frankfurt am Main entsteht, die Eröffnung ist für 2016 geplant und wird die tiefe, die 400-jährige Beziehung der Familie Frank und der Stadt Frankfurt erzählen, eine Geschichte, die weit über den Holocaust zurückgreift und etwas herstellt, das so rar ist, Kontinuität ohne Hintergedanken.

Und es soll sich ändern durch die Arbeit des Anne-Frank-Fonds in Basel – der im juristischen Streit liegt mit der Anne-Frank-Stiftung in Amsterdam.

Lange haben sie parallel gearbeitet, der jüdisch geprägte Fonds in Basel und die Stiftung in Amsterdam, die immer wieder betont, dass sie so arbeitet, wie Otto Frank sich das immer gewünscht hat –



Schülerin Anne Frank 1941: Was siehst du, wenn



du an den Holocaust denkst?

FOTOS: ANNE FRANK FONDS, BASEL / ANNE FRANK HOUSE / FRANS DUPONT / AP

obwohl Briefe aus den sechziger und siebziger Jahren das Misstrauen Otto Franks gegenüber der Stiftung zeigen.

Dieser Streit ist symptomatisch, er spiegelt all das, was über Anne Frank gesagt, was aus ihr gemacht wurde.

Man hat mit ihr den Humanismus gepredigt und sie zu einer universalistischen Ikone aufgebaut, die davor warnt, was Menschen Menschen antun, die uns wachhalten soll für Völkermord in Bosnien und Ruanda – obwohl das bedeutet, den spezifisch jüdischen Teil ihres Lebens, ihres Leidens, ihres Denkens zu verkleinern oder zu verdrängen.

Man hat mit ihr den Holocaust erklärt – obwohl der in ihrem Tagebuch nicht vorkommt und das Grauen nur am Rand in die Erzählung aus dem Hinterhaus kriecht, was vielleicht den Welterfolg mit ausmacht: das Jahrhundertverbrechen ohne Verbrechen, ein dunkles Schicksal ohne Tod, der Gedanke ans Überleben, der bleibt, wider alle Vernunft.

Die Widersprüche, die Anne Frank in sich entdeckte, prägen ihre Geschichte. „Worüber wir reden, wenn wir über Anne Frank reden“, das ist die Frage.

So lautet der Titel des Kurzgeschichtenbands von Nathan Englander – eines von zwei neuen fiktionalen Büchern, die Anne Frank thematisieren, geschrieben von amerikanischen Juden, witzig, politisch, bitter, brilliant: zwei Bücher, die zeigen, wie wichtig Anne Frank ist für jüdische Identität nach dem Holocaust*.

Englanders Geschichten sind klarsichtig und komisch, voller Angst und Gewalt, voller Rache und Rechthaberei. Sie erzählen von Siedlern und ihrer Tragik, von einem Staranwalt in der Peepshow, von zwei Auschwitz-Überlebenden, von Schülern in einem Summer Camp.

Moral muss hier jeden Augenblick neu definiert werden. Und wie man das tut, wie sich aus solchen Entscheidungen eine Identität formt, das beantwortet die ewige Frage: Wer bin ich? – was in Englanders jüdischer Welt stets verbunden ist mit der Frage: Wer war ich?

„Das ganze Buch handelt von der Frage, wem Identität gehört, wem Geschichte gehört, was Erinnerung überhaupt ist“, sagt Englander, 42, an einem Morgen in Berlin. Er ist hier auf Lesereise, er mag Berlin, in der American Academy am historisch kontaminierten Wannsee, wo die Nazis die „Endlösung der Judenfrage“ besprachen, ist das Buch entstanden. Englander saß dort und wunderte sich mal wieder darüber, wie besessen er vom Holocaust war, es sei ihm unangenehm gewesen,

sagt er, „ich verstand nicht, warum ich so bin, wie ich bin“, schwarze Haare, schwarze Augen und viele kluge Worte, die aus seinem Mund stolpern.

Als Kind in New York lebte er mit der Gewissheit, dass es einen zweiten Holocaust geben werde, sagt er. „Es war krankhaft, und es war lächerlich, Amerika ist das beste Land, das Juden je hatten – andererseits ist es für die Juden nie gut ausgegangen, oder?“

Und so erfand er als Kind mit seiner Schwester dieses Spiel, ein Spiel von einer unerhörten, gefährlichen Moralität: Wer würde uns verstecken, und wer würde uns verraten, wenn es wieder einen Holocaust gäbe? Würde uns der Nachbar ausliefern, der Sohn, der Ehemann?

Von diesem Spiel erzählt Englander in der zentralen Geschichte von „Worüber wir reden, wenn wir über Anne Frank reden“ – und er sagt: Wir Juden reden über uns, über unsere Angst, über dieses sehr jüdische Gefühl, „dass nichts in der Welt sicher ist“. „Der Holocaust ist für viele Menschen Anne Frank. Was siehst du, wenn du an den Holocaust denkst: einen Berg von Toten oder dieses Mädchen?“

Englander beschreibt in seinem Buch, wie Erinnerung zu Politik wird und wie die Politik der Erinnerung den Einzelnen beeinflusst – es ist auch eine Reflexion darüber, welche Stellung und Bedeutung der Holocaust heute hat für die Frage nach Identität, auch nach staatlicher Identität. In einem wieder mächtigen Deutschland stellt sich diese Frage mit jeder weiteren Hitler- oder Rommel-Verfilmung neu. In Israel stellt sich diese Frage ganz anders: Ist dieses Land nun geboren aus dem zionistischen Traum oder aus dem Alptraum des Holocaust?

Jemand wie Shalom Auslander, 42, kann da nur lachen. „Israel?“, fragt er.

Man hat mit ihr den Holocaust erklärt, obwohl der in ihrem Tagebuch nicht vorkommt.



Originaltagebuch der Anne Frank

„Just bomb the place. Ich habe es gehasst. Jeder ist schlechtgelaunt. Jeder hat Angst. Ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, dass mir mein Vater im Genick sitzt. Als ich nach eineinhalb Jahren zurück in New York war, habe ich mir einen Cheeseburger gegönnt und einen Blowjob.“

Shalom Auslander ist Punk. Er sitzt über sein zweites Glas Rotwein gebeugt, während draußen vor dem Restaurant Joshua's gerade die Welt in Sturm und Regen untergeht. Es ist Mittag in Woodstock, zwei Stunden nördlich von New York – hier spielt sein Roman „Hoffnung. Eine Tragödie“, der Ende Februar auf Deutsch erscheint**. Er schreiddert viele der Gewissheiten, die man über den Holocaust im Allgemeinen und Anne Frank im Besonderen zu haben glaubt: Optimismus, sagt Auslander, sei der Feind. Hoffnung eine Lüge. Und Identität entstehe nicht aus Zerstörung, also aus dem Holocaust. Anders gesagt, Identität, die aus Zerstörung entstehe, gehöre zerstört.

„Ich werde oft gefragt, ob ich ein Jude bin, der sich selbst hasst“, sagt Auslander, „und ich antworte: Ich bin ein Mensch, der sich selbst hasst. Ich bin da wie Anne Frank, wir mochten selbsthassende Menschen. Selbsthass ist der Weg nach vorn. Anne Frank war jemand, den meine Mutter ganz sicher nicht gemocht hätte.“

Dieser Ton, dieses Tempo, dieser Furor treibt Auslanders Roman voran, der von Solomon Kugel erzählt, der drei Probleme hat: Wie kriegt er seine Ehe auf die Reihe, wie kriegt er seine Mutter aus dem Haus – und was macht Anne Frank auf seinem Dachboden? Ist sie das überhaupt, diese schimpfende, schlechtgelaunte, verwahrloste Megäre, die ihn erst mal loschickt, damit er Matzebrot kauft?

„Ich weiß nicht, wer Sie sind“, sagt Kugel, „oder wie Sie hier raufgekommen sind. Aber ich sage Ihnen, was ich weiß: Ich weiß, dass Anne Frank in Auschwitz gestorben ist. Und ich weiß, dass sie mit vielen anderen gestorben ist, von denen einige meine Verwandten waren. Und ich weiß, wenn man das verharmlost, indem man behauptet, Anne Frank zu sein, dann ist das nicht nur nicht lustig, sondern auch abscheulich und eine Beleidigung des Andenkens von Millionen von Opfern des Nazi-Terrors.“

„Das war Bergen-Belsen, Sie Esel“, antwortet Anne Frank. „Und was diese Verwandten betrifft, die Sie im Holocaust verloren haben“, fährt sie fort: „Sie können mich mal.“ Oder eben: „Blow me“ – was so obszön ist, dass Shalom Auslander immer noch herzlich lacht. „Ich habe drei Jahre an dem Buch gearbeitet und kam nicht weiter. Da fiel mir dieser Satz ein: ‚Blow me, said Anne Frank.‘ Erst habe ich meine Frau angerufen und gesagt: Ich habe es. Dann habe ich meinen Psychiater angerufen.“

* Nathan Englander: „Worüber wir reden, wenn wir über Anne Frank reden“. Aus dem amerikanischen Englisch von Werner Löcher-Lawrence. Luchterhand Literaturverlag, München; 240 Seiten; 18,99 Euro.

** Shalom Auslander: „Hoffnung. Eine Tragödie“. Aus dem Englischen von Eike Schönfeld. Berlin Verlag, Berlin; 336 Seiten; 19,99 Euro. Erscheint im Februar.

Die Obszönität, die dieses Buch prägt, ist Ausländer Antwort auf die Obszönität, die der Holocaust war. Und so breitet er ein ganzes Panorama der Holocaust-Verwicklungen und -Verwirrungen aus. Da ist die Mutter, die ihr Leiden an der Welt damit erklärt, dass sie im Konzentrationslager war, obwohl sie erst nach dem Krieg geboren wurde. Da ist der Verleger, der nichts von Anne Frank wissen will, als sie ihn nach dem Krieg aufsucht, denn nur eine tote Anne Frank garantiert ihm den Erfolg des Tagebuchs. Da ist Anne Frank selbst, die seit Jahren auf dem Dachboden sitzt und an ihrem Roman arbeitet und unter immensem Druck steht: „Zweiunddreißig Millionen“, sagt sie immer wieder. „Glauben Sie denn, das ist einfach? Zweiunddreißig Millionen Auflage, Mr. Kugel. Und was bekomme ich dafür von Ihnen? Elie Wiesel. Oprah Winfrey!“

Eine dunkle, lustige Energie geht von Ausländer aus und lässt ihn dunkle, lustige Bücher schreiben, die man ruhig brillant nennen könnte, wenn Ausländer einen dafür nicht auslachen würde. Schreiben ist für ihn Selbstverteidigung: „Ich wuchs auf mit der Gewissheit, dass ich eines Tages grausam ermordet werden würde. Der Holocaust war für meine Eltern eine Art Erziehungsmaßnahme: So lange wir Angst haben, sind wir sicher.“

Ausländer ist nicht der erste Schriftsteller, der Anne Frank überleben lässt, Philip Roth hat das gemacht in „Der Ghost Writer“ – aber wie in „Hoffnung“ Trauerkultur zu Pointen verdichtet wird, die so viel klüger und schmerzhafter und wahrer sind als vieles, was zum Beispiel am 9. Trauernovember in der Frankfurter Paulskirche passiert; wie sich Anne Frank darüber beschwert, dass sie „die Leiden“ ist, „das tote Mädchen“, „Miss Holocaust, 1945“, „der jüdische Jesus“; wie Ausländer Anne Frank aus der Opferrolle befreien und ihr ein Leben, ihren Charakter, ihre Persönlichkeit zurückgeben will: Das macht dieses Buch zu mehr als einem literarischen Ereignis.

„Anne Frank war überall, als ich aufwuchs“, sagt Ausländer. „Ich habe mir immer die Frage gestellt, was würde ich tun, wohin würde ich flüchten, wer würde mich verstecken? Das ist ja die Funktion



Szene aus TV-Film „Anne Frank“ 2001: Was Menschen Menschen antun



Schriftsteller Engländer, Ausländer: Politisch, bitter, brillant

von Israel für die Juden. Ich weiß nicht, was der Holocaust für Nichtjuden bedeutet, ich weiß nur, was er für Juden bedeutet. Und ich weiß, dass Anne Frank, wenn sie überlebt hätte, sauer wäre über das, was man aus ihr gemacht hat.“

Buddy Elias schüttelt da nur den Kopf und schaut sehr, sehr traurig. Er ist einigermaßen empört über die beiden Bücher. Er ist stolz darauf, „was meine Cousine erreicht hat“. Er wittert Kalkül, ob nun ein Schriftsteller ein Buch mit Anne Frank im Titel herausbringt oder eine Firma Jeans mit dem Namen Anne Frank herstellen will. Er ist misstrauisch, dass die Menschen mit ihrem Schicksal Geld verdienen.

Und es geht um viel Geld. Das Tagebuch wurde in rund 60 Sprachen übersetzt und insgesamt mehr als 30 Millionen Mal weltweit verkauft. Das Mädchen Anne, die Fotos, Pubertät, Verliebtsein, Selbstzweifel, Stärke, das alles vor dem Hintergrund des Überverbrechens – das ist so perfekt, dass alte und junge Nazis auf die Idee kamen: Das muss eine Fälschung sein.

Diese Diskussion ist hässlich – und wer nur ein paar Seiten des Tagebuchs liest, merkt am Ton, an der Direktheit, an der Sprache: Dieser suchende, mal selbstbewusste, mal zweifelnde Text ist echt, ist schön, ist groß und ist gerade durch seine literarische Qualität so offen und zugänglich, für Jugendliche, seit so vielen Jahren schon, in so vielen Ländern.

Es sind klare Sätze, die Anne Frank schreibt, es sind klare Gedanken, die sie denkt, es zeigt sich in ihr die Tradition dieser jüdischen Familie von Briefeschreibern, in der Literatur nichts Fremdes war, sondern eben das Mittel, mit dem man sich ausdrückte: „Ich sehe uns acht im Hinterhaus, als wären wir ein Stück blauer Himmel, umringt von schwarzen, schwarzen Regenwolken“, schreibt sie im November 1943. „Wir schauen alle nach unten, wo die Menschen gegeneinander kämpfen, wir schauen nach oben, wo es ruhig und schön ist, und wir sind abgeschnitten durch die düstere Masse, die uns nicht nach unten und nicht nach oben gehen lässt, sondern vor uns steht wie eine undurchdringliche Mauer.“

Rot-weiß kariert war dieses erste Tagebuch, es hatte einen Messingverschluss, und Buddy Elias hat ein Exemplar bei sich zu Hause, ein Faksimile, das er so sorgfältig durchblättert, als müsste er aufpassen, dass er Anne nicht weh tut. Die niederländische Helferin Miep Gies rettete das Tagebuch aus dem Hinterhaus, es gab zwei Fassungen, weil Anne es nach dem Krieg veröffentlichten wollte und die erste Fassung bearbeitete. Ihr Vater Otto stellte eine dritte Fassung her, der Konflikt mit der Mutter war jetzt entschärft, es war sexuell unschuldiger. In der deutschen Übersetzung wurden später anti-deutsche Passagen abgeschwächt.

Diese überarbeitete Fassung erschien 1947 auf Niederländisch, 1950 auf Deutsch und 1952 auf Englisch, viele Verlage hatten das Buch abgelehnt, über Frankreich fand es in die USA – aber erst der Erfolg der Theaterfassung am Broadway machte aus Anne Frank das, was sie heute ist: Ikone, Hoffnungsgesicht, Mutmacherin.

Ursprünglich sollte der Schriftsteller und Journalist Meyer Levin die Stückvorlage liefern – als zwei Hollywood-

Schreiber engagiert wurden, sah Levin eine Verschwörung: „Zu jüdisch“ sei seine Version, zu dunkel und depressiv.

Die Botschaft vom Broadway war dagegen eindeutig: „Trotz allem glaube ich noch immer an das innere Gute im Menschen“ – mit diesem Satz von Anne Frank endet das Stück von 1955, und so endet auch der Hollywood-Film von 1959.

Ein „song to life“ sollte es sein, ihren „ersten Kuss“, „ihr wunderbares Lachen“ versprach das Plakat – die Anne Frank aus dem Tagebuch ist eine andere: „Im Menschen“, schreibt sie dort, „ist nun mal ein Drang zur Vernichtung, ein Drang zum Totschlagen, zum Morden und Wüten, und solange die ganze Menschheit, ohne Ausnahme, keine Metamorphose durchläuft, wird Krieg wüten, wird alles, was gebaut, gepflegt und gewachsen ist, wieder abgeschnitten und vernichtet, und dann fängt es wieder von vorn an.“

So wollte man Anne Frank aber nicht haben in den fünfziger Jahren: Die Jugend trat ihre Herrschaft an, Pop wurde geboren, da passte es gut, dieses Pubertätsdrama in der tiefen Nacht unserer Zivilisation. Der Holocaust wurde Weltkulturerbe.

Anne Franks Ruhm dauert bis heute. Der Streit um sie auch.

Eine treibende Kraft ist dabei Yves Kugelman, 41, der im Stiftungsrat des Anne-Frank-Fonds in Basel sitzt und harte Worte für die Anne-Frank-Stiftung in Amsterdam findet: „Der Fonds ist der von Otto Frank eingesetzte Universalerbe. Er war seit je gegen eine Pilger- und Wallfahrtsstätte. Er war dagegen, dass jemand mit Anne Frank Geld verdient. Nun steht in Amsterdam ein Museum, das die Familie Frank weitgehend entkontextualisiert und entjudaisiert. Anne Frank wurde in Amsterdam erst politisiert und dann zur Figur einer universalistischen Botschaft gemacht.“

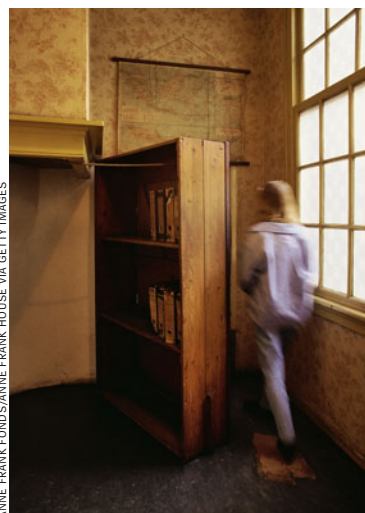
Lange Schlangen bilden sich jeden Morgen vor dem Haus in der Prinsengracht 263, junge, erwartungsvolle, unsichere Gesichter, mehr als eine Million Besucher pro Jahr – ein Geschichtspilgerort der globalisierten Jugend. Sie steigen die engen Stiegen hoch, sie stehen im leeren Wohnzimmer, sie bestaunen die Postkarten im



Frank-Cousin Elias: Die Rolle seines Lebens



Familie Frank 1941, Zimmer im Anne-Frank-Haus: „Sie war überall“



Zimmer von Anne Frank, sie besichtigen ein Haus, das leer geräumt ist: von Möbeln, aber auch von Bedeutung.

Das sei, findet Ronald Leopold, auch gut und richtig so. Seit zwei Jahren ist Leopold, 52, Direktor der Anne-Frank-Stiftung, ein ruhiger, nachdenklicher Mann. Sein Vorgänger war gut 25 Jahre im Amt. Leopold sagt, er wolle Anne Frank ihre Geschichte zurückgeben.

Es ist ein hybrides Haus, Wohnstätte, Tatort und Gedenkstätte in einem und darin einzigartig – bislang kann man es besuchen, ohne den Holocaust zu verstehen. Am Anfang etwas Hitler-Gebell, am Ende kommen die Bewohner des Hauses um, dazwischen herrscht die Aura der Andacht. Aber wer waren die Franks, wo kamen sie her, was war die Situation in den Niederlanden im Krieg, wie viele Juden gab es davor, wie viele danach – und, nicht ganz unwichtig: Waren die Niederländer auch Täter? Wie konnte es geschehen, dass hier prozentual mehr Juden ausgeliefert wurden als in den anderen westeuropäischen Ländern?

Und weil diese Frage immer noch nicht richtig geklärt ist, weil das Land Schwierigkeiten damit hat, seine Rolle während der Besatzung durch die Deutschen zu beschreiben – deshalb wirkt eine so nüchterne, auratische, ins Allgemeingültige verlängerte Ausstellung verhalten, fast verklärend.

„Ein Opfer ist besser als viele Täter“, sagt Yves Kugelman. „Anne Frank ist ein Holocaust-Tamagotchi.“

Der Streit zwischen dem Fonds und der Stiftung ist geprägt von einer Skepsis gegenüber der geschichtspolitischen Haltung, da ist die Rede von propalästinensischen Positionen der Stiftung in früheren Jahren, da kursieren Dokumente, die belegen, wie unzufrieden Otto Frank auch mit der Stiftung in Amsterdam war – vor Gericht geht es um Konkretes.

In einem Prozess in Hamburg geht es um eine grafische Biografie von Anne Frank – der Fonds klagte dagegen, weil die Rechte nicht eingeholt worden seien, die Stiftung „bedauert“ den Gerichtsstreit und spricht von einem „Kurswechsel“ des Fonds.

In einem anderen Prozess in Amsterdam geht es

um Briefe, Dokumente, Objekte, die als Leihgaben an die Stiftung gingen und die der Fonds jetzt zurückfordert. „Das Eigentum ist testamentarisch festgelegt“, sagt Yves Kugelman und spricht von einer „zweiten Enteignung der Familie Frank“.

Die Anne-Frank-Stiftung finanzierte 2011 mit den 14,3 Millionen Euro Einnahmen aus Eintrittsgeldern und Merchandising seinen Personalapparat und Aktivitäten weltweit: Ausstellungen von Berlin bis Buenos Aires, Broschüren gegen Rassismus und Extremismus, Unterrichtsmaterial.

„Beim Anne-Frank-Fonds“, sagt Kugelman, „verdient niemand etwas. So wollte es Otto Frank, das hat er entschieden, als er selbst kein Geld hatte: Die Familie sollte nichts bekommen, alles Geld geht in den Fonds und in die Projekte.“

Zum Beispiel ein Mädchenwohnheim in Nepal, ein Behindertenprojekt in der Schweiz, das „Leo Baeck Education Center“ in Israel. Bald wird das Tagebuch nach dem Urheberrecht „gemeinfrei“. Deshalb werden gerade einige Projekte

forciert, 2013 etwa ist eine Gesamtausgabe der Werke von Anne Frank geplant, dann werden auch die Dreharbeiten zum wichtigsten aktuellen Vorhaben des Fonds beginnen – der ersten deutschen Verfilmung dieses sehr deutschen Stoffs, produziert von Spektrum Pictures, Berlin, und Zeitsprung Pictures, Köln.

Das Drehbuch von Fred Breinersdorfer ist gerade fertig geworden. Breinersdorfer, 66, schrieb schon das Drehbuch für den „Sophie Scholl“-Film. Er nimmt die Sache persönlich: „Ich hatte Nazi-Eltern“, sagt er. „Mein Vater war entsetzt, als der ‚Sophie Scholl‘ sah: Diese Leute, sagte er, haben uns an der Front den Dolch in den Rücken gerammt.“

Wer wird seine Anne Frank sein? Ein Opfer, eine Heilige, eine Hoffungsfigur? „Anne Frank ist keine deutsche Figur“, sagt Breinersdorfer. „Sie ist auch keine nur jüdische Figur. Sie ist der Prototyp eines Menschen, der zum Opfer eines brutalen Systems wird und sich trotzdem seinen Freiraum schafft und sich mit Optimismus entwickelt. Sie ist eine aufgeklärte, emotionale Grenzgängerin. Sie gehört allen.“

Er wird sie sterben lassen, im Todeslager, zwei Tage nach ihrer Schwester Margot, an Typhus. „Das ist“, sagt er, „auch eine Frage der Darstellbarkeit.“

Für die Zeit im Hinterhaus wird er sich an Anne Franks Text halten, eine „außergewöhnliche Coming-of-Age-Geschichte“ nennt er diesen Teil. Wichtig wird das Leben der Familie Frank vor der Verfolgung sein – und hier kreuzt sich der Film mit dem Plan des Familie-Frank-Zentrums.

Sie waren ja eine deutsche Familie, die Franks, die so starke Frauen hatte – und es ist auch eine Geste, dass sich Buddy Elias entschlossen hat, das reiche Erbe nach Frankfurt zu geben. Stolz holt er das festliche Porzellan aus einem schimmernden alten Schrank, neben ihm hängt ein Bild seiner Großmutter Alice, die auch Annes Großmutter war. „Sie war reinste Kultur“, sagt er und meint schon: deutsche Kultur.

Noch ist das meiste in Basel, in dem Haus, in dem Buddy groß wurde und in dem Otto Frank nach dem Krieg lebte. Der Schrank ist hier, auf dem das Bild steht, das Buddy Elias so mag, Anne Frank, wie sie einen Stift hält und in die Kamera schaut. Auch die Hüte auf dem Dachboden und die Kleider und all die anderen wertvollen Dinge und die Dokumente und die Briefe, die davon erzählen, wie das war, das jüdische Leben, das die Nazis vernichteten.

Neben Buddy Elias steht ein kleiner Stuhl aus Holz, fast wie ein Minithron. „Anne saß dort immer gern“, sagt er und lacht wie ein kleiner Junge. Wenn Kinder kommen, um ihn in seinem Haus zu besuchen und von seiner Cousine zu hören, dürfen sie auf diesem Stuhl sitzen. Ansonsten bleibt der Stuhl leer. ♦

Jahresbestseller 2012

Im Auftrag des SPIEGEL ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Gefährliche Liebe
Oetinger; 17,95 Euro

Da sage einer, die Jugend liest nicht mehr: Das mitreißende Endzeit-Spektakel wurde zum weltweiten Hit
- 2 **Jussi Adler-Olsen**
Verachtung
dtv; 19,90 Euro
- 3 **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Flammender Zorn
Oetinger; 18,95 Euro
- 4 **Ken Follett**
Winter der Welt
Bastei Lübbe; 29,99 Euro
- 5 **Suzanne Collins**
Die Tribute von Panem – Tödliche Spiele
Oetinger; 17,90 Euro
- 6 **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
- 7 **Nele Neuhaus**
Böser Wolf
Ullstein; 19,99 Euro
- 8 **Joanne K. Rowling**
Ein plötzlicher Todesfall
Carlsen; 24,90 Euro
- 9 **Rachel Joyce**
Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry
Krüger; 18,99 Euro
- 10 **John Green**
Das Schicksal ist ein mieser Verräter
Hanser; 16,90 Euro
- 11 **Charlotte Link**
Im Tal des Fuchses
Blanvalet; 22,99 Euro
- 12 **Carlos Ruiz Zafón**
Der Gefangene des Himmels
S. Fischer; 22,99 Euro
- 13 **Tommy Jaud**
Überman
Scherz; 16,99 Euro
- 14 **Paulo Coelho**
Aleph
Diogenes; 19,90 Euro
- 15 **Martin Suter**
Die Zeit, die Zeit
Diogenes; 21,90 Euro
- 16 **Donna Leon**
Reiches Erbe
Diogenes; 22,90 Euro
- 17 **Sebastian Fitzek / Michael Tsokos**
Abgeschnitten
Droemer; 19,99 Euro
- 18 **Elizabeth George**
Glaube der Lüge
Goldmann; 24,99 Euro
- 19 **David Safier**
Muh!
Kindler; 16,95 Euro
- 20 **P. C. Cast / Kristin Cast**
Bestimmt – House of Night 9
FJB; 16,99 Euro

Sachbücher

- 1 **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro

Mit seiner Warnung vor Denkfehlern traf der Schweizer Kolumnist den Nerv des Jahres
- 2 **Philippe Pozzo di Borgo**
Ziemlich beste Freunde
Hanser Berlin; 14,90 Euro
- 3 **Heinz Buschkowsky**
Neukölln ist überall
Ullstein; 19,99 Euro
- 4 **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro
- 5 **Manfred Lütz**
Bluff! – Die Fälschung der Welt
Droemer; 16,99 Euro
- 6 **Joachim Gauck**
Freiheit
Kösel; 10 Euro
- 7 **Manfred Spitzer**
Digitale Demenz
Droemer; 19,99 Euro
- 8 **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts
S. Fischer; 19,99 Euro
- 9 **Thilo Sarrazin**
Europa braucht den Euro nicht
DVA; 22,99 Euro
- 10 **Daniel Kahneman**
Schnelles Denken, langsames Denken
Siedler; 26,99 Euro
- 11 **Gian Domenico Borasio**
Über das Sterben
C. H. Beck; 17,95 Euro
- 12 **Walter Isaacson**
Steve Jobs
C. Bertelsmann; 24,99 Euro
- 13 **Peter Scholl-Latour**
Die Welt aus den Fugen
Propyläen; 24,99 Euro
- 14 **Samuel Koch / Christoph Fasel**
Zwei Leben
Adeo; 17,99 Euro
- 15 **Adam Zamoyski**
1812 – Napoleons Feldzug in Russland
C. H. Beck; 29,95 Euro
- 16 **Helmut Schmidt / Giovanni di Lorenzo**
Verstehen Sie das, Herr Schmidt?
Kiepenheuer & Witsch; 16,99 Euro
- 17 **Carsten Maschmeyer**
Selfmade
Ariston; 19,99 Euro
- 18 **Claus Kleber / Cleo Paskal**
Spielball Erde
C. Bertelsmann; 19,99 Euro
- 19 **Thea Dorn / Richard Wagner**
Die deutsche Seele
Knaus; 26,99 Euro
- 20 **Norbert Robers**
Joachim Gauck – Vom Pastor zum Präsidenten – Die Biografie
Koehler & Amelang; 19,90 Euro

ESSAY

Was warum bleibt

Welches Kunstwerk, welche Leistung von heute wird in 100 Jahren noch unvergessen sein?

Von Klaus Brinkbäumer

Im 100 Jahre entfernten Jahr 1913 lasen die Deutschen einen Roman, den sie priesen, verschenkten, liebten. Bernhard Kellermann hatte „Der Tunnel“ geschrieben und darin die Abenteuer eines Ingenieurs erzählt, der einen Tunnel durch den Atlantik baut und Europa mit Amerika verbindet; als der Ingenieur endlich ankommt, können Reisende das Flugzeug von Paris nach New York nehmen. 100 000 Exemplare des Romans waren nach einem halben Jahr verkauft, ein Buch für alle Zeiten, so muss sich die Begeisterung von 1913 angefühlt haben.

Es gab andere Werke und Menschen in jenem Jahr 1913, deren Nachruhm unwahrscheinlicher war. Hitler und Stalin spazierten durch Wien, vielleicht lupften sie voreinander den Hut, vielleicht auch nicht, zwei unscheinbare Männer eben, die einander nicht kannten. Ein Ire namens James Joyce begann ein Buch namens „Ulysses“ zu entwerfen. Ein junger Mann aus Prag, Franz Kafka, schrieb Briefe an Felice Bauer, wollte sie heiraten und riet ihr zugleich von der Heirat ab, weil er sich selbst nicht traute, und er schrieb Tagebücher: „Der Coitus als Bestrafung des Glücks des Beisammenseins. Möglichst asketisch zu leben, asketischer als ein Junggeselle, das ist die einzige Möglichkeit für mich, die Ehe zu ertragen.“ Es gibt den bösen Ruhm Hitlers und jenen guten Ruhm, den Kafka suchte, aber der gute Ruhm will diszipliniert erarbeitet werden.

Florian Illies hat „1913“ geschrieben, ein Wunderwerk, denn im Präsens erzählt Illies von den Menschen jener Zeit, die so spießig und modern, so treu und durchtrieben lebten, wie wir 100 Jahre später leben, aber nicht wussten, was wir wissen: was aus ihnen werden und was bereits das von Arthur Schnitzler am Roulettetisch begrüßte 1914 für sie bereithalten würde. „1913“ spielt mit der Sehnsucht der Leser danach, das Leben – beim zweiten Versuch weise – erneut und besser führen zu können; und das Buch erklimmt eine weitere Ebene: Weil wir es 100 Jahre später lesen, betrachten wir die Handelnden – Hitler, Stalin, Joyce und Kafka, Rilke, Laskerschüler oder Benn – mit dem Wissen, dass sie überdauert haben. Warum sie, warum nicht andere?

Zur Mode, zum Hype wird vieles, und viele werden berühmt, heutzutage mehr Menschen denn je, weil wir in einer Medienzeit leben, in einer Ära der Selbstdarstellung. Ruhm ist jedoch mehr, Ruhm ist langlebig; Urteile, die nach drei Generationen gesprochen werden, sind ein verlässlicher Indikator für Un-

sterblichkeit. Dies diskutierten wir nach Florian Illies' Lesung im Hamburger Literaturhaus: Was bleibt? Und wieso bleibt es? Welche Regeln gelten für die Kanonisierung von Kunst?

Dass ein Musiker, eine Autorin, ein Künstler ein Gefühl, nämlich die Sehnsucht, die Phantasie oder mindestens die Neugierde des Publikums treffen muss, ist die erste Voraussetzung; ansonsten scharft sich das Publikum nicht um ihn. Es existieren die Ausnahmen derer, die den eigenen Ruhm verpassen: Bach war zu Lebzeiten zwar bekannt, aber erst die Wiederentdeckung der „Matthäus-Passion“ durch Mendelssohn hob ihn auf jenes Podest, auf dem er dann blieb; van Gogh wurde nach seinem Tod entdeckt; und immer mal wieder wird ein verschollener Roman erst von einem zufällig Verzauberten ans Licht gebracht. Hin und wieder trifft also noch nicht ein Künstler, sondern dessen späte Entdeckung den Geist ihrer Zeit.

Die zweite Voraussetzung für Nachruhm ist Genie oder mindestens Originalität. Ein Jahrhundert hindurch reichen die Menschen nichts weiter, was bloß nett oder ganz gelungen ist (wie Bernhard Kellermanns „Der Tunnel“, der das Gefühl des Jahres 1913 traf, aber eben nur dieses), sondern das, worin sie Meisterschaft erkennen; Jahrhunderte überstehen Beethoven, Bach, Wagner oder Rembrandt, mehr Männer als Frauen übrigens, da Männer sich vor Jahrhunderten eher traute, wagemutig oder größenwahnsinnig zu sein – die Männer durften.

Ruhm, das haben Psychologen erforscht, erlangen überdurchschnittlich viele Borderliner, Narzissten, Typen, die aggressiv, untreu, launisch, drogensüchtig sind, unter Essstörungen leiden, das Alleinsein fürchten. Und ein Mythos hilft. Wer als 27-Jähriger

stirbt – wie Brian Jones, Jimi Hendrix, Janis Joplin, Jim Morrison, Kurt Cobain oder Amy Winehouse –, begründet eine Legende.

Der Ruhm anderer hat mit der eigenen Biografie und Erinnerung zu tun. Ich habe vor 35 Jahren das Electric Light Orchestra verehrt und schäme mich heute dafür; auf gar keinen Fall werde ich ELO jemals irgendwem weiterreichen. Vor 30 Jahren hörten meine Freunde und ich The Cure, Fehlfarben und Talking Heads, und diese Musik verbindet uns heute und erinnert uns an die, die wir waren, weil sie das „Alte Fieber“ weckt, von dem die Toten Hosen singen. Lese ich heute „Montauk“, jenes Buch von Max Frisch, dessen Fernweh und Witz einst dafür sorgten, dass ich Journalist wurde, bringt es mich zum Lachen, so eitel und blöd ist es.



Monet-Gemälde „Der Spaziergang“, 1875

Es gibt den bösen Ruhm
Hitlers und jenen guten Ruhm,
den Kafka suchte.

NATIONAL GALLERY OF ART, WASHINGTON

100 Jahre Ruhm erlebt ein Werk, wenn Generationen bewegt und wehmütig und nicht peinlich berührt sind.

Florian Illies erzählte an jenem Hamburger Abend dann von dem Kunsthistoriker Francis Haskell, bei dem er in Oxford studiert hatte und der das Werk „Rediscoveries in Art“ verfasst hat. „Vergessen werden ist die Voraussetzung für dauerhaften Ruhm“, sagt Illies, „denn die Energie derer, die etwas wiederentdecken wollen, sorgt für eine neue Argumentation und dafür, dass Werke in den Olymp aufgenommen werden.“

Streit schärft Argumente. Geschmack folgt Wellen: Ausstimmung wird Ablehnung wird Begeisterung. Großvater und Enkel können sich eher auf etwas einigen als Großvater und Vater; wenn es also eine 100-Jahre-Frist für die Zuschreibung wahren Ruhms gibt, dürfte dies mit Generationenkonflikten zu tun haben. Nach 100 Jahren ist alles gesagt und Einigkeit erreicht, für die Existenz der 100-Jahre-Frist spricht der Kunstmarkt: In den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts wurden die Impressionisten Monet und van Gogh gefeiert, die in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts gemalt haben.

Wie ein Werk in der Gegenwart wirkt, sagt deshalb noch nichts darüber aus, wie es in der Zukunft wirken wird; Einschätzungen entstehen im Kontext ihrer Zeit und wandeln sich ständig. Avantgarde wird entweder zu Mainstream oder verschwindet. „Andy Warhol galt in den achtziger Jahren als müder, eitler Maler, der Toni Schumacher und jeden porträtierte, der ihm 20000 Dollar zahlte“, sagt Illies. „Warhol war damals Ikea-Kunst. Dann aber kippte es wieder, weil wir angingen, Warhols Genialität zu kapieren: Er hatte verstanden, dass Reproduktion nicht automatisch den Verlust von Aura bedeutet, sondern Aura vergrößern kann. Wen wählte er als seine Ikonen aus, wem sprach er Ruhm zu? Marilyn, Jackie Kennedy und Elvis.“

Caspar David Friedrich wurde in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts im Katalog der Berliner Gemäldegalerie erst nach vielen Berühmteren erwähnt; 1906 wurde er wiederentdeckt. Gottfried Benn war nach frühem Ruhm bald altmodisch und erlebte im Alter den eigenen Nachruhm. Kafka war zunächst kaum bekannt, dann wurde er sprachlich überhöht und menschlich reduziert, schließlich als über allen stehend auserwählt.

Die Wellenregel bedeutet erstens: Niemals vergessen oder verdammt zu werden kann in den Halbschlaf oder in den Kitsch führen. Sie bedeutet zweitens, dass Frisch, Fehlfarben und die Talking Heads und leider sogar das Electric Light Orchestra durchaus noch Aussichten auf Ruhm haben. Ob sie dauerhaft verschwinden oder doch wiederkehren werden, ist nicht ausgemacht. Und wir können es weder wissen noch erspüren, weil darüber unsere Kinder und Enkel entscheiden werden.

Möglich ist allerdings, dass diese Ruhmtheorien für Werke, Taten, Menschen von 1913 oder aus späteren Jahrzehnten zutreffen, aber für unsere Zeit nicht mehr – weil zu viel passiert, weil das Tempo unseres Lebens zu hoch für kollektive Erinnerung ist, weil zwar alles archiviert und nichts mehr gelöscht wird, aber trotzdem nichts bleibt. Wir kennen afrikanische Musik und japanische Comics, und Berühmtheit ist vielfältiger und internationaler als vor 100 Jahren.

Aber es existiert keine Auswahl mehr; alles entsteht mit der Masse, manches ragt für Wochen oder für eine halbe Stunde aus dieser heraus und kehrt dann in die Masse zurück.

Es ist 14 Jahre her, dass Judith Hermann zu einer literarischen Erscheinung erklärt wurde. 13 Jahre sind vergangen, seit Benjamin von Stuckrad-Barre Lesungen zu Ereignissen machte. Wer erinnert sich an sie, wer glaubt, dass sie bleiben werden? „Allzu viele Jahrhundertgestalten verträgt so ein Jahrhundert nicht, in Menge geschaffen, sinken sie zu Dekadenfiguren, wenn nicht zu Jahreshanseln hinab“, wusste Robert Gernhardt.

Es gibt nun zwei Alternativen.

Vielleicht wird sich auch die Abfolge von Auftauchen, Abtauchen, Wiederauftauchen und Bleiben beschleunigen. Dafür spricht, dass Songs inzwischen nach einem halben Jahr gecovered werden; und dafür spricht, dass Rainald Goetz' Buch „Johann Holtrop“ im September erschien, verrissen wurde und drei Monate später von derselben Zeitung, die es verrissen hatte, auf die weihnachtliche Bestenliste gehoben wurde. „Eine Wiederentdeckung nach drei Monaten“, sagt Illies.

Wahrscheinlich aber wird es schwierig oder unmöglich werden, künftig noch Ruhm zu erreichen, jedenfalls den guten, den künstlerischen. Wenn alles so schnell durch Neues ersetzt wird,

wie es derzeit geschieht (und abnehmen wird dieses Tempo nicht), dann fehlt dem Publikum die Muße, Dinge wirken zu lassen, brennt sich nichts mehr ein, tauchen Kunstwerke auf, ab, und das nächste ist da. Jener irrwitzige Takt, der inzwischen für den Journalismus gilt, diese Regel dafür, wann etwas „alt“ und „von gestern“ ist (meist ehe es durchdacht und klug beschrieben wurde), lässt für Literatur, Malerei und Musik nicht viel erhoffen.

Wer wird bleiben? Woran werden wir uns erinnern, wenn wir dereinst an 2012 denken? Worüber wird eine Autorin im Jahr 2112 schreiben, wenn sie ein Tagebuch, eine Collage des Jahres 2012 verfasst?

Florian Illies glaubt, dass Neo Rauch und Uwe Tellkamp gute Chancen haben; beide seien „so sehr unserer Zeit voraus, dass ihr Nachruhm vorstellbar ist“.

Wenn China 2112 noch Weltmacht ist, mag Asien sich an Mo Yan erinnern, den Nobelpreisträger (und kaum an Ai Weiwei).

Don Draper und die „Mad Men“? „Skyfall“? „Der Hobbit“? Chris Ware's Comic-Roman-Gesellschaftsspiel-Schatzkiste „Building Stories“?

Eher wird der Kanon von 2012 auch die nächsten 100 Jahre noch über-

leben, und unsere ewigen Helden werden ihre Helden sein; ansonsten dürfte man sich an einige Ereignisse erinnern.

Obamas Wiederwahl könnte bleiben. Die Euro-Krise und Angela Merkel. Das 4:4 gegen Schweden wird in Sportarchiven aufbewahrt werden. Adam Lanza, der in Newtown 20 Grundschüler und 7 Erwachsene erschoss, dürfte bösen Ruhm erlangen. Und vermutlich werden die Menschen im 100 Jahre entfernten Jahr 2112 mit Medien, die wir heute nicht kennen können, und hoffentlich auch in Büchern den Klimawandel rekonstruieren. Sie werden die Protokolle von Doha lesen, dem Ort des Klimagipfels von 2012, und sie werden sagen: „Anders als die von 1913 wussten die Menschen 100 Jahre später sogar, was auf sie zukam. Was waren die dumm.“ ♦



Rauch-Gemälde „Pfad“, 2003

Niemals verdammt zu werden
kann in den Halbschlaf
oder in den Kitsch führen.

THEATER

Solange die Milch reicht

Der Dokumentarfilmer Andres Veiel hat Banker und Broker danach befragt, wie sie die Finanzkrise mitverursacht haben. Aus den Antworten entstand das Theaterstück „Das Himbeerreich“.

In der Not, wenn Sparer und Kleinanleger wutbrüllend durch die Straßen ziehen, müssen die Helden des Gelduniversums sich verkleiden. Sie zwingen ihre Maßanzüge unter Sportjacken und Trainingshosen, militärgrün mit orange-farbenen Streifen. Ein paar Alphamänner und ihre Vorstandskollegin schlottern in dieser Tarnkleidung um die Wette, weil draußen in der City der Mob zürnt – und weil Bankleute plötzlich gefährlich leben.

„Es wird unbedingt das Tragen von Freizeitkleidung empfohlen“, verkündet einer von ihnen. „Mitarbeiter, die für den Geschäftsablauf entscheidend sind“, sollten sich in „bunkerähnliche Unterbringungen mit Notarbeitsplätzen“ außerhalb der Stadt begeben. „Es geht darum, die Funktionsfähigkeit des Systems zu garantieren.“

Das Krawallszenario, das da auf der Bühne des Berliner Deutschen Theaters einstudiert wird, ist ziemlich absurd anzusehen. Ausgedacht aber ist es nicht. „Man liest davon in keiner Zeitung, aber genau solche Notfallpläne hat man während der Occupy-Proteste tatsächlich in Frankfurter Banken entwickelt“, sagt Andres Veiel. „Die Pläne legen fest, in welchen Bunkern man weiterarbeitet und dass man in Freizeitkleidung dort antreten soll, wenn die Menschen die Bankhäuser stürmen.“

Als ihm die Vorkehrungen für den Tag X geschildert worden seien, so Veiel, „da wusste ich sofort: Für die Arbeit im Theater ist diese Geschichte ein Geschenk“.

Veiel, 53, ist eigentlich Filmemacher. Er wurde durch Dokumentarwerke wie „Black Box BRD“ (2001), „Die Spielwütigen“ (2004) oder „Der Kick“ (2006) bekannt, in denen er von Linksterroristen und deren Opfern, von hoffnungsvollen Jungschauspielern und von rechtsradikalen jugendlichen Mördern erzählte. Die Theaterstückversion von „Der Kick“ wird auch international bis heute viel gespielt. Veiels Spielfilm „Wer wenn nicht wir“ über die Anfänge der RAF, mit Schauspielern wie Lena Lauzemis und August Diehl, lief 2011 im Wettbewerb der Berlinale. Und nun hat Veiel über ein Jahr lang unter Bankern und Brokern recherchiert, die in den Chefetagen großer Geldhäuser in Deutschland, Großbritannien und Luxemburg Geld verdienen – und daraus hat er keinen Film, sondern ein Theaterstück gemacht. „Weil das die ein-

zig mögliche Form für diesen Stoff ist“, behauptet der Regisseur.

Tatsächlich wollten die zwei Dutzend Vorstandsfrauen, Aufsichtsräte und Broker, die Veiel traf, nur mit ihm sprechen, wenn er ihnen Anonymität zusicherte.

Aus 1500 Seiten Interview-Abschrift hat Veiel einen Text kondensiert, der nun die Grundlage ist für eine der spektakulärsten Aufführungen der Theatersaison. Seit ein paar Wochen probt der Regisseur abwechselnd in Stuttgart und Berlin mit Schauspielern wie Susanne-Marie Wrage, Ulrich Matthes und Joachim Bißmeier, am 11. Ja-

nuar wird sein Bankenstück im Schauspiel Stuttgart uraufgeführt, ein paar Tage später folgt die Hauptstadtpremiere im Deutschen Theater. Der Titel des Stücks klingt, als erzählte es vom Paradies: „Das Himbeerreich“ bezeichnet einen Ort himmlischer Sorglosigkeit. Die Situation, in der das Stück spielt, verspricht eher ein Höllenspektakel: Fünf Mächtige der Finanzwelt und ein Chauffeur treffen in einem fensterlosen Raum zusammen, in den zwei gläserne Aufzüge Neuankömmlinge einschweben lassen. Banker im Tresorverlies.

„Das Himbeerreich“ ist keine zornige Anklage, jedenfalls nicht ausschließlich. „Ich wollte die Akteure der Krise verstehen“, sagt Andres Veiel, „zugleich wollte ich meine Fassungslosigkeit zum Ausdruck bringen über all das, was in der Politik und in der Bankenwelt passiert ist in den letzten Jahren.“

Einige wichtige Banker hatte Veiel bereits Anfang der nuller Jahre kennengelernt bei der Arbeit zum Film „Black Box BRD“, dem Doppelporträt des ermordeten Deutsche-Bank-Chefs Alfred Herrhausen und des beim Schusswechsel mit



„Himbeerreich“-Darsteller Ulrich Matthes (M.), Mitspieler bei Proben im Berliner Deutschen Theater:

GSG-9-Beamten zu Tode gekommenen RAF-Terroristen Wolfgang Grams. Sein Interesse sei geweckt worden, als ihm damals ein Vorstand einer Bank berichtete, dass er genau wisse, wie krisenanfällig die Finanzwelt insgesamt sei und wie gefährdet das Geschäftsmodell seines Hauses. Mit einem Achselzucken habe der Mann bekannt, seiner Meinung nach gebe es für die Bank nur eine Strategie: „Wir melken die Kuh, solange sie Milch gibt.“

In „Das Himbeerreich“ präsentiert Andres Veiel viele ähnliche Slogans. Der Furor des Doku-Dramas aber entsteht aus Veiels Behauptung, dass unter Bankern, Politikern und Journalisten „die eigentlichen Fragen oft nicht gestellt wurden“.

Denn der Ermittler Veiel begreift das, was er in „Das Himbeerreich“ ausbreitet, nicht zuletzt als einen Akt der Medienkritik. „Ich hab mich oft gefragt, warum vieles, was ich erfahren habe, nicht geschrieben und gesendet wird“, sagt er. Er wolle „kein Journalisten-Bashing betreiben“, für seine Recherchen habe er viele Reporterinnen und Redakteure getroffen, die ihm geholfen hätten. Und doch sei



Regisseur Veiel

„Ich möchte Salzsäure sein“

er „auf eine merkwürdige Symbiose zwischen Bankern, Politikern und Wirtschaftsjournalisten gestoßen“, die so wirke, „als habe man irgendwann einen faustischen Pakt geschlossen“.

Veiel ist kein ausgebildeter Wirtschaftsfachmann. Vor ein paar Jahren hat er sich Telekom-Aktien gekauft, „weil ich kein Traditionalist sein wollte, der sich am Sparbuch festhält“, und ordentlich Geld verloren. Sein Blick auf die Geschäfte der Banker und Broker ist der eines neugierigen Laien, den es empört, „dass viele meiner Freunde kapituliert haben und den Wirtschaftsteil ihrer Zeitung nicht mehr lesen“.

Was hat Veiel durch seine Interviews erfahren, was er vorher nicht wusste? Zum Beispiel, dass es in den vergangenen Jahren keineswegs stets die Banker waren, die Deutschlands Politiker vor sich hertrieben. „In entscheidenden Fragen lief es manchmal genau umgekehrt“, sagt der Regisseur. Mehrere deutsche Banker erzählten ihm, in der zweiten Amtszeit des SPD-Bundeskanzlers Schröder seien sie aufgefordert worden, ihre Risikogeschäfte gefälligst massiv auszubauen. Einer der unmittelbar Beteiligten berichtet im Stück, „dass alle Vorstandsvorsitzenden der großen deutschen Banken nach Berlin zitiert wurden und dass uns die Leviten gelesen wurden. Dass der Finanzplatz Deutschland gegenüber London und New York zurückfällt und dass wir mehr ins Risiko gehen müssen, die Derivate und die strukturierten Finanzierungen ausbauen, dass wir endlich modern werden, das, was die Amerikaner uns mit den großen Investmentbanken vormachen“.

Es sei eine Verschleierung, glaubt Veiel, dass viele Medien bis heute Investmentbanker als eine freihändig agierende Gruppe von Gierschlünden darstellten. „Da fangen nicht plötzlich ein paar durchgeknallte Leute an, irrsinnige Geschäfte zu machen“, zitiert er im Stück einen Banker. „Da muss die Politik ja erst einmal die richtigen Strukturen schaffen. Das muss auf den Weg gebracht werden. Dann kann der Hund von der Leine gelassen werden.“

Veiel hat nicht bloß zugehört, sondern auch nachgeprüft, was man ihm erzählte. In vielen Varianten bekam er anfangs zu hören, dass es fast unmöglich sei, sich in-

nerhalb eines Finanzkonzerns gegen die Managermehrheit zu stellen, ein Mitspieler in „Das Himbeerreich“ sagt es so: „Sie haben als Einzelter keine Chance.“

Das Stück schildert Deals, die den Steuerzahler etwa 100 Milliarden Euro kosten könnten – die Summe, die nach Veiels Einschätzung zur Rettung deutscher Banken aufzubringen sein wird. „Nicht wenige Vorstandsmitglieder durchschauten die waghalsigen Geschäfte, haben sich aber im entscheidenden Moment dem Druck der Investmentbanker gebeugt“, so Veiel. „Letztendlich hat man es eben nicht mit einem anonymen System zu tun, sondern mit Menschen, die sich in einer konkreten Sitzung für oder gegen einen Deal entschieden haben.“ Es habe immer die Möglichkeit gegeben, auch anders zu handeln. „Jeder wusste zum Zeitpunkt der Entscheidung, dass der eine oder andere Deal ein Milliardengrab sein würde. Jeder hätte eingreifen können und sagen müssen, das geht nicht, das dürfen wir nicht, das ist unverantwortlich. Aber alle hoben die Hand und stimmten zu. Das hat nichts mit Ohnmacht zu tun, die Ohnmacht gibt es nicht.“

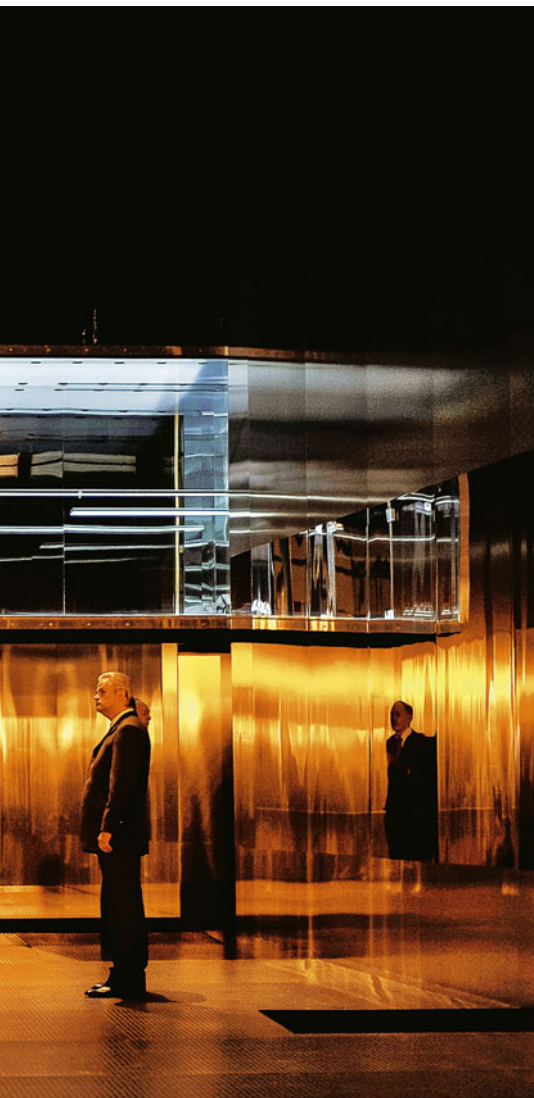
Manche Exempel dürften für Theaterzuschauer unschwer zu identifizieren sein: die Übernahme der Dresdner Bank durch die Commerzbank im Januar 2009 etwa, als die Finanzkrise in vollem Gange und die US-Bank Lehman Brothers bereits pleite war – ein fataler Coup, nach dem die Commerzbank mit Milliarden deutscher Steuergelder gerettet werden musste.

Vermutlich sind die meisten Fakten und Einsichten, die Veiel in seinem Stück schildert, nicht absolut neu; und ob sein Stück auf der Bühne wirklich ein Knüller wird oder doch nur ein kabarettistischer Führungskräfteeigen, lässt sich nach einem Probenbesuch mehr als zwei Wochen vor der Premiere natürlich auch noch nicht sagen. Auf jeden Fall besitzt sein Stücktext Kraft. Sie entsteht aus der Klarheit, mit der viele beunruhigende Details zu einem Befund zusammengepuzzelt werden: In der Finanzwelt herrscht offenbar eine Untergangsstimmung, die wenig Raum für Hoffnung lässt.

„Ich möchte Salzsäure sein“, sagt der Regisseur. „Ich möchte die Schutzschicht aufbrechen, mit der sich die Menschen umgeben, von denen ich erzähle.“ Zugleich sei ihm klar, dass man ihm das Verständnis, mit dem er sich den Akteuren der Krise näherte, zum Vorwurf machen könne. „Aber ich werte es strafmildernd, dass sie ihr Versagen eingestehen.“

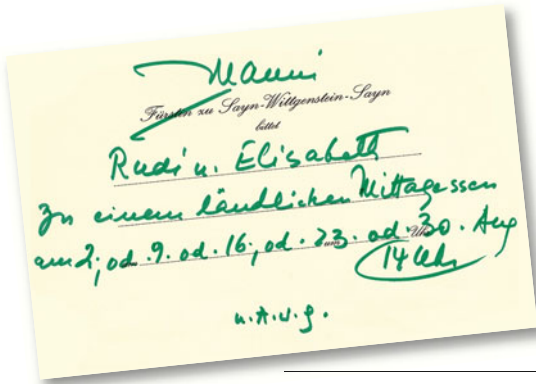
Wer sich wie er mit denen unterhält, die im Finanzsystem „an der Honigpumpe saßen“, sagt Andres Veiel, der lerne keine Monster kennen, sondern leider ziemlich gewöhnliche Menschen. Was daraus folgt? Eine Figur in seinem Stück sagt es so: „Wer auf uns zeigt, der meint sich selbst.“

WOLFGANG HÖBEL



Finanzkapitäne im Tresorverlies

MARIANNE FÜRSTIN ZU SAYN-WITTGENSTEIN-SAYN gilt als Meisterin der Gastfreundschaft. Seit den siebziger Jahren lädt sie während der Salzburger Festspiele



zu sonntäglichen Mittagessen in ihre Jagdhütte in Fuschl ein. Für ihre Verdienste um die gehobene Geselligkeit – sie bringt Menschen aus Politik, Kultur und Adel zusammen – bekam sie ein österreichisches Ehrenabzeichen. Auch ihre Society-Schnappschüsse sind berühmt und in vier Foto-bänden veröffentlicht. Die 93-Jährige ist auch heute noch selten ohne Kamera unterwegs. Die weltläufige Aristokratin wuchs in Salzburg auf, ihr Vater war Friedrich Freiherr Mayr-Melnhof, ihre Mutter eine geborene Gräfin von Meran. In einem neuen Buch, „Legendäre Gastgeberinnen“ (Sandmann Verlag), hat sie einen Platz neben First Lady Jackie Kennedy und der Kunstsammlerin Gertrude Stein.

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Könnten Sie das Tablett tragen?“

Marianne Fürstin zu Sayn-Wittgenstein-Sayn weiß, wie man Feste feiert.

SPIEGEL: Fürstin Wittgenstein, wir möchten mit Ihnen über die Kultur des Feierns sprechen. Wie werden Sie den Jahreswechsel begehen?

Wittgenstein: Ich feiere eigentlich immer auf dem Land, in Fuschl bei Salzburg, in meinem Haus, da ist es ganz herrlich. Die Kinder und Enkel und Urenkel kaufen vorn im Dorf beim Kaufhaus Huber ein Paket Raketen und zünden die dann um Mitternacht, alle jubeln und schreien, wenn die Raketen auch nur ein paar Meter hoch in die Luft schießen. Aber dieses Jahr, meinte mein Sohn Peter, soll ich einmal in Wien ein wirklich tolles Feuerwerk sehen. Der Peter und seine Frau, die Sunnyi Melles, die Schauspielerin, nehmen mich mit, die Sunnyi hat am Silvesterabend Premiere im Burgtheater.

SPIEGEL: Sie sind kürzlich 93 Jahre alt geworden, aber immer noch viel unterwegs. Gerade kommen Sie aus New York.

Wittgenstein: Oh, war das herrlich, eine ganze Woche, oh, herrlich! Mittag, Abend, Mittag, Abend, Mittag, Abend, immer Einladungen. „Manni is in town“, hieß es, alle Freunde wollten mich sehen, wunderbar!

SPIEGEL: In allen Kulturen feiern die Menschen, Feste strukturieren das Leben: Es beginnt mit einer Taufe oder Beschnei-

dung und endet mit einer Trauerfeier. Warum sind solche Rituale so wichtig?

Wittgenstein: Sie binden eine Gesellschaft, sie binden Familien, das ist ja seit Adam und Eva so. Menschen lernen sich kennen. Das liebe ich. Und bei Hochzeiten kommen zwei Familien zueinander, die sich hoffentlich verstehen werden. Ich habe 20 Enkel – ich muss damit immer angeben, weil ich so stolz bin –, 24 Urenkel und einen Ururenkel, was ja ganz selten ist. Und da stiftet man Zusammenhalt in so einer großen Familie, wenn man feiert.

SPIEGEL: Bei Ihren Festen kommt nicht nur die Familie zusammen, sondern Prominenz aus Kultur, Politik und Wirtschaft. Legendar sind Ihre Mittagessen während der Salzburger Festspiele.

Wittgenstein: Bei einer Rede sagte mal die Festspielpräsidentin: „Ich habe das Gefühl, dass viele Festspielgäste nur kommen, um bei dir eingeladen zu werden, und nicht, um in eine Oper zu gehen.“ Na ja. Aber es ist wunderbar, dass während der Festspiele immer so intelligente, interessierte Menschen in Salzburg sind.

SPIEGEL: Feste gelingen selten von ganz allein.

Wittgenstein: Sie sprechen immer von Festen, das ist nicht so schön. Sprechen wir lieber von Einladungen.



Aristokratin Wittgenstein in ihrem Münchner



Wohnzimmer, Einladungskarte (oben): „Man muss den Menschen ihre Wichtigkeit nehmen“

SPIEGEL: Na gut. Wie erschaffen Sie eine gute Stimmung?

Wittgenstein: Es ist einfach: Man freut sich, dass die Gäste da sind. In meinem langen Leben habe ich die Erfahrung gemacht: Es tötet die Stimmung, wenn man sieht, die Gastgeberin hat hektische rote Bäckchen, sie ist gerade vom Friseur gekommen, und alles ist perfekt vorbereitet. Dann wird die Einladung nur schwer gelingen.

SPIEGEL: Ihre Einladungen gelten als informell, die Gäste sitzen auf Biergartenbänken, und das Essen ist selbstgeköcht.

Wittgenstein: Ja, ich glaube, das ist der Grund, warum sie alle immer wiedergekommen sind. Als wir Anfang der siebziger Jahre mit den Mittagessen in Fuschl begannen, da saß der Curd Jürgens auf dem Boden mit dem Teller in der Hand, völlig selbstverständlich. Der hat nicht gesagt, ich bin ein großer Künstler, Mime, ich spiele die Hauptrolle im „Jedermann“, es muss mir jemand servieren. Als Gastgeberin gibt einem solche Erfahrung Sicherheit. Und natürlich bemüht man sich immer, es schön zu machen.

SPIEGEL: Die amerikanische Innenarchitektin und legendäre Gastgeberin Dorothy Draper sagte einmal: „Hören Sie auf, darüber nachzudenken, was korrekt oder nicht korrekt ist, eine fröhliche Gastgeberin ist eine erfolgreiche Gastgeberin.“ Hat sie recht?

Wittgenstein: Ich glaube, das stimmt. Als der Prinz Charles bei uns war, da ist er, weil er gehört hatte, wie es bei uns zugeht, von vornherein ohne Krawatte gekommen. Das macht der ganz selten, dass der irgendwo so leger auftaucht. Er war ein wirklich erfreulicher Gast, er hat auch gleich bemerkt, dass ich selbst auf der Wiese herumgelaufen bin und Blumen gepflückt habe. Es wäre ja grauenhaft, wenn ich bei einem ländlichen Mittagessen vorher das Blumengeschäft in Salzburg anläuten und nach 50 kleinen Arrangements fragen würde.

SPIEGEL: Viele Menschen möchten durch die Feste, die sie feiern, ein möglichst gutes Bild von sich abgeben. Sie wollen alles richtig machen, auch um sich vor bösen Kommentaren zu schützen. Ein teurer Partyservice wird beauftragt ...

Wittgenstein: ... um Gottes willen, das macht ja alles kaputt. Selbst wenn ich das Geld hätte, würde ich niemals Speisen für hundert Gäste bestellen. Katastrophe, nein, das finde ich furchtbar, weil es so unpersönlich ist. Ich habe immer alle, die kamen, gefragt: Könnten Sie das Tablett tragen, bitte, sind Sie so freundlich?

SPIEGEL: Und die Leute mögen das?

Wittgenstein: Die lieben das! Man muss vor allem den Menschen, die glauben, wichtig zu sein, ihre Wichtigkeit nehmen. Dadurch, dass ich die Leute normal behandle, reden sie auch anders miteinander, es spielt dann keine Rolle, welches

MARIANNE ZU SAYN-WITTGENSTEIN / POLZER KULTURVERLAG (L.O.); DIETER MAYR / DER SPIEGEL (M.)



1



2



3

FOTOS: MARIANNE ZU SAYN-WITTGENSTEIN/POLZER KULTURVERLAG (4)

Amt sie innehaben. Ich erinnere mich an Joachim Zahn, Professor Zahn, in den siebziger Jahren Oberchef von Daimler-Benz. Die Belegschaft auf der ganzen Welt hat vor ihm gezittert. Wenn ich den einlud, habe ich zu ihm gesagt: Bitte gehen Sie schnell mal zum Küchenfenster und lassen Sie sich das Tablett herausreichen. Und seine Frau sagte: Wie machen Sie das? Bei mir hat Joachim noch nie einen Finger gerührt.

SPIEGEL: Und wie machen Sie das?

Wittgenstein: Na ja, wenn man ganz normal sagt, bitte, könnten Sie das machen, dann tun die Leute es. Obwohl ich in einem großen Schloss aufgewachsen bin, ist es für mich eine Selbstverständlichkeit, dass jeder mal einen Handgriff macht, ich habe das so von zu Hause mitbekommen.

SPIEGEL: Heutzutage ist ein gesellschaftlicher Aufstieg leichter als in den Zeiten Ihrer Kindheit. Früher hatte jede Schicht ihre Regeln und Übereinkünfte, heute ist die Gesellschaft durchlässiger und pluralistischer, aber gerade deswegen herrscht offenbar Unsicherheit darüber, wie man sich zu benehmen hat, die Leute besuchen Coaching- und Benimm-Kurse.

Wittgenstein: Das ist traurig, ja.

SPIEGEL: Kann man lernen, eine gute Gastgeberin zu sein?

Wittgenstein: Es ist leichter, wenn man Gastfreundschaft als Kind erlebt hat, weil man sie dann selbstverständlicher findet. Ich hatte das wunderbare Vorbild meiner Eltern. Ich sage immer mit Überzeugung, ich kann mich an keinen einzigen Tag zu Hause im Schloss erinnern ohne Gäste beim Essen, das gab es überhaupt nicht. Die Eltern haben die Empfindung gehabt, wir wohnen in einem großen, schönen Haus, und alle Freunde, die von Ost nach West, von Nord nach Süd reisten, sind selbstverständlich bei uns vorbeigekommen, selbstverständlich.

SPIEGEL: Sie stammen von der Habsburger Kaiserin Maria Theresia ab, die Familie,

aus der Sie kommen, gilt als wohlhabend. Man muss es sich auch leisten können, schöne Einladungen zu geben.

Wittgenstein: Ach nein, in unseren Familien erbt meistens der älteste Sohn, das ist auch richtig so, deshalb aber fehlte mir eigentlich immer Geld. Ein wunderbares Beispiel, dass es auch ohne geht, ist meine eigene Hochzeit, die mitten im Krieg stattfand. Die Gäste kamen an und wurden auf einem Traktoranhänger, an dem rundherum Tannengrün befestigt war, zum Schloss gebracht. Sie mussten Lebensmittelkarten mitbringen, und am Abend gab es für etwa hundert Leute wunderbares Essen.

SPIEGEL: Man kann auf den schönsten Festen neben einem drögen Tischpartner fast einschlafen. Wie vermeiden Sie es, dass Ihre Gäste sich langweilen?

Wittgenstein: Ich mache während des Essens oft eine Art Rochade, nach der Hauptspeise stehe ich auf und gehe zu den anderen Tischen, und wenn ich dann merke, oh, da ist jemand unzufrieden oder fühlt sich nicht wohl – das ist aber ganz selten –, dann schreite ich ein und setze mich zur Nachspeise dazu, wichtig ist gerade beim ländlichen Essen, dass ein bisschen Flexibilität und Leben da ist. Aber immer erst nach der Hauptspeise.

SPIEGEL: Wie wichtig sind Sitzordnungen bei Essenseinladungen?

Wittgenstein: Die mache ich eigentlich immer. Erst mal sag ich ganz frech: Ehemann und Ehefrau sitzen nicht beieinander. Die kennen sich schließlich, das ist ja langweilig. Zu dem Mann sage ich: Sie sitzen hier neben mir; seine Frau klammert sich dann an ihn, aber ich sage: Nein, Sie sitzen da drüben. Nur bei einem Feuerwehrball sitzen Ehepaare zusammen. Es bereitet mir Vergnügen, diese Placements zu machen.

SPIEGEL: Auch beim Essen, sagen Sie, sollte man sich nicht zu sehr verkünsteln.

Wittgenstein: Nein, es sollte ganz normales Essen geben. Wildgulasch zum Beispiel. Die großen Essen waren bei den Festspielen ja meistens am Sonntag, und wenn dann so viele Leute kommen, muss man am Samstag vorkochen, nicht jedes Gericht eignet sich dafür. Wiener Schnitzel kann ich nicht vorkochen. Wildgulasch schon, das mache ich einfach warm.

SPIEGEL: Was halten Sie von kaltem Buffet?

Wittgenstein: Um Gottes willen. Es musste immer ein warmes Essen dabei sein, ein guter Kuchen danach, nicht hundert Meter aufgeschnittenen Schweinebraten, das gab es noch nie bei uns.

SPIEGEL: Sie haben immer viel fotografiert auf diesen Festen. Prinzessin Caroline von Monaco hat Sie deshalb Mamarazza genannt, der Name blieb hängen, und es gibt inzwischen mehrere Bildbände mit Ihren Fotos. Haben sich die Gäste nie beschwert, dass sie in diesem privaten Rahmen fotografiert wurden?

Wittgenstein: Margaret Thatcher, die hat einmal zu mir gesagt: „Don't you dare take a photo of me with a glass of Whisky in my hand.“ Es war schwer, sie ohne Glas zu fotografieren, aber es ist mir gelungen.

SPIEGEL: Wie haben Sie denn die britische Premierministerin nach Fuschl bekommen, zu einer Zeit, in der sie ganz Großbritannien umbaute und für anderes kaum Zeit gehabt haben dürfte?

Wittgenstein: Ich habe sie an einem Sonntagvormittag in St. Gilgen bei Freunden kennengelernt. Sie fragte mich: „Fürstin, wo leben Sie?“ Und ich sagte: „Da, überm Berg.“ Und dann habe ich sie und ihren Mann zum Lunch eingeladen. Sie sagte, dass es ihr unmöglich sei zu kommen, jede Minute sei bereits verplant. Aber als ich sagte: „Schade, ich hatte gedacht, Sie würden sich freuen, mit Sean Connery zu sprechen“, war die Eiserne Lady plötzlich wie ein junges verliebtes

Bilder aus dem Fotoarchiv der Fürstin Wittgenstein:

1 | Schauspieler Arnold Schwarzenegger mit Ehefrau Maria Shriver 1988

2 | Premierministerin Margaret Thatcher (l. vorn), Bond-Darsteller Sean Connery (r.) 1984

3 | Playboy Gunter Sachs beim Friseur, Schauspielerin Sunnyi Melles 1986

4 | „Jedermann“-Darsteller Curd Jürgens (M.) 1975



Mädchen, ging zum britischen Botschafter, besprach das mit ihm und sagte mir dann zu.

SPIEGEL: Hat sich die Kultur des Feierns im Laufe der Jahre verändert?

Wittgenstein: Heute sind die Leute dünnhäutiger, früher wurde kontroverser diskutiert. Anfang der siebziger Jahre waren die Konflikte brisanter, als in Deutschland Willy Brandt der erste SPD-Kanzler war. Künstler wie Curd Jürgens oder Lilli Palmer haben den Brandt unheimlich toll gefunden. Gunter Sachs als Industrieller war gegen Brandt und sprang dem Jürgens in einigen Diskussionen fast an die Gurgel. Das hat man heute vergessen, wie harsch damals die Fronten waren. Damals haben sich die beiden großen politischen Lager, die Christdemokraten und die Sozialdemokraten, nicht gemischt. Das waren zwei verschiedene Gesellschaftsströmungen. Auch über die Kultur, die Inszenierungen in Salzburg, wurde offener gesprochen. Heute erlebe ich kaum mehr Leute, die sagen: Das war ein Scheiß. Viele Leute haben Angst und geben sich aalglatt: „Wunderbar gespielt, wunderbar gesungen.“ Die sind alle geübt im Small Talk.

SPIEGEL: Auch das lernen manche Leute heute in Kursen: Gesprächsführung. Ist das sinnvoll?

Wittgenstein: Wenn man versucht zu lernen, was man reden sollte, ist schon alles verdorben. Als meine Kinder in diesem Alter waren, in dem sie mit fremden Leuten nicht sprechen wollten, habe ich sie direkt zu den Leuten hingeschickt und ihnen gesagt, niemand erwartet, dass du da eine intelligente Geschichte erzählst. Geh einfach hin und sage: Sie sind doch der berühmte Maler oder Sänger. Jeder ist dann geschmeichelt und fängt gleich an zu erzählen.

SPIEGEL: Sie haben mit Leuten aus unterschiedlichen Nationen gefeiert. Ist es richtig, dass die Deutschen sich schwer-

tun mit unbeschwerten Gesprächen und auf „How do you do“ gern mal mit einem Abriss ihrer Krankengeschichte antworten?

Wittgenstein: Die Deutschen sind sicherlich am schwierigsten. Wir Österreicher sind da unkomplizierter. Und die Amerikaner überlassen beim Tischgespräch nichts dem Zufall, die versuchen Themen zu finden, die alle interessieren, und stellen Fragen.

SPIEGEL: Sind es immer die Unkomplizierten, die am lustigsten feiern? Ihr bester Freund Gunter Sachs, der die Partys des Jetses erfunden hat, war phasenweise depressiv. Im Mai 2011 nahm er sich das Leben. Können depressive Menschen manchmal sogar besser genießen, weil sie wissen, dass alles endlich ist – auch der schöne Moment?

Wittgenstein: Das weiß ich nicht. Ich hab den Gunter nie in einer tiefen Depression erlebt, immer wenn wir uns gesehen haben, war er fröhlich. Wenn ich etwas bemerkt hätte, hätte ich sicher versucht, ihn aufzuheitern. Er war natürlich ein herrlicher Hausgast. Organisieren war sein Schönstes, einmal hat er mir die ganze Musikkapelle von Fuschl organisiert, die sind dann alle aufmarschiert. Und die Gäste hingen an seinen Lippen und fragten ihn: Wie hat er die Brigitte Bardot – seine zweite Frau – kennengelernt? Wie hat er sie erobert?

SPIEGEL: Sie waren beste Freunde. Wie ist das Leben ohne ihn?

Wittgenstein: Ich vermisse ihn sehr, meinen Lämpel, so habe ich ihn immer genannt. Jeden Abend habe ich mit ihm telefoniert, Förschtl – so hat er mich genannt –, was hast du erlebt? Auch vor seinem Tod hat er mich noch mal angerufen, ich war die Letzte, mit der er telefoniert hat. Wir haben uns so gut verstanden. Ich war ja 13 Jahre älter als er,

und ich habe immer gesagt: „Ich bin zu dick, um sein Model zu werden, und zu alt, um seine Geliebte zu werden.“ Aber ich war genau richtig, um seine beste Freundin zu sein.

SPIEGEL: Sie sind nun 93 Jahre alt, und – verzeihen Sie – kein Gedanke scheint Ihnen ferner zu liegen, als der an den eigenen Tod.

Wittgenstein: Ich wache jeden Tag auf, und noch während meine Augen zu sind, ist da schon meine Neugierde: Oh, lieber Gott, frage ich mich dann, was wird es heute geben, wen werde ich neu kennenlernen? Oh, wie freue ich mich auf diesen Tag. So war es fast mein Leben lang – trotz aller Katastrophen, die ich auch erlebt habe. Das müssen Sie ja bedenken: mein Mann tot auf der Straße, vom betrunkenen Lastwagenfahrer vorm Haus überfahren mit 47! Und eins meiner Kinder starb an Krebs. Trotzdem sage ich: Danke, lieber Gott, für dieses herrliche, tolle Leben, danke, danke, danke.

SPIEGEL: Nächsten Sommer wird es in Fuschl wieder die berühmten Mittagessen geben, obwohl Sie angekündigt hatten, dass es damit mal ein Ende haben müsse.

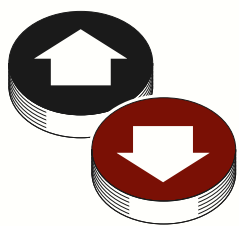
Wittgenstein: Das war in geistiger Umnachtung. Hab ich sofort bereut. Mittlerweile stelle ich mich schon seelisch auf meinen 100. Geburtstag ein.

SPIEGEL: Fürstin Wittgenstein, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Wittgenstein, SPIEGEL-Redakteurinnen*
„Förschtl, was hast du erlebt?“

* Claudia Voigt, Susanne Beyer in München.



Auferstanden aus Neurosen

FILMKRITIK: David O. Russells romantische Komödie „Silver Linings“ ist irrsinnig optimistisch.

Mitten in der Nacht fliegt ein Buch aus dem Fenster und landet im Vorgarten: „In einem anderen Land“ von Ernest Hemingway. Der enttäuschte Leser, ein junger Mann, ist außer sich, denn die Geschichte hat kein Happy End. Hemingway lässt eine Frau bei der Entbindung sterben. So etwas, glaubt der Mann, dürfe man Kindern auf keinen Fall zu lesen geben.

In dieser kleinen Szene steckt das Programm des New Yorker Regisseurs David O. Russell, 54. Berserkerhaft macht er sich in seinem neuen Film „Silver Linings“ (auf Deutsch: Silberstreifen) daran, seinen Figuren den Weg durch alle Widrigkeiten des Lebens zu bahnen. Am Glück, sagt er, führe verdammt noch mal kein Weg vorbei.

Dabei haben die Menschen in diesem Film zunächst keine wirklich guten Perspektiven. Pat Solitano (Bradley Cooper), der Hemingway-Verächter, ist gerade aus der Psychiatrie entlassen worden. Er hatte seine Frau mit einem anderen Mann unter der Dusche erwischt und ihn fast zu Tode geprügelt. Nun wohnt Pat, der Mitte 30 ist, wieder bei seinen Eltern.

Sein Vater (Robert De Niro) ist pathologisch abergläubisch und setzt sein gesamtes Vermögen auf die Siege der Philadelphia Eagles, seines Football-Teams. Pats bester Kumpel (John Ortiz) geht nachts in die Garage und schlägt zur Musik von Metallica mit bloßen Fäusten gegen die Wände, um sich ein wenig Entspannung zu verschaffen.

Eines Abends lernt Pat beim Essen die hübsche Tiffany (Jennifer Lawrence) kennen. Sie erzählt ihm, dass sie vor kurzem ihren Mann bei einem Autounfall verloren habe. Er war nachts noch mal losgefahren, um Reizwäsche für sie zu kaufen. Überdies sei sie gerade entlassen worden, weil sie mit allen Angestellten ihrer Firma Sex gehabt habe, auch mit den Frauen.

„Silver Linings“, bereits für vier Golden Globes nominiert, ist also zunächst einmal ein Psychriefilm, und der Patient, um den es geht, heißt Amerika. Wohin der Zuschauer auch blickt, sieht er Menschen, die von Traumata, Neurosen und Zwangsverhalten geplagt sind. Wer nur ein paar Macken und Marotten hat, ist nicht normal.

Der Film deutet auch an, woher all dieser Irrsinn kommt. Zum Beispiel aus dem Druck, der sich überall aufbaut, in der Familie oder im Job. Oder aus dem

sind wir wild entschlossen, uns alle gegenseitig zu therapieren.

Und so lässt der Film die Psycho-Probleme seiner Figuren irgendwann hinter sich und erfindet sich nach guter amerikanischer Art komplett neu. Auf einmal entwickelt sich eine romantische Komödie. Russell zieht alle Register, die in diesem Genre schon immer gezogen wurden, um den Zuschauer zu Tränen des Glücks zu rühren.

Pat, der Hemingway-Hasser, will Tiffany dazu bringen, seiner Frau einen Brief von ihm zu übergeben. Als Gegenleistung verlangt Tiffany von ihm, dass er mit ihr an einem Tanzturnier teilnimmt. Das ist natürlich ein geradezu grotesk klischeehaftes und durchschaubares Manöver, zwei Figuren zusammenzubringen. Aber Russell hat die Chuzpe, sich darum überhaupt nicht zu scheren.

Er entwickelt viel Charme, Witz und eine ganz eigenartige Sinnlichkeit zwischen seinen beiden Hauptdarstellern. Er verückt den Zuschauer mit Robert De Niro und Jacki Weaver, die ein reizend fürsorgliches Elternpaar spielen und wie ein einziges Plädoyer für die Selbstheilungskräfte der Familie wirken.

Man fühlt sich ein bisschen über-rumpelt von der Dreistigkeit, mit der dieser Film sich alles so zurechtbiegt, dass es ein gutes Ende nimmt. Es ist schon fast übergriffig, wie Regisseur Russell sein Publikum mit allen Mitteln in gute Laune zu versetzen versucht. Aber man mag sich auch nicht dagegen wehren.

Der Silberstreif am Ende strahlt dann so grell, dass sich der Zuschauer eine Sonnenbrille aufsetzen möchte, um nicht von ihm geblendet zu werden.

LARS-OLAV BEIER



Darsteller Cooper, Lawrence: *Charme und Chuzpe*

Zwang, männlich sein zu müssen oder erfolgreich, aus der lebenslangen Hetzjagd nach dem Glück. Filmemacher Russell erzählt davon in einem leichten, satirischen Tonfall.

Er inszeniert in einem hysterischen Stil, die Kamera umtanzt die Figuren wie ein hypernervöses Kind und lässt den Zuschauer so am Irrsinn teilhaben. Wenn plötzlich ein Polizist vor der Haustür steht, baut er sich im Bild zu einer einzigen Bedrohung auf. In Momenten wie diesem wirkt „Silver Linings“ wie Film gewordene Paranoia.

Wir Amerikaner sind nun mal durchgeknallt, sagt der Film mit einem gewissen Stolz, ihr müsst uns so nehmen, wie wir sind. Wir haben zwar bei weitem nicht genug Gummizellen, aber dafür



Video: Ausschnitte aus „Silver Linings“

spiegel.de/app12013filmkritik
oder in der DER SPIEGEL-App

Filmstart: 3. Januar.



VON LAMMFROMM BIS SAU- KOMISCH.



DIE TIERISCHEN 10
DIE GROSSE SHOW MIT JOCHEN
SCHROPP UND MARTIN RÜTTER
AB 8.1. - JEDEN DIENSTAG, 20:15 UHR



Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) **E-Mail** spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.),
Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO Leitung: Konstantin von Hammerstein, René Pfister (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Jörg Schindler, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Gerald Traufetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND Leitung: Alfred Wenzierl, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Gunther Latsch, Udo Ludwig, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro Leitung: Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Deggerich, Özlem Gezer, Sven Röbel, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Barock, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klavitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

AUSLAND Leitung: Clemens Höges, Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Jan Puhl, Sandra Schulz, Daniel Steinorth, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Samira Shafy, Frank Thadesez, Christian Wüst. *Autoren:* Rafaela von Bredow

KULTUR Leitung: Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Elke Schmitter, Katharina Stengelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Hübner, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT Leitung: Matthias Geyer, Cordt Schimmben, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huetlin, Guido Mingels, Alexander Osang, Dr. Stefan Willeke

SPORT Leitung: Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN Leitung: Dietmar Pieper, Annette Großbongardt (stellv.), Norbert F. Pözl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterbug, Uwe Klußmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü; Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz

E-Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rodiger, Doris Wilhelm

Besondere Aufgaben: Michael Rabanus

Sonderhefte: Rainer Sennwald

TITELBILD Stefan Kiefer; Suze Barrett, Iris Kuhlmann, Gershon Schwalfenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

INTERNET www.spiegel.de

REDAKTIONSBLG spiegel.de@spiegelblg

TWITTER [@derspiegel](https://twitter.com/derspiegel)

FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fidelius Schmid, Carlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, Am der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smoltczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Christoph Scheuermann, P.O. Box 64199, London WC1A 9FP, Fax (004420) 34902948

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knap, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

NEU DELHI Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

NEW YORK Ulrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

TEL AVIV Julia Amalia Heyer, P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

Warschau P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Elitzschig, Johannes Erasme, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immisch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussak, Jessica Kensi, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Ofner, Thorsten Olthoff, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlou, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Jil Sörensen, Rainer Staudhammer, Tuisiko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 66 vom 1. Januar 2012
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffke



MIX
Papier
FSC® C020233

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate

E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com

Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop

Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)

Telefon: (040) 3007-4888 Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: spodats@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196
E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg

Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.

Telefon: (06421) 606265

Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde

Telefon: (069) 955124-0

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.

sechsmal UniSPIEGEL

Österreich: zwölf Monate € 234,00

Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40

Europa: zwölf Monate € 262,60

Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60

Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60

Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,00 pro Ausgabe

☐ für € 3,80 pro digitale Ausgabe

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur

Normallieferung. Eilbotenzustellung auf Anfrage.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte

bekomme ich zurück. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten	
Straße, Hausnummer oder Postfach	
PLZ, Ort	
Ich zahle ☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)	
Bankleitzahl	Konto-Nr.
Geldinstitut ☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie unter: www.spiegel.de/widerrufsrecht	
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten	SP13-001 SD13-006 SD13-008 (Upgrade)



THEMA DER WOCHE

Schattenseite der Spaßgesellschaft

Ob Legoland, Serengeti Park oder Heide Park Soltau: Die großen Vergnügungsparks versprechen ihren Gästen Freude und Nervenkitzel – und verlangen im Gegenzug saftige Eintrittspreise. Bei den Mitarbeitern kommt von den Erlösen wenig an. Die Branche ist berüchtigt für niedrige Löhne und fragwürdige Arbeitsbedingungen.

POLITIK | Härtetest für den Chef

Beim Dreikönigstreffen muss Philipp Rösler die FDP-Anhänger überzeugen, dass er auch 2013 der richtige Mann an der Parteispitze ist. Kurz darauf kommt für ihn die erste große Bewährungsprobe – bei der Wahl in seiner Heimat Niedersachsen.

PANORAMA | Weggesperrt und vergessen

Gewalt, Drogen, Kleinkrieg mit der Anstaltsleitung: Ein ehemaliger Häftling schildert den Alltag im Knast. Untersuchungen belegen, dass sich der Strafvollzug faktisch längst vom Ziel der Resozialisierung verabschiedet hat.

GESUNDHEIT | Gute Fette, schlechte Fette

LDL-Cholesterin erhöht das Herzinfarktrisiko, HDL-Cholesterin schützt die Gefäße. Doch jetzt gerät das Kardiologen-Dogma durch neue Studien ins Wanken. Wichtiger als jeder Wert ist für Risikopatienten offenbar Bewegung.

einstages.de | 0 Dose mio



Es war der Aufreger nach Silvester: Vor zehn Jahren wurde in Deutschland das Dosenpfand eingeführt. Doch einige Menschen besitzen Tausende Büchsen von Cola, Pepsi und Co. und würden sie für kein Pfand der Welt hergeben. einstages.de sprach mit Sammlern und zeigt deren liebste Stücke.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

SONNTAG, 6. 1., 22.15 – 23.00 UHR | RTL
SPIEGEL TV MAGAZIN

Schmuggler, Räuber, Illegale – Die Kriminalität an den deutschen Grenzen boomt; **Abgezockt** – Der Notar und die Schrottimmobilien; **Sperma für alle** – Besuch in der größten Samenbank der Welt.

SONNTAG, 6. 1., 19.30 – 20.15 UHR | ZDF
TERRA X

Abenteuer Sibirien
Teil 2: Aufbruch der Glücksritter

Unendliche Weite, eisige Kälte, trostlose Steppen und Wälder – das verbinden die meisten mit Sibirien. Der „achte Kontinent“ umfasst 13 Millionen Quadratkilometer mit drei völlig unterschiedlichen Klimazonen. Doch Sibirien ist mehr als ein Landstrich – Sibirien ist ein Mythos. Seit Jahrhunderten suchen auch Deutsche in der russischen Weite ihr Glück. SPIEGEL TV-Autor Kay Siering hat Auswanderer von heute besucht und berichtet über die deutschen Spuren in der Geschichte Sibiriens und die faszinierende Gegenwart der unwirtlichen Region.

FREITAG, 4. 1., 20.15 – 21.00 UHR | PAY TV
SPIEGEL TV WISSEN

BEI ALLEN FÜHRENDEN KABELNETZBETREIBERN
Aus mir wird ein Star – der Musicalnachwuchs erobert die Bühne, Teil 1

Seit Jahren boomt das Geschäft mit Musicals – vor allem in Deutschland. Die wenigen Ausbildungsplätze an der Joop van den Ende Akademie für



Tanzunterricht in der Musicalakademie

Musicaldarsteller in Hamburg sind daher begehrt. Jedes Jahr bewerben sich rund 400 junge Männer und Frauen um die Aufnahme, aber nur 10 Talente werden ausgewählt. Der Weg zu einer internationalen Bühnenkarriere ist hart: 40 Stunden pro Woche wird getanzt, gesungen und geschauspielert. SPIEGEL TV Wissen begleitet in einer dreiteiligen Serie die verschiedenen Stadien der Ausbildung und dokumentiert den Alltag eines Musicaldarstellers in Deutschland.

Der digitale SPIEGEL

Jetzt
auch für



In dieser Ausgabe:

Kampf dem Konkurs – Multimedia-Spezial über den Niedergang der US-Stadt, in der McDonald's gegründet wurde
Verbotenes Land – SPIEGEL-Reporter Christoph Reuter berichtet im **Video** über seine Reisen nach Syrien
Bedrohte Riesen – **Video** über die Rettung von Mammutbäumen

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen
- Alles immer schon **ab Sonntag 8 Uhr!**

www.spiegel.de/digital



Einfach QR-Code scannen, z.B. mit der App „Sminna“

DER
SPIEGEL

Register

GESTORBEN

Norman Schwarzkopf, 78. Er war Enkel deutscher Auswanderer, sein Vater war Polizeioffizier, leitete die Ermittlungen im Fall des ermordeten Lindbergh-Babys und diente später dem Schah von Persien als Polizeichef. Schwarzkopf wuchs in Internaten auf, weil seine Mutter trunksüchtig war. Danach ging er an die Militärakademie in West Point, wo er auffiel, da er nicht nur Football spielte und zur Ringermannschaft gehörte, sondern auch Tenor sang und den Chor leitete. Als Infanterieoffizier diente Schwarzkopf in Vietnam; bei seinem zweiten Einsatz war er schon Bataillonskommandeur. Als im Januar 1991 der erste Golfkrieg ausbrach, war er, der den Spitznamen „Stormin’ Norman“ trug, Oberbefehlshaber der Alliierten. Die Armee, die ausrückte, um in der „Operation Wüstensturm“ Saddam Husseins Truppen aus Kuwait zu vertreiben, umfasste 680 000 Mann. Ihnen standen rund 400 000 Iraker gegenüber. Sechs Wochen dauerte der Krieg, knapp 300 US-Soldaten starben, während Zehntausende Iraker ums Leben kamen. Schwarzkopf wollte nach Bagdad durchmarschieren, um Saddam zu stürzen, aber US-Präsident George Bush stoppte ihn und ließ den Sieg feiern. New York bereitete Schwarzkopf die größte Konfettiparade aller Zeiten. Seine Memoiren („Man muss kein Held sein“) waren ein weltweiter Erfolg. Norman Schwarzkopf starb am 27. Dezember in Tampa, Florida.



DAVID TURNLEY / CORBIS

Jack Klugman, 90. Mit seiner berühmtesten Rolle wurde der Schauspieler so sehr identifiziert, dass er sogar Vorträge vor Rechtsmediziniern hielt. Dieser Dr. Quincy, dessen Vorname nie genannt wurde, ging akribisch mit Leichen um und warmherzig mit seinen Mitmenschen; er bewohnte ein Segelboot, flirtete gern und war eigentlich mehr Detektiv als Arzt. Vor dem Serien Erfolg „Quincy“ hatte Klugman in den frühen siebziger Jahren den schlampigen Sportreporter Oscar in der Sitcom „Männerwirtschaft“ gespielt. Der Durchbruch war dem Sohn russischer Einwanderer 1957 mit dem Hollywood-Drama „Die



SHOOTING STAR / INTERTOPICS

zwölf Geschworenen“ gelungen. Sein Privatleben hatte Klugman auf ganz eigene Art geregelt: Seine Frau und er trennten sich bereits 1974, ließen sich jedoch nie scheiden. Erst nach ihrem Tod 2007 heiratete er im Alter von 85 Jahren seine langjährige Lebensgefährtin. Jack Klugman starb am 24. Dezember in Los Angeles.

Jesco von Puttkamer, 79. Schon um das Jahr 2035 könnten Menschen zum Mars fliegen, prophezeite der deutschstämmige Nasa-Manager vor dreieinhalb Jahren im SPIEGEL: „Die künftigen Mars-Astronauten sind längst geboren und leben als Dreikäsehochs unter uns.“ Die Mission seines Lebens lag da schon lange zurück. Per Telegramm hatte Raketenpionier Wernher von Braun den jungen Ingenieur 1962 zur Nasa geholt: „Kommen Sie nach Huntsville! Wir fliegen zum Mond.“ Nach seiner Mitwirkung am „Apollo“-Programm proklamierte Puttkamer als Nasa-Manager für die Internationale Raumstation ISS unermüdlich die Eroberung des Weltalls. Er selbst wählte sich auch im fortgeschrittenen Alter allzeit bereit, zu den Sternen zu reisen: „Wenn ich einen warmen Pullover mitnehmen könnte, würde ich sofort in ein Mars-Raumschiff steigen“, bekannte der dienstälteste Nasa-Manager. Jesco von Puttkamer starb am 27. Dezember.

Peter Wapnewski, 90. Er war enorm gebildet, doch nicht eingebildet. Er wollte begeistern, nicht belehren. „Ich habe versucht, zu verstehen und das Verständene weiterzugeben“, lautete das Fazit seiner lebenslangen Lehr- und Schreibtätigkeit. Das große Thema war die Literatur des Mittelalters. Wer Wapnewski über Walther von der Vogelweide sprechen hörte, konnte begreifen, was intime Kennerschaft bedeutet. Der in Kiel geborene Wissenschaftler, der in Heidelberg, Karlsruhe und Berlin lehrte, war sich auch für die tagesaktuelle Literaturkritik nicht zu schade. Zwar war Wapnewski der Überzeugung, dass die Künste nicht dazu da seien, zu unterhalten, doch er setzte gern hinzu: „Dass sie das auch tun, ist wunderbar.“ 1981 war er Gründungsrektor des Berliner Wissenschaftskollegs, das sich internationales Renommee erwarb, 2005 und 2006 publizierte er zwei Bände faszinierender Memoiren („Mit dem anderen Auge“). Peter Wapnewski starb am 21. Dezember in Berlin.



ULSTEIN BILD

Jetzt Testpaket sichern:

10 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!



Pierre-Cardin-Geldbörse

Stilvoll und praktisch – das klassische Portemonnaie aus dunkelbraunem Ziegenleder mit hellbraunen Ziemnähten. Perfekt organisiert mit vielen Fächern. Maße geschlossen (B x H): ca. 12 x 9 cm.

Komplett für nur
€ 29,-
Über 30 %
gespart!

**GRATIS
zur Wahl**



Tucano-Doppio-iPad-Hülle

Doppelt gut! Die Hülle aus 3 mm dickem Neopren verspricht perfekten Schutz für Ihr iPad. Mit zwei Reißverschluss-Fächern in trendiger Kontrastfarbe für iPad und Zubehör. Extradicke Stoffflappen schützen zusätzlich die Kanten.

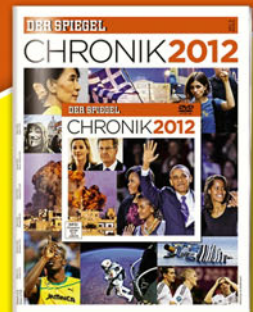


Madison-Armbanduhr „Cockpit“

Ausdrucksstarke Fliegeruhr mit japanischem Qualitätsuhrwerk, fluoreszierenden Ziffern und Zeigern, gewölbtem Mineralglas und Datumsanzeige. Gehäuse-Ø: ca. 40 mm.

Rösle-Teeglocke

Teeglocke aus Edelstahl und Kunststoff mit 300 Löchern für einen idealen Wasser-Durchfluss. Der Teesatz lässt sich mit dem integrierten Stempel bequem auspressen. Spülmaschinengeeignet.



Ihr Zusatzgeschenk:
SPIEGEL-Chronik 2012
mit DVD

Ihre Vorteile im Überblick:

- ✓ **10 x den SPIEGEL ohne Risiko testen**
- ✓ **Wunschgeschenk sichern**
- ✓ **Nur im Testpaket über 30 % sparen**
- ✓ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**



Jetzt auch für
Windows 8

Digitalen SPIEGEL mitbestellen:

Der digitale SPIEGEL – nur € 0,50 pro Ausgabe für SPIEGEL-Leser

- Schon sonntags ab 8 Uhr
- Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- Einfach kostenlose DER SPIEGEL-App installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- Optimierte für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle und PC/Mac

Ja, ich möchte mein SPIEGEL-Testpaket!

Ich lese den SPIEGEL 10 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 29,- statt € 42,- im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 8. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Mein Wunschgeschenk:

☐ Geldbörse (3571) ☐ Teeglocke (3565) ☐ iPad-Hülle (3893) ☐ Armbanduhr (2778)

+ Zusatzgeschenk
SPIEGEL-Chronik 2012 mit DVD

☐ Frau

☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Geburtsdatum

1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug

BLZ

Konto-Nr.

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift



SP13-020



Einfach Coupon senden an:

DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg



Telefon 040 3007-2700

Aktionsnummer SP13-020



Fax 040 3007-857085

Einfach Coupon ausschneiden und faxen



Afghanische Polizisten

SEBASTIAN WIDMANN / DAPD

Polizei am Sandkasten

Was auf den ersten Blick aussieht wie eine entspannte Spielrunde, ist in Wahrheit eine ernste Angelegenheit. 25 Teilnehmer eines Sechs-Wochen-Kurses im deutschen Trainingszentrum der Polizei im afghanischen Kunduz sitzen um den sogenannten Sandkasten herum. Mit Mini-Kieselsteinen, Plastikbäumchen und Playmobil-Figuren simulieren deutsche Ausbilder die tägliche Realität der Afghanischen Nationalpolizei: die Arbeit an einem Checkpoint. Für viele

der Polizisten aus den Provinzen Kunduz, Baghlan und Takhar ist es die erste professionelle Einweisung in ihren Beruf überhaupt. Afghanische Polizisten überleben deutlich seltener ihr erstes Dienstjahr als ihre Kameraden bei der Armee. Taliban oder Schmuggler greifen sie gezielt an, vor allem, wenn sie in einsamen Gegenden auf Posten stehen. Aber das ist nicht das einzige Problem, wie Polizist **Mohammad Aziz**, 32, erklärt: „Die Feinde jagen nicht nur uns, sie verfolgen auch unsere Familien in den Dörfern.“

Dank vom Monster

Unter seinem bürgerlichen Namen **Adam Darski** kennt ihn niemand, sein Alter Ego „Nergal“ ist berühmt. Grau geschminkt, in ein schwarzes Leder-gewand gehüllt, singt der 35-jährige Pole bei der Death-Metal-Band Behemoth, benannt nach einem apokalyptischen Monster. Die Lieder handeln von menschenfressenden ägyptischen Gottheiten oder dem Untergang der Welt. Vor zwei Jahren war für Nergal das eigene Ende plötzlich ganz nah. Nur eine anonyme Knochenmarkspende rettete den an Leukämie erkrankten Musiker vor dem Tod. Mitte Dezember traf er seinen Wohltäter vor laufenden Kameras in Gdingen. Der 25-jährige Grzegorz wusste bis dahin nicht, für wen seine Spende bestimmt war. Nergal zeigte, dass er nur auf der Bühne dem Jenseitigen positiv gegenübersteht: „Ich danke dir für das Leben“, stammelte er sichtlich bewegt.



MAKSYMILIAN RIGAMONTI / NEWSWEEK POLSKA / IMAGO

Kesha, 25, amerikanische Sängerin, hat Verständnis dafür, dass US-Radiosender ihr Lied „Die Young“ boykottieren. Wegen der Textzeile „Lass uns das Beste aus dieser Nacht machen, als würden wir jung sterben“ wurde der Song nach dem Schulmassaker von Newtown, Connecticut, am 14. Dezember aus Pietätsgründen nicht mehr gespielt. 20 Kinder und 6 Erwachsene waren bei dem Amoklauf ums Leben gekommen. „Mir tun alle leid, die von dieser Tragödie betroffen sind, und ich verstehe, warum mein Lied jetzt unpassend ist“, schrieb Kesha auf Twitter. Später teilte sie auf ihrer Website mit, sie habe immer ein Problem mit der Phrase „die young“ gehabt, da sie viele junge Fans habe. Die eigentliche Botschaft ihres Songs sei aber dennoch gültig: dass man „jeden Tag voll ausschöpfen sollte, und sich seine Jugend im Herzen bewahren muss“.

Rowan Atkinson, 57, britischer Komiker und besser bekannt als Mr. Bean, hat es satt, immer nur den Hanswurst zu geben. Es sei stets sein Wunsch gewesen, sagte er der „Sunday Times“, sich altersgemäß zu verhalten. Daher will er den tollpatschigen Trottel Mr. Bean bis auf weiteres – vielleicht sogar für immer – in den Ruhestand schicken. Um seine Sehnsucht nach Ernsthaftigkeit zu erfüllen, hat Atkinson die Hauptrolle in dem Theaterstück „Quartermaine’s Terms“, einer Tragikomödie aus dem Schulmilieu, im Londoner West End übernommen. Finanziell habe er zwar ausgesorgt, doch irgendetwas müsse man ja tun: „Länger als fünf Stunden am Tag kann man keine Auto-Zeitschriften lesen, obwohl es großen Spaß macht.“

Kamilla Seidler, 29, dänische Spitzenköchin, will die Lebensverhältnisse in Bolivien verbessern. Zu diesem Zweck eröffnet sie nun bald in La Paz, der Hauptstadt des ärmsten Landes Südamerikas, auf 3200 Metern über dem Meeresspiegel das Gourmetrestaurant Gustu. Das heißt Geschmack in Quechua, der Sprache der Indios von La Paz. Seidlers Mission: Sie will die lokale Esskultur neu interpretieren, die Einheimischen an gesündere Ernährung gewöhnen, Touristen anlocken und so für Arbeit und Wohlstand sorgen. Die Dänin, geschult in den hippen Gourmetlokalen Kopenhagens, will nur saisonfrisches Gemüse, Fleisch, Flussfische, Getreide, Schokolade und Obst von bolivianischen Bio-Produzenten verarbeiten. 30 Jugendliche aus armen Familien bildet sie jährlich zu Küchenhelfern aus.



JEFF VESPA / CONTOUR BY GETTY IMAGES

Verdienter Star

Vor zwei Jahren war die amerikanische Schauspielerin **Jessica Chastain**, 35, noch weitgehend unbekannt; 2011 erschienen dann gleich sechs Filme mit ihr. Inzwischen hat sie mehrere Preise gewonnen und 24 Nominierungen für Auszeichnungen aller Art erhalten, darunter eine für den Oscar und zwei für die Golden Globes. Die Interviews, die Chastain zu ihrer jüngsten Rolle in Kathryn Bigelows Film „Zero Dark Thirty“ über die Jagd auf Osama Bin

Laden gegeben hat, gehen in die Dutzende, Glamour-Magazine reißen sich darum, die Kalifornierin als Fotomodell zu engagieren. Chastain zeigt sich zwar erfreut über die Entwicklung, wirklich wundern, so behauptet sie, mag sie sich aber nicht. Ihr Aufstieg scheint ihr vielmehr einer gewissen Logik zu folgen: „Ich bin keine 17 mehr, ich verstehe mein Handwerk. Ich habe viel Theater gespielt, im Fernsehen war ich einmal eine Leiche. Jetzt bekomme ich zum ersten Mal wirklich großartige Rollen angeboten.“

Bärtiger Rentner

Der neue Look des ehemaligen französischen Präsidenten **Nicolas Sarkozy**, 57, provoziert. Mit seinem Dreitagebart sehe er aus wie ein „geschniegelter Homo-Bad-Boy“, sagt seine einstige Ministerin für Gesundheit. Andere finden den Bart sportiv. Sarkozy selbst bezeichnet sich inzwischen als „jungen Rentner“. Den Bart trage er, „weil Carla das so gefällt“.

Viele Franzosen sind davon überzeugt, dass Sarkozy in die Politik zurückkehren will und 2017 für die Präsidentschaft kandidiert. Manche Fans wollen jedoch nicht so lange warten.

In einem Video auf YouTube, das mittlerweile zwei Millionen Mal aufgerufen wurde, singt ein junger Mann in einem Chanson: „Nicolas Sarkozy, bitte komm zurück und rette uns das Leben!“



FADI AL-ASSAAD / REUTERS

Entspannt bei Jauch

Es ist ein Trost, zu Beginn eines neuen Jahres zu erfahren, dass selbst so offensichtlich disziplinierte Menschen wie **Ursula von der Leyen**, 54, nicht alle ihre Vorsätze auch verwirklichen. Die Bundesministerin für Arbeit und Soziales war 2012 von allen deutschen Politikern am häufigsten in Talkshows zu sehen (nur Wolfgang Kubicki war genauso oft, nämlich neunmal, zu Gast); besonders gern war von der Leyen bei **Günther Jauch**, 56. Dabei hatte die Christdemokratin in Interviews wiederholt versichert, dass Samstag und Sonntag der Familie gehörten: „Das tiefe Durchatmen, das Loslassen am Wochenende ist enorm wichtig für die Erholung.“ Möglicherweise endet dieses Loslassen aus Sicht der Ministerin bereits am Sonntag. Es könnte aber auch sein, dass ein Talkshow-Auftritt manchmal entspannender ist als der Familienalltag in Hannover.



EVENTPRESS MUELLER/STAUFFENBERG/PICTURE ALLIANCE/DPA

Aus der „Neuen Westfälischen“: „Gurken sind besser als Kekse: Der Erlöserkindergarten verzichtet auf Fleisch.“

VIelen DANK FÜR IHREN EINKAUF
Es bediente Sie: Herr Rühmann
in der Wurst

Kassenbon aus einem Edeka-Neukauf-Markt in Celle

Aus der „Main-Post“: „Dort spielte die Lohrer Blasmusik sinnliche Adventslieder.“



Aus der „Westfälischen Rundschau“

Aus der „Süddeutschen Zeitung“: „Das Prodekanat München-Süd umfasst elf Gemeinden und reicht vom Westend bis nach Grünwald. Die Landeskirche möchte sich dazu nicht äußern.“

Gewalt gegen Frauen ist ein gesellschaftliches Problem und sollte auch genau aus diesem Grund mit öffentlichen Mitteln gefördert werden.
Marion Klußmann, Köln, Interventionsstelle für häusliche Gewalt

Aus der „Westdeutschen Zeitung“

Aus der „Südwest Presse“: „Entscheidend ist jedoch, dass die Technik nicht Selbstzweck ist, sondern tatsächlich eine vage Gegenständlichkeit, hier oft Waldstücke, entstehen lassen, die in der Binnenstruktur zur Abstraktion, als Ganzes gesehen zum Abbildhaften tendieren und dabei eine leicht schaurige Stimmung erzeugen, ohne ins Romantische zu verfallen.“

Fliegen ist am Boden
am langsamsten

Aus der Grazer „Kleinen Zeitung“

„Die Kuh
lief, ohne
sich um den
Verletzten
zu kümmern, weg.“

Kölner Stadt-Anzeiger



160 Seiten • € 7,99 [D]
ISBN 978-3-453-60259-5
Leseprobe unter www.heyne.de

HohlSPIEGEL – das sind kuriose Fundstücke sprachlicher Entgleisungen aus Zeitungsberichten, Gebrauchsanweisungen, Annoncen. Da versichert eine Klinik, dass hier „Ihr Gesäß in guten Händen“ ist. Ein Hersteller verspricht, dass „auf Wunsch die Taschen zusammen mit dem Kunden verarbeitet“ werden.

Dieses Buch versammelt die schönsten Ausrutscher der letzten Jahre.

SPIEGEL
BUCHVERLAG

HEYNE <

Zitate

Der CDU-Bundestagsabgeordnete und Ex-Umweltminister Norbert Röttgen in einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“ zum SPIEGEL-Titel „Deutsche Waffen für die Welt“ (Nr. 49/2012):

Wenn ein demokratischer Staat wie die Bundesrepublik Waffen verkauft, dann sollte er dazu stehen ... Die Regierung sagt dem Parlament: Wir dürfen euch nichts sagen. Dann liest man über die geplanten Waffenverkäufe im SPIEGEL. Und dann sagt die Bundesregierung dem Parlament immer noch: Das ist geheim! Das führt zu ganz absurden Situationen, auch im Verhältnis zwischen Bundesregierung und Parlament. Man sollte von Anfang an offen über Waffenexporte reden. Und wenn man dem Parlament und der Öffentlichkeit bestimmte Exporte nicht plausibel machen kann, dann ist das ein gutes Argument dafür, dass sie unterbleiben sollten.

Die „Stuttgarter Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Der Tote von Leutkirch“ über den Doping-Tod eines Radsportlers (Nr. 51/2012):

Da wird ein Mensch gefunden, der sich erkennbar zu Tode gedopt hat, da werden kistenweise einschlägige Präparate entdeckt – doch der zuständige Behördenchef schließt nach einem Tag die Akten. Ohne die Wachsamkeit der Medien, in diesem Fall des SPIEGEL, wären wohl nie Ermittlungen nach den Hintermännern in Gang gekommen. Irritierend ist aber auch, mit welcher Milde die vorgesetzte Generalstaatsanwaltschaft reagiert: Der Fall sei „sicherlich nicht optimal bearbeitet“ worden, dieses Fazit grenzt schon fast an Hohn.

Das „Handelsblatt“ über den SPD-Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück und dessen Rede zur Einweihung des neuen SPIEGEL-Gebäudes 2011:

Er nahm selten ein Blatt vor den Mund. Beim SPIEGEL begann er seine Rede mit: „So ein Mistblatt.“

Die „Süddeutsche Zeitung“ in einem Porträt des Drogeriemarktketten-Gründers Dirk Roßmann:

Da hat er eine Geschichte parat, die kaum bekannt ist. Mit Privatautos und einem Rossmann-Transporter schmuggelte er zweimal jeweils 20 000 SPIEGEL-Exemplare nach Leipzig und ließ sie dort bei Montagsdemonstrationen verteilen. „Drei Wochen später durfte der SPIEGEL in Leipzig verkauft werden.“ Das sind für ihn Momente, in denen er sein Leben als sehr reich durch Reichsein empfindet.

Verstecken sich Energieverschwender in Ihrem Unternehmen?*



* ENTEGA Energiemanagement schaltet sie aus.

Mit Energie sollte man sparsam umgehen: nicht nur der Umwelt zuliebe, sondern auch wegen der Kosten. Denn energieeffizient zu wirtschaften zahlt sich für Ihr Unternehmen aus: Zwischen 10 und 30% Einsparungspotenzial gibt es im Durchschnitt in deutschen Unternehmen. Wir helfen dabei, dieses Potenzial aufzuspüren: von der Analyse über die Planung bis zur Umsetzung und Zertifizierung nach DIN ISO 50001. Übrigens: Unternehmen mit Energiemanagement können zudem auch steuerliche Vergünstigungen erhalten.

Vereinbaren Sie jetzt einen Beratungstermin!

→ 06151 404 4444

→ entega.de/energiemanagement



→ entega.de



Jetzt die volle
Riester-Förderung
vom Staat¹ sichern!

 **Union
Investment**

Treten Sie ein und sorgen Sie jetzt für eine Zukunft nach Ihren Wünschen vor

Die Riester-Rente vom Marktführer² zahlt sich für Sie aus

- Ihre Einzahlungen werden mit Zulagen staatlich gefördert
- Eine „exzellente Renten-Höhe“³ während der leistungsstarken Auszahlphase

Informieren Sie sich jetzt unter www.union-investment.de und lassen Sie sich in Ihrer Volksbank Raiffeisenbank beraten.

 **Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken**



¹Ist begrenzt auf den Förderhöchstbetrag nach § 10a EStG (pro Jahr 2.100,— Euro). ²Quelle: Berechnung auf Basis der Marktdaten der Riester-Anbieter, Stand: 31.12.2011. ³Quelle: Studie „Rendite und Renten-Höhe von Riester-Produkten“, Institut für Vorsorge und Finanzplanung GmbH, Stand: August 2012. Weitere Informationen, die Verkaufsprospekte und die wesentlichen Anlegerinformationen erhalten Sie kostenlos in deutscher Sprache bei allen Volks- und Raiffeisenbanken oder direkt bei Union Investment Privatfonds GmbH, Wiesenhüttenstraße 10, 60329 Frankfurt am Main, unter www.union-investment.de oder telefonisch unter: 069 58998-6100. Stand dieser Werbemitteilung: 1. Dezember 2012.